Dachauer Hefte 1

Die Befreiung



Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2026

DACHAUER HEFTE

Studien und Dokumente
zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager

Im Auftrag des Comité International de Dachau, Brüssel
herausgegeben von Wolfgang Benz und Barbara Distel

1. Jahrgang 1985 Heft 1 (Dezember 1985) Die Befreiung

Inhalt

Barbara Distel
Der 29. April 1945 3
Die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau

Hermann Weiß
Dachau und die internationale Öffentlichkeit 12
Reaktionen auf die Befreiung des Lagers

Wolfgang Benz
Zwischen Befreiung und Heimkehr 39
Das Dachauer Internationale Häftlings-Komitee und die Verwaltung des Lagers im Mai und Juni 1945

Tony Barta
Antifaschismus und demokratischer Neubeginn 62
Die Stadt Dachau im ersten Jahr nach dem Nationalsozialismus

Max Mannheimer
Theresienstadt - Auschwitz - Warschau - Dachau 88
Erinnerungen

Arthur Haulot
Lagertagebuch Januar 1943 - Juni 1945 129

Eli A. Bohnen
Als sich das Blatt gewendet hatte 204
Erinnerungen eines amerikanischen Militär-Rabbiners an die Befreiung Dachaus

David Max Eichhorn
Sabbath-Gottesdienst im Lager Dachau 207
Bericht des US-Militärrabbiners über die erste Maiwoche 1945

Stanislav Zámečník
„Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen" 219
Zur Existenz des Himmler-Befehls vom 14./18. April 1945

Mitarbeiter dieses Heftes

Tony Barta, Professor für Geschichte an der La Trobe University, Melbourne (Australien)

Wolfgang Benz, Wiss. Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte, München

Eli A. Bohnen, Rabbiner, Providence, Rhode Island (USA)

Barbara Distel, Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau

David Max Eichhorn, Rabbiner, Satellite Beach, Florida (USA)

Arthur Haulot, Sécrétaire Général du Bureau International du Tourisme Social und Directeur du Journal des Poètes, lebt in Brüssel (Belgien)

Max Mannheimer (ben jakov) lebt heute als Maler bei München

Hermann Weiß, Wiss. Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte, München

Stanislav Zámečník lebt als Historiker in Prag (ČSSR)

Sybill Janus (München) übersetzte den Aufsatz von Stanislav Zamecnik aus dem Tschechischen

Ursula Guess (Puchheim) übertrug Arthur Haulots Lagertagebuch aus dem Französischen

Isabella Nadolny (Chieming) übersetzte den Aufsatz von Tony Barta sowie die Berichte von Eli A. Bohnen und David Max Eichhorn aus dem Englischen

Einzelne Texte, insbesondere die Zeitungsartikel zur Befreiung des Lagers Dachau, übersetzten Ruth Körner und Hermann Weiß (englisch), Gert Robel (russisch) und Arthur Rolland (polnisch)

Eva Kochen (München) las die Korrektur der Fahnen und Umbruchabzüge

Den Umschlag gestaltete Bruno Schachtner (Dachau)

Für Recherchen und die Beschaffung von Dokumenten danken wir Brewster S. Chamberlin (United States Holocaust Memorial Council, Washington D.C.) und Sybil Milton (New York)

Redaktion: Wolfgang Benz und Barbara Distel.
Verlag Dachauer Hefte, Alte Römerstraße 75 8060 Dachau.
Erscheinungsweise: mindestens einmal jährlich.
Einzelpreis DM 22,- (zuzügl. Porto), im Abonnement DM 19,80 (Studenten gegen Studienbescheinigung DM 16,80) pro Heft (zuzügl. Porto).

Satz und Druck: Appl, Wemding

Editorial

In Dachau war im Frühjahr 1933, gleich nach der Machtübernahme Hitlers, das erste Konzentrationslager errichtet worden. Hier wurden die politischen Gegner des neuen Regimes inhaftiert und drangsaliert, hier wurde das Terrorsystem der Konzentrationslager ausprobiert und entwickelt, Dachau war das Experimentierfeld der SS und wurde zum Modell für alle anderen Konzentrationslager im deutschen Herrschaftsgebiet. Nach Dachau wurden, als ab Herbst 1944 das Territorium des NS-Staats zusammenschmolz, die Häftlinge der anderen Lager evakuiert, von Natzweiler, von Buchenwald, von Auschwitz und fast allen anderen Schreckensorten kamen die Kolonnen nach Dachau. Hier schloß sich der Kreis: Das älteste KZ hatte länger Bestand als fast alle anderen, es war eines der letzten, das von den Alliierten befreit wurde. Wenn es einer historischen Begründung bedarf, warum wir diese neue Zeitschrift Dachauer Hefte nennen, so läßt sich das aus der besonderen Rolle des Dachauer Konzentrationslagers, das in der ganzen Welt zum Synonym des KZ-Systems wurde, leicht ableiten.

Ein Indiz für die besondere Rolle des Dachauer Lagers - und für viele ein Ärgernis - ist auch der tägliche Besucherstrom in die KZ-Gedenkstätte. Fast eine Million Menschen aus aller Welt kommt im Jahr nach Dachau. Das Interesse an dem dort und an ähnlichen Stätten Geschehenen, an den Ursachen und Hintergründen, aber auch und vor allem das Bedürfnis nach Erklärung und Aufklärung manifestiert sich tagtäglich bei den Jüngeren, die Dachau und andere Orte der Verfolgung und Vernichtung besuchen. Es ließen sich noch weitere Motive für die Gründung der Dachauer Hefte nennen. So war es ein häufig artikuliertes Bedürfnis, auch in der Bundesrepublik Deutschland ein Forum der Information und Dokumentation - vergleichbar den Heften von Auschwitz oder den Heften von Buchenwald - zu schaffen, das allen offensteht, die seriös, objektiv und substantiell zur historischen Aufklärung und damit zur Verhinderung der Wiederholung nationalsozialistischen Unrechts beitragen können.

Nicht in regelmäßigem Turnus, aber mindestens einmal im Jahr sollen die Dachauer Hefte künftig erscheinen. Jede Ausgabe wird einem Thema gewidmet sein oder einen thematischen Schwerpunkt haben. (Das zweite Heft wird unter dem Titel „Sklavenarbeit im KZ" vorbereitet.) Die Gegenstände werden sich nicht auf das Konzentrationslager Dachau und dessen engeren Umkreis beschränken. Im Untertitel „Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager" kommen Charakter und überregionale Zielsetzung der neuen Zeitschrift zum Ausdruck. Sie ist der Publikationsort wissenschaftlicher *Studien,* und sie bietet Raum für *Dokumente* wie Berichte, Tagebücher und andere authentische Aufzeichnungen, in denen sich Erleben und Schicksal der Verfolgten des NS-Staats spiegeln.

Die Dachauer Hefte werden unter der moralischen Autorität des Comité International de Dachau, der Vereinigung ehemaliger Häftlinge, publiziert. Die Zeitschrift versteht sich als wissenschaftliche Publikation und zugleich als Organ, in dem die Stimme der Verfolgten und dem NS-Regime Widerstehenden zu vernehmen ist. Für beides - die Wissenschaftlichkeit und die Authentizität der publizierten Zeugnisse - bürgen die Herausgeber, die weder in dieser Eigenschaft noch als Initiatoren der Dachauer Hefte anderen Interessen verpflichtet sind.

Manchem mag, vierzig Jahre nach dem Ende des Dritten Reichs, die neue Zeitschrift anachronistisch erscheinen, und manchem wird sie, als Beitrag zur Erinnerungs- und Trauerarbeit, lästig sein. Als die Häftlinge befreit wurden, galt ihre Sorge zunächst gewiß nicht der Frage, wie die Erinnerung an ihren Kampf und ihre Leiden am besten bewahrt würde (so dauerte es auch zwanzig Jahre, bis 1965 die Gedenkstätte in Dachau eingeweiht werden konnte). Selbstverständlich war ihnen aber die Überzeugung, daß der Abscheu vor dem Regime der Nationalsozialisten und ihrer Mitläufer im Bewußtsein aller - der damals Mitlebenden wie der Nachgeborenen - lebendig bleiben müsse. Die ehemaligen Opfer und Gegner des NS-Regimes haben bei den Bemühungen der jungen Generation, sich die Geschichte ihrer Väter und Großväter anzueignen, in unschätzbarer Weise als Zeugen und Berichterstatter gewirkt. Wenn ihre Zahl und ihre Kräfte inzwischen geringer geworden sind, so ist ihr Anliegen, neben der Erinnerung an die Toten, die Erfahrung ihrer Generation weiterzugeben, heute nicht weniger notwendig als vor vierzig oder vor zwanzig Jahren.

Barbara Distel Wolfgang Benz

Unmittelbar vor Druckbeginn erreichten uns folgende Zeilen, die wir den Dachauer Heften voranstellen:

Dachau - die Bedeutung dieses Namens ist aus der deutschen Geschichte nicht auszulöschen. Er steht für alle Konzentrationslager, die die Nationalsozialisten in ihrem Herrschaftsbereich errichtet haben. Eine erhebliche Anzahl von Büchern ist über das System des SS-Staats in den 40 Jahren seither erschienen. Ihre psychologisch-politische Aufklärungswirkung konnte und kann aber nicht die gleiche sein wie die einer international orientierten Zeitschrift, die die Thematik in systematischer Vielfalt und durch authentische Berichte zur Diskussion stellt. Die deutsche Öffentlichkeit wird von solcher Aufklärungsarbeit Nutzen haben. Die Verteidigung der Humanität als der Grundlage der gesellschaftlichen Existenz in der Welt, in der wir leben, ist leider noch nicht gesichert. Deshalb wünsche ich den Dachauer Heften viel Erfolg.

Eugen Kogon

Barbara Distel

Der 29. April 1945
Die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau

Die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau durch Einheiten der US-Armee war für alle, die daran beteiligt waren, ein ungeheuer bewegendes Erlebnis. Sie bildete den Schlußpunkt der zwölfjährigen Geschichte dieses Lagers, einer Geschichte von Unterdrückung und Leid, von Elend und Tod, aber auch von Widerstehen und Überleben, von Ausharren und Zusammenstehen.

Der Versuch einer Annäherung nach vierzig Jahren ist nicht einfach. Es scheint zunächst, als sei die Zeit darüber hinweggegangen, als hätten die Probleme des Jahres 1985 kaum noch etwas gemein mit den brennenden Fragen des Jahres 1945. Ist das Drama jener Tage nur noch für die wenigen Überlebenden, die den Jahrestag der vierzigsten Wiederkehr feiern, von Bedeutung?

In Dachau hatte der „SS-Staat" begonnen, der bis in die Massenvernichtung von Auschwitz geführt hat. Hier fand er auch sein Ende, als das Lager als vorletztes Konzentrationslager am 29. April 1945 befreit wurde. Und wenn wir heute nach den Ursachen und Bedingungen fragen, die „Dachau" und schließlich „Auschwitz" möglich gemacht haben, so müssen wir uns auch mit dem katastrophalen und gleichzeitig erlösenden Ende als der Konsequenz der zwölf vorangegangenen Jahre auseinandersetzen.

Bei einer Rekonstruierung des Verlaufs stehen als wichtigste Quelle die Berichte der überlebenden Häftlinge zur Verfügung, die zum größten Teil in den ersten Jahren nach der Befreiung niedergeschrieben wurden. Sie sind inzwischen zumeist vergriffen, viele wurden niemals publiziert.[1] Von seiten der Befreier liegen Film- und Fotoaufnahmen vor, die illustrieren, daß sich das Lager Dachau am Ende nicht mehr unterschieden hat von den anderen Orten des Massensterbens. Die SS-Bürokratie ist im Laufe des Frühjahres 1945 zusammengebrochen. Obwohl die Lagerstatistiken bis zum letzten Tag weitergeführt wurden, gibt es für viele noch immer offene Fragen keine Unterlagen mehr, oft auch, weil belastendes Material noch im letzten Augenblick vernichtet worden ist.

Als sich in der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges abzeichnete, daß die mi-

[1] Auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau wurde 1965 eine Gedenkstätte errichtet, der eine Bibliothek und ein Archiv angeschlossen sind. Dort werden seither alle noch auffindbaren Unterlagen zur Geschichte des Konzentrationslagers Dachau gesammelt.

litärische Niederlage der deutschen Armeen nicht mehr aufzuhalten sein würde, hatten sich auch im Konzentrationslager Dachau die Situation und die Lebensbedingungen der Häftlinge drastisch geändert. 1944 war im Zuge des verstärkten Einsatzes von KZ-Häftlingen für die deutsche Rüstungsindustrie die Zahl der Arbeitskommandos und Außenlager auf über 120 angewachsen, im Winter 1944/1945 kamen noch einmal an die 40 neue hinzu. Viele der „alten Dachauer", d.h. der seit vielen Jahren inhaftierten deutschen politischen Gefangenen befanden sich zu diesem Zeitpunkt in einem dieser Außenlager. Darüber hinaus wurden im November 1944 mehrere hundert von ihnen für sogenannte Bewährungseinheiten rekrutiert und an die Front geschickt, so daß nur noch wenige die letzten Monate und die Befreiung in Dachau erlebten. Dort bildeten am Ende die polnischen und die sowjetischen Häftlinge die größten nationalen Gruppen.

Den Beginn des letzten Aktes des Dachauer Dramas, der noch weit über 15000 Menschen das Leben kosten sollte, kann man mit dem Ausbruch der Fleckfieber-Epidemie im Dezember 1944 gleichsetzen, an der bereits im Januar 1945 an die 3000 Häftlinge starben.

Es gab nicht genügend Raum für die vielen Kranken, und die hygienischen Bedingungen waren katastrophal. Es gab keine kräftigende Nahrung, kein Verbandszeug und weder Medikamente zur Vorbeugung noch zur Behandlung der Krankheit. Häftlingspfleger und -ärzte fielen der Seuche ebenso zum Opfer wie die Häftlinge der anderen Arbeitskommandos. Der holländische Schriftsteller Nico Rost schrieb in sein versteckt geführtes Tagebuch: „... Ich habe mich bei fast allen Ärzten nach der Sterblichkeitsziffer bei Flecktyphus informiert: unter 35 Jahren rechnet man mit 40%, über 45 - und vor allem unter den hiesigen Verhältnissen - mit 80%. Außerdem kommen in den meisten Fällen noch Komplikationen hinzu: Thrombosen, Ohrenentzündungen, Lähmungen ..."[2]

Dabei verschärfte sich die Situation im Laufe des Winters 1944/1945 ständig durch eintreffende Häftlingstransporte aus anderen Lagern, die vor den heranrückenden Truppen der Alliierten evakuiert wurden. Im Januar waren als erstes die Häftlinge von Auschwitz vor dem Eintreffen der Roten Armee in Richtung Westen in Marsch gesetzt worden, im März wurden die Gefangenen der Außenlager des im Elsaß gelegenen Lagers Natzweiler vor den westlichen Alliierten in östlicher Richtung evakuiert. Dazwischen und bis Ende April, als Dachau außer Mauthausen das letzte noch nicht befreite Konzentrationslager war, kamen tausende dort an. Die Umstände waren immer die gleichen: zu Tode erschöpfte Menschen, die tage- und manchmal wochenlange Fußmärsche hinter sich hatten oder, in Eisenbahnwaggons gepfercht, Kälte, Hunger und Krankheit ausgeliefert gewesen waren, schleppten sich ins Lager. Aber in Dachau gab es keine angemessene Versorgung für sie, ihr Eintreffen verschlechterte die ohnehin katastrophalen Verhältnisse zusätzlich und ließ die Todesziffern

[2] Nico Rost, Goethe in Dachau, Berlin 1948. Neuauflage Hamburg 1981, S. 201.

noch weiter ansteigen. „... Die Totenlisten werden immer länger und länger. Mindestens viermal am Tag muß ich zum Blockschreiber vom Block 30 gehen - dem Invalidenblock, der ausstirbt - um eine Aufstellung der neuen Toten abzuholen ..." notierte Nico Rost am 4.3. 1945 in sein Tagebuch.[3]

Die Gefangenen wußten damals, ebenso wie ihre SS-Bewacher, daß der Zusammenbruch bevorstand und daß auch die Tage des Konzentrationslagers Dachau gezählt waren. Der tschechische Geistliche Bedrich Hoffmann, der auch heimlich ein Tagebuch führte, charakterisierte die Stimmung im Februar 1945 folgendermaßen: „... Die SS-Leute, die damals zur Kontrolle auf die Blocks kamen, bemühten sich, den Häftlingen klar zu machen, daß sie es doch immer gut mit ihnen gemeint hätten und sie in Wirklichkeit ihre besten Freunde seien ..."[4]

Für die Gefangenen wurden die letzten Wochen ein Wettlauf gegen die Zeit, den schließlich tausende verloren. Und neben der Frage, ob es ihnen gelingen würde, durchzuhalten, bis die Befreier - und das hieß Nahrung und medizinische Versorgung - eintrafen, wuchs die Befürchtung, daß es Pläne zur Liquidierung aller Häftlinge gab. Gerüchte und Vermutungen kursierten im Lager, und die Angst, daß die SS auch vor einem Massenmord nicht zurückschrecken würde, um die Zeugen ihrer Verbrechen zu beseitigen, nahm zu.

Daß auch eine Evakuierung der mehr als dreißigtausend Häftlinge für unzählige einem Todesurteil gleichkäme, war den Gefangenen durch die Evakuierungstransporte aus den anderen Lagern den gesamten Winter hindurch drastisch vor Augen geführt worden. Sie fragten sich natürlich auch, wohin das Lager Dachau denn noch evakuiert werden sollte, nachdem Einheiten der westlichen Alliierten den Rhein und schließlich bereits die Donau überquert hatten. Die Vertreter der nationalen Häftlingsgruppen begannen geheime Treffen abzuhalten, um gemeinsam zu beraten, wie ein möglicherweise geplanter Massenmord an den Häftlingen verhindert werden konnte. Es blieb ihnen zunächst nichts anderes übrig, als abzuwarten, Informationen zu sammeln und die SS zu beobachten.

Ende März 1945 wurden plötzlich mehrere hundert deutsche Geistliche entlassen; aus welchen Gründen 170 andere zurückbleiben mußten, war nicht erkennbar. Am 4. April wurden die dänischen und die norwegischen Gefangenen dem Schwedischen Roten Kreuz übergeben. Aber diesen hoffnungsvollen Zeichen stand gegenüber, daß weiterhin Exekutionen durchgeführt wurden und vor allem, daß die Epidemie weiter um sich griff und daß jeder Tag, den es länger dauerte, die Aussicht der Kranken und Geschwächten auf ihre Rettung verminderte.

Denn auch in Dachau gab es wie in anderen Konzentrationslagern ein Klassensystem unter den Gefangenen, das die Überlebenschancen insbesondere

---

[3] Ebenda, S. 194.

[4] Bědrich Hoffmann, A Kdo vás Zabije ..., Přerov 1946, unveröffentlichte Übersetzung von Pfarrer Ernest Bornefeld (Dachau-Archiv Nr. A.O.31) S. 300.

während der Schlußphase ungleich verteilte: es gab eine kleine Gruppe von Häftlingen in privilegierten Positionen, die keinen Hunger litten und deshalb auch für Krankheiten weniger anfällig waren. Es gab das Gros der Häftlinge, die in den verschiedenen Kommandos arbeiteten, unzureichend ernährt waren, sich aber oftmals durch gegenseitige Hilfe wie z. B. die Aufteilung von Paketen des Roten Kreuzes bis dahin über Wasser gehalten hatten. Und es gab eine ständig anwachsende Gruppe sogenannter Uneingeteilter, die eine geringere Ration Essen erhielten und zu denen die Kranken und diejenigen gehörten, die nicht zur Arbeit eingeteilt waren und die den Tag im Freien verbringen mußten, da sie sich nicht in den Baracken aufhalten durften.

Ab Mitte April konnte man im Lager Dachau Geschützdonner der sich nähernden Front hören. Die SS hatte aufgehört, die Pakete des Roten Kreuzes an die Häftlinge auszugeben. Im Bereich der Kommandantur wurden Akten verbrannt. SS-Wachmannschaften durchsuchten die Häftlingsbaracken nach Waffen. Aus Flossenbürg und aus anderen Lagern wurden die sogenannten Sonderhäftlinge nach Dachau gebracht. Es waren dies prominente deutsche Gegner des NS-Regimes, vor allem aus dem Kreis der Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 und deren Angehörige, die in sogenannte Sippenhaft genommen worden waren, sowie hohe militärische und kirchliche Würdenträger aus verschiedenen Ländern und ausländische Politiker wie Leon Blum und Kurt Schuschnigg mit ihren Frauen. Diese Gefangenen - es gab auch eine Gruppe Sonderhäftlinge im Lager Dachau - waren von den anderen Häftlingen getrennt und unter wesentlich besseren Bedingungen als diese untergebracht gewesen. Nun waren sie ebenso wie die anderen Häftlinge im Ungewissen über das ihnen bevorstehende Schicksal und voller Angst, noch so kurz vor dem Ende Opfer einer fanatischen Durchhalteideologie zu werden. In Flossenbürg hatte man noch am 9. April einige der führenden Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 hingerichtet.

Am 23. April 1945 verließen die Arbeitskommandos zum ersten Mal nicht mehr das Lager Dachau. Gegen Mittag wurde befohlen, daß sich die mehr als 2000 jüdischen Häftlinge auf dem Appellplatz zum Abmarsch aufstellen mußten. „Das bedeutet Evakuierung, und sie beginnen also mit den Juden ..." schrieb Nico Rost.[5] Die jüdischen Häftlinge verließen das Lager an diesem Tag nicht mehr. Sie wurden, nachdem sie bis zum darauffolgenden Tag auf dem Appellplatz hatten warten müssen, in Eisenbahnwaggons verladen, die bis zum 26. April noch immer nicht abgefahren waren.

Am 24. und am 25. April verließen keine Evakuierungsmärsche das Lager Dachau, aber es trafen mehr als 2000 Überlebende eines Todesmarsches aus Hersbruck, einem Außenlager von Flossenbürg, ein. Die Gefangenen erwarteten jetzt mit Ungeduld den nahezu täglichen Fliegeralarm, der einen Abmarsch unmöglich machte und mit dessen Hilfe sie hofften, die Evakuierung des Lagers bis zum Eintreffen der Befreier hinauszögern zu können.

---

[5] Nico Rost, a. a. O. S. 227.

Am 26. April gelang es der SS noch einmal - trotz der immer deutlicher zutagetretenden Auflösungserscheinungen -, ihre Herrschaft im Lager Dachau gewaltsam durchzusetzen. Obwohl die Vertreter der nationalen Häftlingsgruppen entschlossen waren, die Evakuierung des Lagers soweit nur irgend möglich zu sabotieren und obwohl die Verantwortlichen in den einzelnen Arbeitskommandos das immer stärker werdende Chaos ausnutzten, um die Ausführung von Befehlen der SS hinauszuzögern, um Zeit zu gewinnen: der am Morgen des 26. ausgegebenen Anweisung, nach der sich außer den jüdischen nun auch die „reichsdeutschen" und die sowjetischen Häftlinge zum Abmarsch auf dem Appellplatz aufzustellen hatten, mußte Folge geleistet werden.
Der Abmarsch konnte durch die verlangsamte Ausgabe der Proviantrationen um Stunden hinausgezögert werden, und einigen Gefangenen gelang es auch noch, sich zu verstecken, vorwiegend in den Revierbaracken, die von der SS aus Furcht vor Ansteckung gemieden wurden. Aber bis zum späten Abend hatten, wie die Lagerstatistik verzeichnete, 6887 Gefangene in Gruppen zu je 1500 das Lager verlassen, als Zielort wurde „Ötztal" vermerkt. Die Häftlinge selbst wußten nicht, wohin sie geführt werden sollten.
Wie viele Gefangene auf diesem Marsch noch ums Leben gekommen sind, läßt sich nicht mehr ermitteln, die Überlebenden wurden erst am 2. Mai von amerikanischen Soldaten gerettet. „Freude und Hoffnung sind im Lager erloschen" hatte der belgische Häftling nach ihrem Weggang geschrieben.[6]
Die insgesamt 137 prominenten Sonderhäftlinge wurden mit Bus und Lastwagen abtransportiert. Sie machten zunächst in einem Kriegsgefangenenlager bei Innsbruck Station und konnten schließlich mit Hilfe von Angehörigen der deutschen Wehrmacht die begleitenden SS-Leute davon überzeugen, daß es am besten wäre, die berühmten Geiseln wohlbehalten den Alliierten zu übergeben. Sie konnten schließlich am 4. Mai in einem Hotel bei Niederndorf in Südtirol von Einheiten der US-Armee unbeschadet übernommen werden.[7]
Auch der letzte Kommandant des Lagers verließ Dachau am 26. April. Er fuhr nach Schloß Itter, einem Dachauer Außenlager in Tirol, und schoß sich dort am 27. April eine Kugel durch den Kopf.
Am 27. und am 28. April wurden zwar noch weitere Evakuierungen angeordnet, aber die bereits zum Abmarsch aufgestellten Häftlinge verließen das Lager nicht mehr. Es gab wieder Fliegeralarm, und die meisten Angehörigen der SS begannen Dachau fluchtartig zu verlassen, nachdem sie zuvor die in der Effektenkammer verwahrten Wertgegenstände der Gefangenen und die nicht ausgeteilten Pakete des Roten Kreuzes ausgeraubt hatten. Gleichzeitig trafen mehrere tausend Häftlinge von Evakuierungsmärschen aus Dachauer Außen-

---

[6] Arthur Haulot/Ali Kuci, Dachau, Brüssel 1945. Neuauflage Brüssel 1985; unveröffentlichte Übersetzung von Gustav Görsch (Dachau-Archiv Nr. 10083) S. 18.

[7] Vgl. die Erinnerungen an diesen Transport: Isa Vermehren, Reise durch den letzten Akt, Hamburg 1946. Neuauflage Hamburg 1979, S. 140ff.; Hermann Pünder, Von Preußen nach Europa, Lebenserinnerungen, Stuttgart 1968, S. 174ff.; S. Payne Best, The Venlo Incident, London 1950, S. 221ff.

lagern und aus Flossenbürg und Buchenwald ein. Viele starben unmittelbar nach ihrer Ankunft im Lager, andere waren so geschwächt, daß sie einfach auf dem Appellplatz zusammenbrachen. Die Versorgungssituation verschlechterte sich noch einmal akut.

Die Vertreter der nationalen Häftlingsgruppen, die sich weiterhin im Geheimen zu Besprechungen über die Entwicklung der Lage trafen, erkannten zu diesem Zeitpunkt, daß es nun nicht mehr darum ging, die Evakuierung des Lagers zu verhindern, sondern daß alle Anstrengungen daran gesetzt werden mußten, die Zeit bis zum Eintreffen der Befreier mit den noch vorrätigen Lebensmitteln zu überbrücken und dafür zu sorgen, daß keine Panik ausbrach. Ein Ordnungsdienst aus Häftlingen hielt nun Wache und patroullierte zwischen den Häftlingsbaracken. Trotzdem bestand bis zum Ende die Furcht, daß die Häftlinge noch einem Massaker der SS zum Opfer fallen würden.

In nahezu allen Berichten über die letzten Tage und die Befreiung des Lagers Dachau wird erwähnt, daß die Häftlinge von einem Befehl Heinrich Himmlers vom 14. April 1945 erfuhren, mit dem die sofortige Evakuierung des Lagers angeordnet wurde und in dem es hieß, daß kein Häftling lebend in die Hände des Feindes fallen dürfe. Erst nach Ende des Krieges wurde bekannt, daß es darüber hinaus zumindest zwei unterschiedliche Pläne zur Ermordung der Häftlinge vor dem Eintreffen der Alliierten gegeben hatte.

Am 27. April wurde von Uffing/Obb. aus ein Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes mit dem Auftrag nach Dachau geschickt, selbst direkt an die Gefangenen Lebensmittel-Pakete zu verteilen und die Übergabe des Lagers an die Amerikaner zu veranlassen. Er erhielt jedoch von dem noch anwesenden Adjutanten des Lagerkommandanten keine Erlaubnis, das Schutzhaftlager zu betreten.

Am 28. April war im Lager Dachau Panzerlärm aus der Stadt Dachau zu hören. Gleichzeitig waren die Gefangenen über versteckte Radioapparate über die an diesem Tag laufend wiederholten Durchsagen der „Freiheitsaktion Bayern“[8] informiert, mit denen eine kampflose Übergabe Münchens an die US-Armee angekündigt wurde. Erst nach der Befreiung erfuhren die Häftlinge jedoch, daß diese Aufrufe den „Dachauer Aufstand“ ausgelöst hatten: auch in dieser Stadt hatte eine Gruppe von Gegnern des Regimes die kampflose Übergabe an die Amerikaner vorbereitet. Unter ihnen waren auch KZ-Häftlinge, die von außerhalb des Lagers gelegenen Arbeitskommandos geflohen waren und sich in der Stadt Dachau versteckt gehalten hatten. Nachdem sie mit einer Gruppe von 20–30 Mann das Rathaus einige Stunden besetzt hatten, wurden sie von SS-Einheiten eingekreist. Die meisten der Aufständischen konnten fliehen, sechs, darunter 3 KZ-Häftlinge, wurden auf dem Rathausplatz erschossen.[9]

Am Morgen des 29. April konnten die Gefangenen feststellen, daß offenbar

---

[8] Adolf Maislinger, Aufstand in Dachau, unveröffentlicht (Dachau-Archiv Nr. 7676).

[9] Hans Holzhaider, Die sechs vom Rathausplatz, Dachau 1982.

die gesamte SS abgezogen war, von einem der Gebäude im Bereich des benachbarten SS-Lagers wehte eine weiße Fahne. „Die SS hat eine weiße Fahne gehißt! Am Eingang ihres Lagers. Die Aufregung bei uns ist unbeschreiblich. Jeder, der nur irgendwie kann, läuft zum Appellplatz, von wo aus man die Fahne sehen kann ..."[10] notierte Nico Rost an diesem Morgen. Aber die Maschinengewehre auf den Wachtürmen waren nach wie vor besetzt und das Gefühl der Bedrohung noch immer nicht gewichen.

Die Vertreter der nationalen Häftlingsgruppen, die sich inzwischen zu einem Internationalen Dachau Komitee konstituiert hatten, brauchten sich nun nicht mehr zu verstecken. „Wir tagen in Permanenz. Die erste Proklamation wird abgefaßt, die die Kameraden zur Ruhe auffordert. Sie bittet sie, in ihren Blocks zu bleiben und neue Anweisungen abzuwarten ..." berichtete der Vertreter der Franzosen, Edmond Michelet.[11]

Im Laufe des Vormittags waren Geräusche sich nähernder und wieder entfernender Panzerfahrzeuge zu hören.

Zur gleichen Zeit bemühte sich der Häftling Karl Riemer aus Augsburg, zum amerikanischen Stadtkommandanten des etwa 30 km entfernten Städtchens Pfaffenhofen vorzudringen, um auf die verzweifelte Situation der Häftlinge im Konzentrationslager Dachau aufmerksam zu machen. Er war am 26. April mit Hilfe des Tonnenleerkommandos zusammen mit einer Gruppe von insgesamt 17 Häftlingen aus dem Lager geflohen. Sie hatten den Auftrag, die Amerikaner so schnell wie möglich herbeizuholen. Die Gruppe war unterwegs getrennt worden, und Karl Riemer war schließlich alleine nach Pfaffenhofen gelangt. In einem Bericht vom 11. Mai 1945 schilderte er seine Begegnung mit dem amerikanischen Stadtkommandanten: „Er ließ sich von mir die Situation von dem Augenblick an schildern, als die Verschleppung in das Gebirge Tatsache wurde. Ich bat ihn dringend, die Häftlinge, die sich noch im Lager befinden, zu retten und schilderte ihm die Zustände. Jeder Augenblick sei wichtig, und man dürfe keinen Augenblick verlieren ... Nachdem er mich noch in einigen eigenen Angelegenheiten befragt hatte, warum ich ins Lager gekommen wäre usw., entließ er mich mit dem Versprechen sofortiger Hilfe ..."[12]

Colonel Felix Sparks vom 3. Bataillon des 157th Infantry Regiment der 45th Infantry Division berichtete, daß er mit seinen Soldaten auf dem Weg nach München war, als ihnen über Funk befohlen wurde, zuerst das Konzentrationslager Dachau zu befreien. Sie fanden zunächst im Bereich des SS-Lagers einen abgestellten Zug mit 40 Waggons,[13] aber erst beim Näherkommen bemerkten sie, daß er voller toter Gefangener war. Es handelte sich mit großer

---

[10] Nico Rost, a. a. O., S. 242.

[11] Edmond Michelet, Die Freiheitsstraße, Stuttgart o. J. (1960), S. 249.

[12] Karl Riemer, Amerikaner helfen, unveröffentlichter Bericht vom 11. 5. 1945 (Dachau-Archiv Nr. 7560).

[13] Felix L. Sparks, Dachau and its liberation, unveröffentlicht (Dachau-Archiv Nr. 20202). Die Angaben über die Zahl der Waggons dieses Zuges weichen in den einzelnen Berichten und in der Literatur stark voneinander ab.

Wahrscheinlichkeit um den letzten Evakuierungstransport aus Buchenwald. Der deutsche Häftling Walther Leitner schilderte, daß unter den etwa 2000 Toten noch 17 Lebende geborgen werden konnten,[14] aber daß alle ärztliche Kunst, sie am Leben zu erhalten, umsonst war. Dieser grausige Fund, noch bevor sie das Häftlingslager erreichten, hat die amerikanischen Soldaten zutiefst schockiert. Colonel Sparks berichtete, daß viele in Tränen ausbrachen oder sich übergeben mußten, obwohl sie zu einer kampfgewohnten Truppe gehörten. Ob es nun Colonel Sparks mit seinen Männern war, die über die Mauer ins Lager kletterten, die als erste Befreier dort waren oder ob es General Linden war, der mit einer Vorhut der 42nd Rainbow Division, bei der auch eine amerikanische Kriegsberichterstatterin war, durch das Eingangstor gefahren kam, wird sich nicht mehr mit letzter Sicherheit klären lassen.[15] Nico Rost beschrieb das Eintreffen der Befreier folgendermaßen: „Um drei Uhr begann es! Die beklemmende Stille wurde plötzlich von Maschinengewehrfeuern und dem Geknatter von Handfeuerwaffen unterbrochen, das von den SS-Wachtürmen aus lebhaft beantwortet wurde. Das Schießen kam immer näher und wurde immer heftiger. Ich bin zur Totenkammer gegangen und mit Hilfe einer Leiter auf das flache Dach geklettert. Dr. van D. stand schon oben, und auch Steensma stieg herauf trotz seines einen Beines. Die Amerikaner waren im Anmarsch! Wir konnten sie in der Ferne zwischen den Sträuchern bereits deutlich sehen! Ganz langsam und vorsichtig kamen sie heran, ihre Maschinenpistolen im Anschlag, dann und wann auf die SS in den Wachtürmen zielend, von wo aus sie - trotz der weißen Fahnen und Tücher - heftig beschossen wurden ... Es war genau 5.28 Uhr - nach der Uhr der Kommandantur - als das große Tor sich öffnete ..."[16] Übereinstimmend wird in den Häftlingsberichten geschildert, daß von den Türmen geschossen wurde, wobei auch noch ein polnischer Häftling tödlich getroffen wurde. Übereinstimmend wird auch berichtet, daß die SS-Leute von den amerikanischen Soldaten von den Türmen geholt und sofort erschossen wurden. Dabei wurde festgestellt, daß es nicht die alten Wachmänner des Lagers waren, sondern daß sie entweder erst kurze Zeit zuvor zu dieser Einheit versetzt worden oder aus dem neben dem Schutzhaftlager gelegenen SS-Straflager geholt worden waren. Colonel Sparks vermerkte, daß insgesamt etwa 200 SS-Leute festgenommen und einige von ihnen sofort erschossen wurden.[17]

---

[14] Walther Leitner, Die letzten Tage im Konzentrationslager Dachau, unveröffentlicht (Dachau-Archiv Nr. 7675).

[15] Arthur Haulot/Ali Kuci, a.a.O.; Hermann Langbein: ... nicht wie die Schafe zur Schlachtbank. Frankfurt 1980. In zahlreichen Häftlingsberichten wird das Eintreffen General Lindens zusammen mit der amerikanischen Presseberichterstatterin geschildert.

[16] Nico Rost, a.a.O., S. 243.

[17] Felix L. Sparks, a.a.O. Über die Erschießung von SS-Wachmannschaften durch Angehörige der US Army gibt es unterschiedliche und widersprüchliche Angaben. Es wird sich wohl nicht mehr eindeutig klären lassen, wie viele Menschen bei den Kampfhandlungen um die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau ums Leben gekommen sind.

Als die Häftlinge erfaßt hatten, daß die Befreier im Lager waren, eilten alle, die sich nur irgendwie auf den Beinen halten konnten, auf den Appellplatz, um die Soldaten persönlich zu sehen, sie zu begrüßen, ihnen zu danken oder nur von Ferne zuzujubeln. „Oh dieser überwältigende unvergeßliche Augenblick" schrieb der Belgier Arthur Haulot[18], und der deutsche Häftling Edgar Kupfer-Koberwitz, dessen Tagebuchaufzeichnungen zu den eindrucksvollsten Dokumenten über das Lager Dachau zählen, schildert den Augenblick der Befreiung folgendermaßen:

„Die Amerikaner sind da! Die Amerikaner sind im Lager! Ja, ja sie sind auf dem Appellplatz!" Alle geraten in Bewegung. Kranke verlassen die Betten, die fast Gesunden und das Blockpersonal rennen auf die Blockstraße, springen aus den Fenstern, klettern über Bretterwände, laufen auf den Appellplatz. Man hört von weitem, bis hierher, das Schreien und Hurra-Rufen. Es sind Freudenschreie. Immer noch läuft und rennt alles. Die Kranken haben erregte, verklärte Gesichter: „Sie sind da, wir sind frei, frei!" Wir können es alle kaum glauben, aber wir hören den Jubel außen. Kameraden kommen zurück, erzählen atemlos: „Die Amerikaner auf dem Appellplatz! Sie schießen die SS nieder. Das Lager ist genommen, wir sind frei." Selbst Schwerkranke verlassen nun ihre Betten, wanken zu den Fenstern. Kameraden kommen zu mir ans Lager, Franzosen, Russen, Juden, Italiener. Wir küssen uns wie Brüder und beglückwünschen uns. Viele haben Tränen in den Augen. Wir drücken uns die Hände: Frei, frei!"[19]

Sie hatten es überlebt, sie waren gerettet.

Erst allmählich traten die gewaltigen Probleme der Versorgung von 32000 unterernährten Häftlingen, der medizinischen Betreuung von tausenden, der Eindämmung der Typhusepidemie wieder in den Vordergrund. Denn auch in Dachau war, wie es der in Buchenwald befreite Häftling Jorge Semprun formuliert hatte, „das Ende des Lagers noch lange nicht das Ende des Sterbens".[20] So starben allein im Mai 1945 noch mehr als 2000 Dachauer Häftlinge.

Aber viele, die es überlebt hatten, fühlten sehr bald die Verpflichtung, sich dafür einzusetzen, daß nicht in Vergessenheit geriet, was an diesem Ort geschehen war. Und ihren Bemühungen war es dann schließlich zu verdanken, daß das ehemalige Konzentrationslager nach einer wechselvollen Geschichte - zunächst wurden, nachdem die letzten Häftlinge das Lager verlassen hatten, von den US-Militärbehörden dort 3 Jahre lang Kriegsverbrecherprozesse durchgeführt, und im Jahr 1948 war das Gelände Flüchtlingslager - zum 20. Jahrestag der Befreiung zu einer Gedenkstätte umgestaltet wurde.

---

[18] Arthur Haulot/Ali Kuci, a. a. O., S. 29.

[19] Edgar Kupfer-Koberwitz, Die Mächtigen und die Hilflosen, Band II, Stuttgart 1957, S. 254.

[20] Jorge Semprun, Die große Reise, Hamburg 1964, S. 75.

Hermann Weiß

Dachau und die internationale Öffentlichkeit

Reaktionen auf die Befreiung des Lagers

„Ich dachte immer, sie übertreiben, damit wir die Deutschen hassen"

Schon bald nach der nationalsozialistischen Machtübernahme hatte die Auslandspresse auch die nationalsozialistischen Konzentrationslager zum Gegenstand ihrer Berichterstattung gemacht. So erschien in der Londoner „Times" vom 19. September 1933 ein längerer Artikel über das Lager Oranienburg. Ein Bericht im „Manchester Guardian" vom 3. Januar 1934 über Ermordungen im Konzentrationslager Dachau wurde am darauffolgenden Tag in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" nachgedruckt; auch am 11. November 1935 berichtete der „Manchester Guardian" über das Konzentrationslager Dachau.[1]

Die ausländische Presse stützte sich bei ihrer Schilderung der Verhältnisse in deutschen Konzentrationslagern wohl nicht zuletzt auf Angaben entlassener Häftlinge, die aus Deutschland geflohen waren und Berichte über ihre Erlebnisse veröffentlichten. Sicher gab es aber auch Deutsche, die die Möglichkeit und den Mut besaßen, solche für sie lebensgefährlichen Nachrichten aus Deutschland herauszuschmuggeln.[2]

Um der negativen Auslandspropaganda in Sachen Konzentrationslager zu begegnen, ging die SS bald dazu über, von deutschen Journalisten getürkte positive Berichte über die Lager schreiben zu lassen[3]. Allen Berichten über deut-

---

[1] „Arbeiter-Zeitung", Wien vom 4.1. 1945. Eine vor allem bis 1939 recht ausführliche Darstellung des englischen Presse-Echos auf die Verfolgungsmaßnahmen im NS-Staat gegenüber den Juden bietet Andrew Sharf, The British Press and Jews under Nazi Rule, London - New York - Bombay 1964; dort auch die Belege für oben erwähnte Artikel im „Manchester Guardian", S. 80f.

[2] Hans Beimler, Im Mörderlager Dachau, London - Moskau 1933. Konzentrationslager - Ein Appell an das Gewissen der Welt, Karlsbad 1934. Deutschland Berichte der Sopade, Prag 1934-1938 (Neuauflage Frankfurt 1980). Der Artikel der „Times" vom 19.9. 1933 vermerkt als Quelle bezeichnenderweise nur: „Von einem deutschen Korrespondenten".

[3] Besonders typisch ist ein 5-seitiger „Sonderbericht" des „Illustrierten Beobachters" vom 3.12. 1936 über das Lager Dachau, der mit einer Auswahl stoppelbärtiger, kahlgeschorener, in abträglichen Posen fotografierter Köpfe und entsprechenden Bildunterschriften sowie geradezu idyllisch anmutenden Fotos aus dem Lagerleben dem Betrachter suggerieren sollte, daß im Grunde unwürdige „Untermenschen", nämlich Kommunisten, Arbeitsscheue und Berufsverbrecher, in diesem Musterbetrieb an Ord-

sche Konzentrationslager in der deutschen Presse ebenso wie in der des Auslands war gemeinsam, daß ihr Wahrheitsgehalt für Ausländer nicht nachprüfbar war und die alliierte Greuelpropaganda aus dem Ersten Weltkrieg sich in der Meinungsbildung des westlichen Auslands geradezu als Positivum zugunsten der Deutschen erwies. Berichte wie der in der Londoner „Times" vom 16.12. 1939 veröffentlichte angebliche Plan der Deutschen, im besetzten Polen in einer „Konzentrationszone" um Lublin eine Art Judenstaat zu errichten, in den alle deutschen, österreichischen, tschechischen und der größte Teil der polnischen Juden deportiert werden sollten - zusammengerechnet rund 2,27 Millionen Menschen -, um dort allmählich ausgerottet zu werden, waren so jenseits jeder menschlichen Vorstellungskraft zumindest in den westlichen Demokratien, daß die „Times" abschwächend anmerkte, ein solches Massaker an den europäischen Juden passe zwar in die Vorstellungswelt der Nazis, es sei aber selbst von ihnen nicht in voller Konsequenz durchzuführen.[4]
Auch die britische Regierung nahm auf die Unvorstellbarkeit gewisser Dinge bei ihren Bürgern Rücksicht und ermahnte in einer Weisung des Informationsministeriums vom 25.7. 1941 die politischen Publizisten, nicht durch zu extreme Berichterstattung ihre Glaubwürdigkeit aufs Spiel zu setzen; in dem amtlichen Papier wird dabei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Berichte über Konzentrationslager „den Normaldenkenden abstoßen"[5].
Bei dieser Einschätzung der Wirkung von Greuelnachrichten spielte natürlich eine Rolle, daß mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges aus den ideologischen Gegnern offene Feinde geworden waren, die nicht mehr nach den Maßstäben der Fairness, sondern denen der psychologischen Kriegführung behandelt wurden. Aber auch wenn man das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager in den alliierten Ländern als im Prinzip bekannt voraussetzen konnte, zeigt etwa die Behandlung der ersten Augenzeugenberichte aus dem Vernichtungslager Auschwitz in der alliierten und neutralen Presse, wie wenig man dort fast bis Kriegsende solchen, die normale menschliche Vorstellungskraft übersteigenden Details nationalsozialistischer Verfolgungs- und Ausrottungsmaßnahmen Glauben schenkte. Erst im Sommer 1944, elf Monate vor dem Ende des Krieges, fand beispielsweise einer dieser über alle möglichen Kanäle in die Weltöffentlichkeit lancierten Berichte ein breites Presse-Echo[6].

---

nung und Sauberkeit durch Arbeit resozialisiert werden sollten. In dem zweiseitigen Bildbericht „über ein Konzentrationslager" in der „Münchner Illustrierten Presse" vom 3.8. 1939, der ausschließlich Bilder von der Arbeit der Häftlinge im KZ Dachau enthält, wird ausdrücklich auf die Tendenz dieser Reportage hingewiesen, den Schilderungen der „haarsträubendsten Dinge" in der Auslandspresse entgegenzuwirken.

[4] Vgl. Martin Gilbert, Auschwitz und die Alliierten, München 1982, S. 14.

[5] Gilbert, a.a.O., S. 16.

[6] Der sog. Wetzler-Vrba-Bericht, der die Schilderungen dreier aus Auschwitz entkommener Häftlinge enthält, erschien auszugsweise in den Monaten Juni und Juli 1944 in der Schweizer Presse in 383 Artikeln und Nachdrucken (vgl. John S. Conway, Frühe Augenzeugenberichte aus Auschwitz, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 27 (1979), S. 278, Anm. 35; dazu auch Gilbert, a.a.O., S. 10 u. 272-281).

Aus diesem Grunde trafen die ersten Berichte alliierter Korrespondenten, die seit April 1945 in den westlichen Zeitungen erschienen, die Weltöffentlichkeit wie ein Schock. Es ist bezeichnend, daß immer wieder in den Berichten Äußerungen alliierter Soldaten enthalten sind, aus denen hervorgeht, wie wenig sie den Informationen ihrer eigenen Presse über die Lager trauten, die sie in den extremen Details für propagandistisch übertrieben hielten. Durch die persönliche Konfrontation mit der Realität, wie sie die Soldaten im April und Mai 1945 dann bei der Eroberung der verschiedenen SS-Häftlingslager vorfanden, schlug die zum Teil durchaus wohlwollende Haltung vor allem der amerikanischen GIs in das gerade Gegenteil, in Ablehnung und blanken Haß gegenüber allem Deutschen, um. Einen ersten Vorgeschmack dessen, was sich hinter dem System der nationalsozialistischen „Todesmühlen" an kaltblütig exekutierter, krimineller Unmenschlichkeit verbarg, bekam die Welt aus alliierter Sicht erstmals nach der Eroberung des Vernichtungslagers Auschwitz. Die sowjetische „Pravda", die aufgrund polnischer Zeitungsmeldungen am 20. Januar bereits kurz auf die Existenz des Lagers hingewiesen hatte, machte am 28. Januar 1945, einen Tag nach der Einnahme, auf dieses Ereignis aufmerksam. Am 1. Februar brachte die „Pravda" als Ergänzung zum Frontbericht eine 30-zeilige Meldung über die Größe und die Belegzahlen des Lagers sowie den Ernährungszustand der befreiten Häftlinge, dem bereits am nächsten Tag ein Zweispalter folgte, in dem auch Zahlen über die Opfer veröffentlicht wurden. In einem Bericht über die Arbeit der polnischen Kommission zur Aufdeckung der NS-Verbrechen in Auschwitz machte sie am 14. Februar mit den Einzelheiten der Vernichtungsmaschinerie bekannt, mit Gaskammern und Krematorien, aber auch mit der Weiterverwertung von Haaren, Zahngold und Kleidung toter Häftlinge. Am 7. Mai schließlich, als in der Presse der westalliierten Länder bereits ausführliche Korrespondentenberichte über die von den westalliierten Truppen eroberten deutschen Konzentrationslager standen, zog die „Pravda" schließlich noch einmal mit einem zweiseitigen, mit zwei Fotos etwas spärlich bebilderten Artikel über Auschwitz nach, in dem erstmals auch die Zahl von 4 Millionen dort getöteter Häftlinge genannt wurde[7]. Über die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau informierte die „Pravda" am 1. Mai mit der Wiedergabe einer TASS-Meldung vom Vortage; der Leser erfuhr lediglich, daß alliierte Truppen das Lager erobert und etwa 30000 Häftlinge befreit hätten.

In Großbritannien erschienen die ersten KZ-Berichte, die aus eigener Anschauung westalliierter Journalisten geschrieben waren, nach der Befreiung

[7] Obwohl sich exakte Zahlen in Ermanglung geeigneter Quellen nicht ermitteln lassen, ergeben die Hochrechnungen der für bestimmte Zeitabschnitte vorhandenen Lagerakten und Transportlisten unter Heranziehung aller sonstigen Quellen und statistischen Hilfsmittel eine Zahl von dort Umgekommenen, die zwischen einer und zwei Millionen liegt; vgl. Ino Arndt/Wolfgang Scheffler, Organisierter Massenmord an Juden in nationalsozialistischen Vernichtungslagern, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 24 (1976), S. 134.

des in der Nähe Weimars gelegenen Konzentrationslagers Buchenwald am 12. April 1945. Drei Tage später übergab die Deutsche Wehrmacht das zwischen Celle und Soltau südlich der Lüneburger Heide gelegene Konzentrationslager Bergen-Belsen, das mit Transporten aus anderen Lagern, darunter Auschwitz und Buchenwald, seit Monaten so überbelegt war, daß die Verhältnisse, die die alliierten Truppen dort vorfanden, alles übertrafen, was sie bisher gesehen hatten und noch sehen sollten. Im März 1945 waren dort über 18000 Häftlinge gestorben, in den ersten beiden Aprilwochen vor der Befreiung noch einmal mehr als 9300 Menschen, darunter viele Frauen[8].

In der Berichterstattung stand dennoch Buchenwald an erster Stelle, nicht nur, weil es früher befreit worden war, sondern auch, weil es wegen der in Bergen-Belsen herrschenden Flecktyphusepidemie gefährlich war, dieses Lager zu betreten. Nach mehreren kleineren Meldungen und Fotos, die Buchenwald, Bergen-Belsen und Außenlager wie Nordhausen und Ohrdruf betrafen[9], erschien in der Londoner „Times" vom 28. April 1945 ein zweispaltiger Bericht über den Besuch einer Delegation britischer und amerikanischer Abgeordneter in Buchenwald, in dem bereits die Geschichte von den angeblich dort gefundenen Lampenschirmen aus Menschenhaut auftauchte[10]. Die Abgeordnetendelegation war auf ausdrücklichen Wunsch des alliierten Oberbefehlshabers, General Eisenhower, nach Deutschland gekommen, der nach einer Meldung in der „New York Herald Tribune" vom 21. April der Meinung war, daß „Informationen über die Lebensbedingungen in diesen deutschen Lagern eine möglichst weite Verbreitung in den USA finden sollten"; wie der Reporter weiter schrieb, hatte der praktische Anschauungsunterricht inzwischen schon den Effekt, daß die bisher skeptischen Amerikaner, die Informationen über Massenmorde stets mit Hinweisen auf die anti-deutsche Greuelpropaganda im Ersten Weltkrieg beantwortet hatten, sich nun vor den Leichenhaufen in den Lagern hätten fotografieren lassen, um zuhause sagen zu können, „ich sah es, ich war dort, ich weiß Bescheid".

---

[8] Vgl. Eberhard Kolb, Bergen-Belsen, in: Studien zur Geschichte der Konzentrationslager, Stuttgart 1979, S. 151.

[9] Über Buchenwald vgl. „Times" vom 18. 4., 19. 4. (Fotos) und 23. 4. 1945, eine Meldung über Wochenschau-Aufnahmen in Buchenwald erschien in der „Times" vom 1. 5. 1945; zu Bergen-Belsen vgl. „Times" vom 19. 4. 1945.

[10] Überzeugende Beweise sind dafür bis heute nicht vorgelegt worden. Die Behauptungen im Zusammenhang mit präparierter Menschenhaut, die vor allem in den Prozessen gegen Ilse Koch, die Frau des berüchtigten Buchenwalder Lagerkommandanten Karl Koch, eine Rolle spielten, sind in unserem Zusammenhang weniger das Problem der Sensationspresse als ein Beispiel dafür, wie sehr nach dem Bekanntwerden der Konzentrationslager-Realität das Bild der Deutschen in den Augen der Weltöffentlichkeit gelitten hatte. Eine faire wissenschaftliche Diskussion des Problems Menschenhautpräparate aus Konzentrationslagern findet sich bei Arthur L. Smith jr., Die Hexe von Buchenwald. Der Fall Ilse Koch, Köln 1983, vor allem S. 102–105 und 123–137.

In der gleichen Nummer berichtete die Zeitung auch über die Verhältnisse in Bergen-Belsen und illustrierte sie mit einigen bezeichnenden Fotos. Wenige Tage später, am 29. April zog die „Herald Tribune" bereits ein erstes Resümee über Buchenwald, das in ähnlicher Weise für alle Häftlingslager der SS gelten konnte. Sie stellte fest, daß die Aufgabe Buchenwalds überwiegend politischer Natur war, nämlich die Führungsschicht Europas auszuschalten. Dazu seien die Gegner des Nationalsozialismus durch „Hunger in Verbindung mit schwerer Arbeit, durch Übergriffe, Prügel und Folterungen, unglaublich überfüllte Schlafsäle und Krankheiten wie Typhus ... und Tuberkulose" umgebracht worden. Einen breiten Raum nehmen auch in der amerikanischen Presse die Berichte über die Besuche verschiedener Delegationen von Senatoren, Kongreßabgeordneten und führenden Presseleuten ein. Unter den letzteren waren Verleger oder Herausgeber der „New York Times", der „Los Angeles Times", der „Chicago Sun", der „Saturday Evening Post", des „Washington Star", von „Reader's Digest", „Collier's Weekly" und anderen Wochenmagazinen[11].

Einen seine Wirkung auf die amerikanische Öffentlichkeit sicher nicht verfehlenden Bildbericht mit besonders schockierenden Fotos u. a. aus Bergen-Belsen und Buchenwald veröffentlichte das Magazin „Life" in seiner Ausgabe vom 7. 5. 1945. Der Begleittext konstatierte die allgemeine Reaktion in den alliierten Ländern, wenn darauf hingewiesen wurde, daß die Freude über den kurz bevorstehenden Sieg durch die grausamen Tatsachen in den Häftlingslagern der Deutschen einer allgemeinen Ernüchterung gewichen sei. Der am 15. Mai dem Kongreß vorgelegte Bericht einer zwölfköpfigen Parlamentarierkommission, die die Lager Buchenwald, Nordhausen und Dachau besichtigt hatte, fand schließlich ein breites, zustimmendes Echo in der amerikanischen Presse[12].

Die Information über die SS-Haftlager in Deutschland erreichte in den Ländern des europäischen Kontinents bei weitem nicht den Umfang wie in den angelsächsischen Staaten. Relativ ausführlichen Berichten über Buchenwald folgten bei der Befreiung der anderen Lager meist nur noch kurze Notizen.

---

[11] Die Namen der britischen Delegierten, der amerikanischen Senatoren und Kongreßabgeordneten sowie der Pressevertreter sind u. a. veröffentlicht in der „New York Herald Tribune" vom 22. 4. 1945, die bereits am Vortag über Buchenwald berichtet hatte. Bis etwa Mitte Mai standen in der amerikanischen Presse fast täglich Meldungen und Reportagen über Buchenwald, meist in Zusammenhang mit den Besuchen der offiziellen Delegationen; häufig waren die Artikel mit Fotos illustriert. Hinzu kamen Berichte über Bergen-Belsen und, ab 24. April, Flossenbürg (vgl. „New York Herald Tribune" v. 23., 25., 26., 28., 29., 30. 4., 1., 2. 5. 1945; „Chicago Daily Tribune" und „Washington Post" vom 29. 4. 1945). Die „New York Herald Tribune" vom 8. 5. 1945 informierte ferner über das, was die Sowjets inzwischen über Auschwitz veröffentlicht hatten; die „Chicago Daily Tribune" brachte am 6. 5. 1945, die „New York Times" am 9. 5. 1945 zusammenfassende Artikel mit den Eindrücken der 18-köpfigen Delegation amerikanischer Presseleute.

[12] Vgl. Artikel in der „Chicago Daily Tribune", der „Washington Post" und der „New York Herald Tribune" vom 16. 5. 1945 und einen Leitartikel der „Chicago Daily Tribune" vom 19. 5. 1945.

Beispielhaft stehe hier die Berichterstattung der „Neuen Zürcher Zeitung", die in ihrer Ausgabe vom 26.4. 1945 einen ausführlichen Bericht der Schweizerischen Depeschenagentur abgedruckt hatte, der durch einen zweispaltigen Artikel ihres eigenen Korrespondenten am nächsten Tag ergänzt wurde. Über die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau ließ sie am 1. Mai nur noch eine kurze Meldung von United Press folgen:

Ein erster Überblick über die ausgedehnten Anlagen des gestern befreiten Konzentrationslagers Dachau und die daneben liegende S.S.-Stadt ergibt etwa dasselbe Bild wie in Buchenwald. Rund 32000 Gefangene wurden befreit, viele davon in erbärmlichem Zustand und bis auf den Tod ausgehungert. Die Gefangenen wurden nach den gleichen barbarischen Methoden behandelt wie in den andern schon besetzten Konzentrationslagern. Man fand die üblichen Gaskammern, Krematorien, Folterkammern, Prügelböcke und Galgen. Auch ein Eisenbahnzug von 50 Wagen, die alle mit Leichen vollgestopft waren, wurde in Dachau vorgefunden.
Besonders tragisch ist das Schicksal von 11000 politischen Häftlingen, die kurz vor dem Eintreffen der Amerikaner aus Buchenwald fortgetrieben wurden und unter ständigen Mißhandlungen nach Dachau marschieren mußten. Von diesen Leuten wurden in Dachau nur 6000 Überlebende geborgen. Sofort nach dem Abmarsch aus Buchenwald begann die S.S. mit Erschießungen. Mehrere tausend wurden auf dem Marsch nach Dachau und in Dachau selbst erschossen, erschlagen und auf andere Weise getötet. Die letzten Opfer fanden den Tod, als die Amerikaner schon mit ihren Panzern vor den Eingängen von Dachau erschienen und die S.S. die Gefangenen zu Dutzenden mit Maschinenpistolen niederknallte.
Die Überlebenden werden jetzt, soweit sie noch transportfähig sind, mit amerikanischen Ambulanzen nach improvisierten Spitälern in der Nähe der tschechoslowakischen Grenze abtransportiert. Den Toten soll ein ehrenvolles Begräbnis zuteil werden.

Auch in der englischen Presse war die Berichterstattung über Buchenwald bei weitem ausführlicher als die über Dachau, obwohl beide Lager nicht von britischen Truppen befreit worden waren. Fast wie zur Einstimmung auf das, was auf die Weltöffentlichkeit an Fähigkeiten des Verstehens, aber auch der eigenen Gewissensprüfung zukam, hatte der „Manchester Guardian" noch vor der Eroberung Dachaus am 23. April den Leserbrief eines deutschen Emigranten veröffentlicht, der das Lager Dachau aus eigener Anschauung kennengelernt hatte.

Bevor ich das Glück hatte, im Sommer 1939 als Flüchtling in dieses Land zu kommen, hatte mich die Gestapo im Laufe mehrerer Jahre von einem Konzentrationslager zum anderen verbracht. Ich erinnere mich eines Zwischenfalls, der nicht nur 1938, als er sich ereignete, sondern bis vor ein paar Monaten auch hier in Großbritannien beispielhaft gewesen ist. Im Mai 1938 kam ein Schub von Häftlingen nach Dachau (bei München). Unter ihnen war der Herausgeber einer bekannten Wiener sozialistischen Zeitung (ich kann den Namen nicht angeben, weil ich ihn einfach vergessen habe). Wir fragten ihn: „Sie sind von unseren Kameraden, die kürzlich entlassen wurden, aufgesucht worden, Sie haben ihre Berichte gehört, Sie haben ihre Berichte sogar gedruckt und veröffentlicht. Warum haben Sie nicht entsprechend gehandelt?". Seine Antwort war: „Ich muß zugeben, daß wir zahlreiche Berichte über die Verhältnisse in den Konzentrationslagern erhielten. Einige haben wir sogar veröffentlicht. Um aber die Wahrheit zu sagen: Wir glaubten sie nicht!".
Das ist der springende Punkt. Nicht nur in Wien, überall auf der Welt glaubte uns keiner.

Die Wirklichkeit war unvorstellbar. Nun muß die Welt sie akzeptieren. Warum nicht früher? Wie viele Leben hätten gerettet werden können?

O. Winter, Huddersfield

Der Eroberung Dachaus und der Befreiung der Häftlinge am 29. April folgten am 1. Mai die ersten Informationen durch die Presse, die ausschließlich auf Agenturberichten beruhten. Während die Londoner „Times" in ihrer Übernahme einer Reutermeldung nichts Neues im Vergleich zu den Informationen der „Neuen Zürcher Zeitung" brachte, am 4. Mai allerdings noch ein Bild veröffentlichte, das ihre Meldung über den Eisenbahnzug voller Leichen, der auf einem Abstellgleis in der Nähe des Lagers gefunden worden war, drastisch illustrierte, enthielt die Meldung des „Manchester Guardian" am gleichen Tag unter der Überschrift „32000 in Dachau befreit - SS-Wachen angegriffen" einige zusätzliche Informationen:

Die Eroberung des berüchtigten Konzentrationslagers bei Dachau, in dem rund 32000 Häftlinge befreit wurden, ist gestern in einer Verlautbarung des Oberkommandos der Alliierten Streitkräfte bekanntgegeben worden. Wie es darin heißt, wurden dabei 300 SS-Wachen überwältigt. Ein ganzes Bataillon alliierter Truppen war nötig, um Vergeltungsmaßnahmen der Gefangenen zu verhindern. Fünfzig Güterwagen, vollgepackt mit Leichen, und die Entdeckung von Gaskammern, Foltereinrichtungen und Krematorien stützen nachhaltig die Gerüchte, die aus dem Lager herausgedrungen waren. Ein Korrespondent von Associated Press, der die 7. Armee begleitet, sagt aus, daß zahlreiche Häftlinge Waffen der Wachmannschaften in ihre Hände brachten und sich an den SS-Leuten rächten. Viele der prominenten Gefangenen sollen vor kurzem in ein Versteck in Tirol gebracht worden sein. Häftlinge, die Zugang zu den Lagerakten hatten, erzählten, daß in den letzten drei Wochen 9000 Gefangene durch Hunger und Krankheit zugrunde gingen oder erschossen wurden. Weitere 4000 starben im vergangenen Winter.

Außer dieser Meldung widmete der „Manchester Guardian" dem Lager Dachau in der gleichen Ausgabe einen Leitartikel:

Dachaus unrühmliche Bestimmung ist es, das erste nazistische Konzentrationslager gewesen zu sein. Hitler kam am 30. Januar 1933 an die Macht. Sechs Wochen später kündigte der Münchner Polizeipräsident an, daß Dachau auf die Aufnahme von politischen Häftlingen vorbereitet werde - auf Kommunisten und „Marxisten", für die in den staatlichen Gefängnissen kein Platz mehr war. Dachau sollte 5000 Häftlinge aufnehmen können. Seitdem war Dachau ein Name, vor dem man zitterte. Dorthin führte ein ständiger Strom von politischen Gefangenen aller Richtungen, von Kommunisten bis zu Nazis, die sich mit ihrer Führung überworfen hatten, und Juden. Es war einer der Herzeigeplätze des Nazisystems, wo man Besuchern unter entsprechender Führung erlaubte, sich die „erzieherische Arbeit" anzuschauen, mit der die politisch Gestrigen wieder in gute Deutsche verwandelt wurden. Aber die Besucher sahen nie alles, sahen nicht, was in den dunklen Arrestzellen und den überfüllten Schlafräumen oder bei den Arbeitskommandos geschah. Einzelheiten über das Dachau vor 1939 sind zur Genüge bekannt. Wir veröffentlichten seinerzeit mehrere Beiträge, und sie wurden durch das im Weißbuch der Regierung im Oktober 1939 veröffentlichte Beweismaterial bestätigt. Was in den langen fünfeinhalb Jahren seitdem geschah, berichten uns jetzt die amerikanischen Befreier. Wir dürften eine der fürchterlichsten Geschichten des Krieges erfahren. Wie nach diesen Enthüllungen irgendein Zweifel bestehen kann, daß die gesamte Himmlersche SS als verbrecherische Organisation zu behandeln ist, ist kaum zu begreifen. Denn Dachau war zu allererst eine Angelegenheit der SS, diese wiederum der ganze Stolz Himmlers."

Am dichtesten war verständlicherweise die Berichterstattung über Dachau in der amerikanischen Presse. Schließlich hatten amerikanische Soldaten das Lager kämpfend befreit; außerdem war Dachau ähnlich wie in Großbritannien auch in den USA ein Synonym für Zwang und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland, für das System der Konzentrationslager an sich, und zwar weit mehr und viel früher, als dies bei Buchenwald der Fall gewesen war, das mehr durch den Zufall der früheren Befreiung so plötzlich in den Blickpunkt der amerikanischen und der Weltöffentlichkeit gerückt war. Die amerikanische Öffentlichkeit, auch die amerikanischen Soldaten an den vor allem von SS-Truppen noch immer verzweifelt gehaltenen Fronten, waren durch die bisherigen Berichte über die Greuel in den bereits befreiten Konzentrationslagern auf das höchste erregt, eine Stimmung, die durch die Tatsache, daß Einzelheiten über die Verhältnisse in Dachau nicht bekannt waren, nur noch explosiver wurde. Die bereits vor der Befreiung Dachaus in Buchenwald eingetroffene amerikanische Parlamentarierdelegation stand bereit, auch das Konzentrationslager Dachau zu besichtigen. Reporter der großen Nachrichtenagenturen und führender amerikanischer Zeitungen befanden sich bei den kämpfenden Einheiten; auch in Dachau gelang es einigen, noch während der Kampfhandlungen mit den gegen Dachau vorgehenden Einheiten der 42. US-Infanteriedivision in das Lager hineinzukommen.

Die ersten Presseberichte über die Befreiung erschienen in den Ausgaben vom 1. Mai, zwei Tage nach der Befreiung - Dachau war an einem Sonntag erobert worden. In vielen Einzelheiten stimmen die einzelnen Artikel überein, an auffällig vielen Punkten, die leicht hätten verifiziert werden können, weichen sie von einander ab. Die Übereinstimmung scheint größer bei Informationen, die offensichtlich aus Erzählungen von Häftlingen stammen und sich auf das lagerinterne Informationssystem der Häftlinge stützen konnten, z. B. Zahlenangaben über die Evakuierungstransporte der letzten Tage oder die Todesfälle in den letzten Monaten vor der Befreiung. Widersprüchliche Angaben lassen sich eher bei den von den amerikanischen Kriegsberichtern unmittelbar beobachteten Ereignissen feststellen, etwa bei der Zahl der Eisenbahnwaggons voller Verhungerter auf dem Abstellgleis des Lagers[13], bei den Schilderungen der Kampfhandlungen im Lager selbst, bei der Zahl der getöteten oder gefangenen SS-Wachmannschaften, den Reaktionen der Häftlinge und der GIs gegen die SS-Leute. Die Dramatik des eben Ereigneten und seine im engen Bereich persönlicher Wahrnehmung verhaftete Darstellung bringt notgedrungen ein anderes Verhältnis zur Objektivität mit sich als der gewissermaßen epische Bericht über weiter zurückliegende Geschehnisse, der auf einer Reihe ähnlicher

[13] Nico Rost, Goethe in Dachau, Literatur und Wirklichkeit, München o. J. Der Transportzug jüdischer Häftlinge, der am 24. April das Lager Dachau verlassen sollte, konnte zunächst tagelang aus Mangel an Lokomotiven und wegen der Tieffieger das Lager nicht verlassen. Bei dem bei der Befreiung am 29. April von US-Truppen aufgefundenen Zug mit Viehwaggons handelte es sich aber um einen Evakuierungstransport aus Buchenwald.

oder gleicher Aussagen beruht, Aussagen, die z. T. durch schriftliche Belege wie Lagerakten, persönliche Tagebücher und ähnliches gestützt werden können.

Noch vor allen Berichten in den jedermann zugänglichen Presse-Erzeugnissen der USA soll hier der Informationsdienst der 42. US-Infanteriedivision, der Rainbow (Regenbogen-)Division, abgedruckt werden, der nur für die Offiziere und eine kleine Gruppe Spezialisten der Division bestimmt war. Der Bericht ist als hektographiertes Einblattflugblatt herausgegeben und trägt auf der Rückseite die etwas anspruchsvolle Kopfzeile „42. Infanteriedivision - Weltnachrichten - Dienstag, 1. Mai 1945":

Der Name Dachau ist nicht mehr länger der Schrecken der Verfolgten. 32000 von ihnen sind von der 42., der „Rainbow"-Division, befreit worden. Die Verbrechen, die hinter der Umzäunung dieses schlimmsten Nazi-Konzentrationslagers begangen wurden, spuken jetzt nur noch in der Erinnerung der Rainbow-GIs herum, die die Lagertore aufbrachen und als erste das Elend sahen; sie klagen aber auch die SS-Wachen der schwersten Verbrechen der Geschichte an. Gegen den Widerstand sich fanatisch wehrender SS-Leute, die entlang der Wassergräben, hinter den hohen Zäunen und an dem Abstellgleis mit 50 Waggons voller Verhungerter niedergemacht wurden, kämpften sich die Infanteristen der 42. Division durch Dachau bis zum Lager vor. Dort waren die abgebrühten GIs auf einen schrecklichen Anblick gefaßt. Aber keine menschliche Vorstellung, auch wenn sie sich aus den phantastischsten Geschichten nährte, die je aus diesem ersten und bekanntesten Nazi-Konzentrationslager herausgedrungen waren, konnte das fassen, was die Soldaten erblickten. Auch das ganze sprachliche Können einiger Starreporter, die noch während des Befreiungskampfes gleichsam stellvertretend für die Weltöffentlichkeit in das Lager gelangten, konnte dem Geschehenen nicht gerecht werden. Denn selbst als diese abgebrühten Reporter, die aus langer Praxis einiges gewöhnt waren, mit Wagenladungen voller aufgeschichteter Leichen konfrontiert wurden, die nur noch aus Haut und Knochen bestanden, war es noch schwer für sie, das zu glauben, was sie mit ihren eigenen Augen sahen. Soldaten, die an den Anblick von Toten gewöhnt waren, drehte es den Magen um, als sie bei den Krematorien die aufgehäuften, ineinander verschlungenen Leichen sahen, die zimmerhoch aufgestapelt wie die Holzstöße eines Verrückten aussahen. Einer der Offiziere hatte sich innerhalb des Lagerzauns durch die Massen der Vergessenen aus aller Herren Länder gedrängt und den Raum betreten, in dem die im Sterben liegenden Überlebenden des Schreckenszuges lagen. Er verbarg die Tränen nicht, die ihm kamen, als die kraftlosen Schemen unter ihren schmutzigen Decken, inmitten menschlicher Exkremente liegend, versuchten, ihn mit besenstieldünnen Armen zu begrüßen, um gleich anschließend wieder in todesgleiche Lethargie zu versinken, aus der viele nicht wieder auftauchen sollten.

Zehn Tage vor dem Erscheinen der „Rainbow"-Division kamen 50 Eisenbahnwagen mit Gefangenen aus dem Konzentrationslager Buchenwald in Dachau an ... Die Nazis hatten vor den heranrückenden amerikanischen Truppen noch schnell 4000 ihrer Gefangenen auf offene Eisenbahnwaggons getrieben, die selbst für den Viehtransport nicht geeignet gewesen wären. 27 Tage später - dem Frost ausgesetzt und ohne etwas zu essen - kam eine Zugladung voll menschlichen Leids in Dachau an, die auf dem Gleisanschluß dieses Vernichtungslagers dem Sterben preisgegeben war. In diesen stinkenden Waggons konnte man Häftlinge sehen, die zu schwach waren, den Wagen zu verlassen. Ein paar versuchten es und blieben unter dem Maschinengewehrfeuer der SS als blutige Klumpen vor einer der Waggontüren liegen. Auch ein kleines Mädchen befand sich darunter. In einem anderen Wagen saß ein vom Tode gezeichneter Mann mit schmerzverzerrtem Gesicht auf den Leichen seiner Kameraden, der eigenhändig sein brandiges Bein amputierte und den Stumpf mit Papier bedeckte. Darunter lag ein Häftling mit ein-

geschlagenem Schädel. „Er hat es jetzt besser", lautete der Kommentar eines der Journalisten. Dicht neben ihm lag ein Mann, der so lange geschlagen worden war, daß seine Eingeweide am Rücken herauskamen. Aber die meisten von ihnen waren einfach in der Haltung absoluter Erschöpfung gestorben, wie sie nur Verhungernde einnehmen können ... Einige der Waggons waren geleert und die Leichen zum Krematorium transportiert worden, wo man sie in einem Raum neben der Verbrennungskammer in ordentlichen Stapeln aufgeschichtet hatte. Die nackten Körper lagen gerade ausgestreckt da. Im Raum zur Rechten jedoch lagen sie in völliger Unordnung und noch angezogen. Mit Hilfe eines riesigen, im Krematorium arbeitenden jugoslawischen Häftlings, der berichtete, daß alle vier Öfen „Tag und Nacht" in Betrieb gewesen seien, fand sich wenigstens eine Teilerklärung. Die Ausgestreckten, ordentlich Aufgeschichteten kamen wahrscheinlich lebend ins Lager, wurden im „Brausebad" geduscht, dann vergast oder an Haken im Gebälk vor den Verbrennungsöfen aufgehängt. Die Leichen im rechten Raum kamen dorthin so, wie sie verhungert aus den Waggons herausgekippt wurden.
Es war unglaublich, daß solche Dinge geschehen konnten, aber hier war der sichtbare Beweis. Es war unvorstellbar, daß menschliche Wesen fähig waren, solche unaussprechliche Grausamkeiten zu begehen. Hier jedoch gab es Menschen, die das konnten: die SS. Wenigstens 25, vielleicht auch 50 SS-Männer wurden von den Häftlingen erschlagen, die mit der ganzen Wut von Menschen zuschlugen, die nach Jahren voll aufgestauten Hasses plötzlich freigelassen werden ... Irgendwer sagte, daß 14 (der SS-Wachen, der Verf.) im Wassergraben lägen. Einer von ihnen hatte kein Gesicht mehr. Diese einst so aufgeblasenen Hitler-Verehrer würden nie mehr den Profit aus Haaröl, Schuhcreme, Thermosflaschen, Notizbüchern, Schreibwaren, Bürsten, Porzellan-Kunst und Zigarettenpapier einstecken, Dinge, die hier von Männern und Frauen aus ganz Europa hergestellt wurden, bis sie an Hunger und Krankheit zugrunde gingen und als wertlose Ware verbrannt wurden. Nun waren die SS-Wachen tot. Aber ihr Tod konnte nicht die Tausende Toter und Sterbender von Dachau rächen. Diese gemarterten Toten können nur gerächt werden, wenn die Welt durch das, was die 42. Division und was andere in all den Dachaus von Deutschland entdeckt haben, so aufgerüttelt wird, daß sie keiner Partei, keiner Regierung, keinem Volk je wieder erlaubt, das Antlitz der Erde mit ihrer Unmenschlichkeit zu zerstören.

In der „Rainbow Reveille", offensichtlich der Divisionszeitung der 42. US-Division, erschien 10 Tage später, am 11. Mai, unter dem bereits Distanz ankündigenden Titel „Das war Dachau" ein etwa gleich langer Artikel über das Konzentrationslager. Der Autor versuchte, die noch frischen Erlebnisse aus den Tagen der Befreiung mit der historischen Entwicklung im nationalsozialistischen Deutschland, dem Ausbau des Konzentrationslagers Dachau und dem gleichzeitigen Abbau moralischer Normen zu einer historischen Gesamtschau des Phänomens Konzentrationslager zu verbinden:

Im Jahre 1933 wurde in der Nähe eines hübschen, ganz normalen Städtchens namens Dachau nicht weit von München entfernt ein Gefängnis errichtet. Anfangs gab es dort nur stacheldrahtumzäunte Holzbaracken; man gab ihnen den Namen „Konzentrationslager". Sie waren der Beginn der Neuen Ordnung in Europa. Die Macht des neuen Reichskanzlers Adolf Hitler wuchs, das Lager in Dachau wuchs mit ihr. Schwarz-graue Mauern entstanden ringsum und schlossen es von der Außenwelt ab ... Im Lauf der Jahre wurden Tausende und Abertausende in dieser riesigen Folterkammer zusammengepfercht. Wenige verließen sie lebend. Ähnliche Eiterbeulen brachen im Antlitz Deutschlands auch anderswo auf, in Buchenwald und Landsberg und einem Dutzend anderer Orte, aber Dachau war die älteste und die größte.
Am 30. April 1945 beendeten amerikanische Soldaten das zwölfjährige Terror-Regime in

Dachau, und als die Männer der 42. Division das Lager überrannten, sahen sie mit eigenen Augen, was wahrscheinlich die größte Zusammenballung menschlichen Elends war, die es in der Weltgeschichte jemals gegeben hatte. ... In Güterwagen auf einem Abstellgleis fanden sie die skelettierten Leichen von etwa 1800 politischen Häftlingen, die aus Buchenwald evakuiert worden waren. Sie waren vor vier Tagen angekommen, doch weil das Lager mit zusätzlichen Häftlingen aus den vom Vormarsch der Alliierten bedrohten Lagern schon überfüllt war, hatte man sie in den verriegelten Wagen verhungern lassen. Innerhalb der Hauptumzäunung fanden die Amerikaner noch 2000 Leichen, ordentlich aufgeschichtet wie Brennholz ...
Der gräßlichste Ort im ganzen Lager war das Krematorium. In dem kleinen stabilen Gebäude begegneten Zehntausende Gefangene dem Tod. Die in Dachau gefangengehaltenen Geistlichen wurden zum Bau dieses infernalischen Totenhauses gezwungen. Dabei wurde ihnen dauernd versichert, daß sie dort auch bald an die Reihe kämen. ...
Die amerikanischen Befreier wurden überall mit Jubel, Tränen und Küssen empfangen. Russen, Tschechen, Polen, Holländer, Luxemburger, Norweger, Dänen, Jugoslawen und Franzosen küßten den Soldaten die Hände, küßten sie auf die Wangen, jubelten ihnen mit rauhen Stimmen zu, brachen schluchzend zusammen.
Alle Gefangenen waren politische Häftlinge, aber nicht alle waren Ausländer. Viele waren Deutsche. Viele Deutsche waren seit dem ersten der zwölf Jahre im Lager. Sie hatten überlebt, weil sie arbeiten konnten. Diejenigen, die zu schwach zum Arbeiten wurden, sich vielleicht einen Knöchel oder Arm gebrochen hatten, bekamen kein Essen. Entweder verhungerten sie oder wurden ins Krematorium geschickt.
Warum ist Dachau errichtet worden? Was haben diese Männer getan, das die Deutschen veranlaßt hatte, sie an einen solchen Ort zu verschicken? Auf diese Frage gibt es nicht eine, sondern mehrere Antworten. Manche waren dort, weil sie gewagt hatten, ihre Überzeugung in Opposition zu Hitlers niederträchtiger Neuer Ordnung zu vertreten. Andere waren dort, weil sie Juden waren; sie und Angehörige anderer Minoritäten, Nicht-Arier und Nicht-Deutsche wurden von den Nazis als „Menschen zweiter Klasse" betrachtet.
Andere wurden einfach nach Dachau geschickt, weil ein persönlicher Feind mit politischen Verbindungen sie angezeigt hatte oder vielleicht ein verärgerter Nachbar oder ein Geschäftskonkurrent. Manche wußten gar nicht, warum sie dort waren. Es wurde ihnen niemals gesagt, sie wurden niemals verhört.
So widernatürlich die in Dachau begangenen entsetzlichen Verbrechen waren, so gewiß waren sie die Folge der deutschen Selbsteinschätzung als Herrenrasse, die natürliche Folge ihrer Verachtung der politischen und religiösen Überzeugungen aller derer, die sich von ihnen unterschieden. Was in Dachau geschändet wurde, waren nicht nur die Leichen der zahllosen Opfer der rassistischen Tyrannei. Die Flammen ihrer entsetzlichen Krematorien verzehrten auch den Geist der Demokratie, der Anständigkeit und Toleranz. In der Erinnerung der Menschen wird Dachau fortleben als Denkmal der auf die Spitze getriebenen Unduldsamkeit.

Ohne nun eine umfassende Textkritik betreiben zu wollen, die nur im Zusammenhang mit der gesamten Memoirenliteratur zu leisten wäre, sollen hier doch einige Punkte aufgezeigt werden, die für die hier zusammengestellten Zeitungsartikel entweder typisch sind oder ergänzender Erläuterungen bedürfen. Was im Vergleich zur Memoirenliteratur eher unangenehm auffällt, ist der vom Medium Zeitung her verständliche Versuch der Journalisten, einige eilig zusammengetragene Informationen ohne präzises Hintergrundwissen zu einer interessanten und den Leser überzeugenden Meldung zusammenzubauen. Schon wegen der Sprachschwierigkeiten war es den Reportern oft nicht möglich, die Zuverlässigkeit ihrer Informanten einschätzen und die Information

nachprüfen zu können. Nur so sind die auch in den späteren Artikeln noch auftauchenden Berichte über Massenvergasungen in der einzigen Gaskammer des Lagers oder die Verwechslung der Gaskammer mit den Desinfektionskammern zu erklären. Da die Häftlinge, von bestimmten Kommandos abgesehen, auch keinen Zugang zu den Krematoriumsbauten hatten - wenigstens solange sie lebten -, ist es erklärlich, wenn sie die zahlreichen im Krematorium durchgeführten Exekutionen teilweise für Vergasungen hielten und nach der Befreiung in diesem Sinne aussagten. Tatsächlich war die Gaskammer im Krematorium des Lagers Dachau nicht in Benutzung genommen worden, es hatten in Dachau keine Vergasungen stattgefunden.[14]

Natürlich konnte man von den Reportern „der ersten Stunde" auch keine gründliche, alle Fakten, Ereignisse und Erzählungen berücksichtigende und kritisch analysierende Studie über das Konzentrationslager Dachau erwarten. Die berichteten Details haben oft einen sehr zufälligen Charakter; bei einigen Artikeln erkennt man, z. B. an den Wiederholungen bereits geschilderter Tatbestände, deutlich, daß die Autoren unter Zeitdruck standen - ein für Journalisten alltägliches Phänomen. So erklären sich zum Teil auch die immer wieder feststellbaren Widersprüche in Einzelheiten. In den „Rainbow-Weltnachrichten" vom 1. Mai wird beispielsweise berichtet, daß der Eisenbahnzug mit den Buchenwald-Häftlingen bereits zehn Tage vor der Befreiung des Lagers in Dachau ankam, im späteren Bericht der „Rainbow-Reveille" vom 11. Mai sind es dagegen nur vier Tage. Hinzu kommt natürlich eine weitverbreitete Unkenntnis sowohl über Deutschland allgemein wie über die Konzentrationslager im besonderen, die etwa dazu führt, daß das Lager Landsberg, eines der vielen Außenlager von Dachau, wie ein selbständiges Lager in einem Atemzug mit Dachau selbst oder mit Buchenwald genannt wird.

Die Tageszeitungen unterscheiden sich dabei in keiner Weise von den genannten militärischen Nachrichtenblättern und Zeitungen - wenn man vom Sprachstil absieht, wo die professionellen Blätter eindeutig im Vorteil sind. Unmittelbar mit den Kampftruppen waren die ersten Zeitungsreporter und Nachrichtenkorrespondenten in das Lager gekommen; wegen des Sonntags erschienen ihre Berichte allerdings erst am übernächsten Tag. Die „New York Times" brachte am 1. Mai lediglich einen gekürzten Bericht von „Associated Press":

Dachau, Deutschlands meistgefürchtetes Vernichtungslager, wurde erobert, seine überlebenden 32000 gemarterten Insassen wurden von empörten amerikanischen Truppen befreit, die brutalen Bewacher in einem erbitterten Kampf getötet oder gefangengenommen.

---

[14] Zu Krematorium und Gaskammer vgl. den Beitrag von Barbara Distel in: Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation hrsg. v. Eugen Kogon, Hermann Langbein, Adalbert Rückerl u. a. Frankfurt/M. 1983, S. 277-280; ferner den Beitrag von Günther Kimmel, Das Konzentrationslager Dachau. Eine Studie zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, in: Bayern in der NS-Zeit, Bd. 2, hrsg. v. Martin Broszat u. Elke Fröhlich, München-Wien 1979, S. 391 f., 407.

Im Sturmangriff, auf Panzern, Bulldozern, Selbstfahrlafetten - allem, was Räder hat -, erreichten die 42. und die 45. Division das berüchtigte Lager nordwestlich von München gestern am frühen Nachmittag. Dutzende deutsche Bewacher fielen unter dem vernichtenden Gewehrfeuer, als die Soldaten die Greuel im Lager sahen und durch seine Baracken stürmten, um schnellstens reinen Tisch zu machen.
Den Truppen schlossen sich verläßliche Gefangene an, die außerhalb der Stacheldrahtzäune arbeiteten. Franzosen und Russen ergriffen die von getöteten Wächtern weggeworfenen Waffen und rächten sich schnell und gründlich an ihren Folterern.
Heute war die Registrierung der befreiten Gefangenen noch im Gang. Dabei erfuhren die Amerikaner von den Lager-Sprechern, daß einige der prominenteren Gefangenen erst vor kurzem in ein neues Versteck, wahrscheinlich in Tirol, gebracht worden waren. Unter ihnen sollen der 1941 gefangene Sohn von Marschall Stalin, Jakob, gewesen sein, ferner der frühere österreichische Bundeskanzler Kurt Schuschnigg und seine Frau, Prinz Friedrich Leopold von Preußen, Prinz Xavier von Bourbon-Parma und der deutsche evangelische Pastor Martin Niemöller, der verhaftet worden war, weil er sich dem Versuch widersetzte, seine Predigten zu zensieren. ...
Häftlinge, die Einblick in die Lager-Akten hatten, erklärten, daß in den letzten drei Monaten 9000 Gefangene an Hunger und Krankheiten gestorben seien oder erschossen wurden. Während des Winters seien weitere 14000 zugrunde gegangen. Im Lager herrschte Typhus, und die städtische Wasserversorgung war durch die 6000 Gräber in der Nähe des Lagers verseucht.
Kurz nach dem Kampf stand ein Zug mit neununddreißig Kohlenwagen auf einem Nebengleis. In den Wagen lagen Hunderte Leichen, aus denen mindestens ein jämmerliches menschliches Wrack geborgen wurde, das sich an das Leben klammerte. Die Opfer waren fast alle Polen, die meisten von ihnen verhungert, während der Zug dort unbeachtet mehrere Tage stand. Am Rand einer belebten Straße in der Nähe lagen die Leichen derer, die ermordet wurden, als sie zu fliehen versuchten. Einheimische Bauern, die täglich auf dieser Straße fuhren, kümmerten sich weder um die Leichen noch um die Greuel innerhalb des Lagers, sondern nützten die Besetzung der Stadt durch die Amerikaner zu einer Plünderungsorgie aus. Selbst deutsche Kinder fuhren an den Leichen vorüber, ohne hinzusehen - und trugen gestohlene Kleider.
Nach der Erstürmung des Lagers durch die Amerikaner lagen die Leichen ordentlich gekleideter deutscher Bewacher, die unter die Räder kamen, als sie zu fliehen versuchten, wie Spielzeug umher. Die ranghöchsten Offiziere schwenkten eine weiße Fahne und ergaben sich.
Im Lager, zusammengepfercht in Holzhütten, befanden sich 32000 ausgemergelte, unrasierte Männer und 350 Frauen. Häftlinge erzählten, daß weitere 7000 während der letzten Tage wegmarschieren mußten. Die Überlebenden verfielen in einen Freudentaumel, als die Amerikaner ihre Baracken aufbrachen, und erdrückten ihre Befreier fast mit Umarmungen.
Leichen wurden an vielen Stellen gefunden. Es gab auch als Duschen getarnte Gaskammern, in die, unter dem Vorwand des Badens, die Gefangenen getrieben wurden -, und es gab ein Krematorium. Große Berge von Kleidern bezeugten das Schicksal ihrer Besitzer. Nach Gefangenenberichten wurde letzte Woche ein französischer General ermordet als er im Glauben, evakuiert zu werden, zu einem Lastwagen ging. Sie sagten, daß SS-Wachen ihn von hinten erschossen.
Die Amerikaner stürmten durch das Lager in rasender Wut. Nicht weit von einem Leichenhaufen lagen die blutenden Körper von sechzehn Bewachern, die auf der Flucht erschossen worden waren. In der Küche der SS-Kantine kochte noch das Essen. Ein Offizier war über einen Teller Bohnen gefallen - eine Kugel hatte seinen Kopf durchbohrt. In der Nähe lag das Telefon mit herunterhängendem Hörer, das Besetztzeichen war noch zu hören. Vor dem Kraftwerk lagen die Leichen zweier Deutscher, erschlagen von einem Tschechen und einem Polen, die im Maschinenraum gearbeitet hatten.

Der Hauptteil des Lagers ist von einem 5 Meter breiten Graben umgeben, durch den ein reißender Bach fließt. Den 3 Meter hohen Gitterzaun krönt ein elektrisch geladener Stacheldraht. Als Oberstleutnant Will Cowling das Schloß des Haupttors aufbrach, gab es auf dem Platz noch kein Zeichen von Leben. Er schaute sich einen Augenblick um, und dann ertönte ein ungeheurer Aufschrei von Menschen. Ein Menschenstrom ergoß sich auf den ebenen Vorhof, der gut ein halbes Dutzend Baseball-Felder fassen könnte, und Oberstleutnant Cowling wurde umdrängt, fast erdrückt. Er wurde von der brodelnden, schwankenden Menge der Russen, Polen, Franzosen, Tschechen und Österreicher auf die Schultern gehoben, die in ihren Muttersprachen die Amerikaner bejubelten. Der amerikanische Oberstleutnant wurde von Soldaten gerettet, doch das Getöse flaute nicht ab. Fahnen tauchten auf und wehten von den Baracken. Sogar eine amerikanische Fahne erschien, obwohl dort nur ein einziger Amerikaner gefangen gehalten wurde. Es handelt sich um einen Major aus Chicago, der festgenommen wurde, als er sich hinter der deutschen Front in einer Sondermission des Office of Strategic Services aufhielt.
Die jubelnde Menge drückte mit dem Gewicht tausender gebrechlicher Körper gegen den Zaun, und an einer Stelle gab er nach. Wie Wasser nach einem Dammbruch stürzten die Gefangenen hinaus, doch waren sie durch den Graben noch eingeschlossen. Drei versuchten, über den Zaun zu klettern, aber verbrannten am Stacheldraht; der elektrische Strom war noch nicht abgeschaltet. Zwei Bewacher schossen von einem Turm auf die Menge und verrieten damit ihre Anwesenheit. Amerikanische Infanteristen durchsiebten sie sofort mit Kugeln. Ihre Körper wurden in den Graben hinuntergeworfen - unter Gebrüll, das nichts mehr Menschliches hatte.
In den Baracken lagen mehr als 1000 Tote, manche im wilden Handgemenge der vergangenen Nacht von Bewachern erschossen, andere die Opfer von Krankheit und Hunger.

Einen vollständigeren Abdruck des „Associated Press"-Berichts druckte die „Chicago Daily Tribune" in ihrer Ausgabe vom gleichen Tage ab, der hier um das bereits Bekannte gekürzt wiedergegeben ist:

Berichterstatter und Infanteristen fanden auf einem Nebengleis, das durch die Lagermauer führte, 39 offene Güterwagen.
Auf den ersten Blick schienen die Wagen mit schmutzigen Kleidern beladen. Dann sah man Füße, Köpfe und knochige Finger. Mehr als die Hälfte der Wagen war voll Leichen, Hunderte Leichen. Der Hals eines Mannes war so dünn und verschrumpft, daß er kaum imstande schien, einen Kopf zu tragen, aber der Mann war noch am Leben. Ein Offizier trug ihn zu seinem Jeep und fuhr mit ihm zum Spital, um ihn mit Blutplasma am Leben zu erhalten.
Nach der besten Auskunft, die zu erhalten war, stand der Zug mit den Häftlingen, hauptsächlich Polen, mehrere Tage auf dem Gleis, und die meisten Gefangenen waren verhungert. Andere wurden durch Kopfschuß getötet. Manchen waren die Kleider vom Leib gerissen, ihre ausgezehrten Körper waren voll blau-grauer Flecken. Einige hatten zu fliehen versucht; ihre Leichen lagen entlang des Gleises, ein paar Schritte von ihm entfernt. Einer, der einen Kopfschuß hatte, war auf einem Fahrrad sitzend umgefallen. Dieses Bild bot sich außerhalb der Lagermauern, an einer belebten Straße in Dachau, und viele Bayern gingen täglich vorüber. Die Zivilisten plünderten ein in der Nähe gelegenes Warenlager der SS und gingen an dem Todeszug vorüber; ihre einzige Reaktion war ein neugieriger Blick auf die amerikanischen Soldaten. Kinder fuhren auf Fahrrädern an den Leichen vorbei und unterbrachen nie ihr aufgeregtes Geschnatter. Von den Lenkstangen baumelten Kleider, die sie irgendwo mitgenommen hatten.

Eine Frau, die Korrespondentin der „New York Herald Tribune", Marguerite Higgins, lieferte den eindrucksvollsten Bericht über die Zustände im Lager[15].

Von allen hier untersuchten Artikeln aus der Tagespresse ist der ihre nicht nur am anschaulichsten, sondern auch am zuverlässigsten. Präzise wie keiner ihrer Kollegen schilderte sie die Besonderheiten des Krematoriums, dessen versteckte, unzugängliche Lage, die Hinrichtungen durch Genickschuß, die Folter des An-den-Händen-Aufhängens; bezeichnenderweise berichtete sie nicht von Vergasungen. Die Details in ihrem Artikel dienen der Information und werden nicht in dem Maße wie bei manchem ihrer Kollegen als effektvolle Ausschmückung empfunden, sie lassen sich außerdem durch die Memoirenliteratur oder die Forschungsergebnisse bestätigen:

Truppen der amerikanischen 7. Armee befreiten heute nachmittag in Dachau 33 000 Häftlinge aus dem ersten und größten Nazi-Konzentrationslager. Manche hatten die Greuel des berüchtigten Lagers elf Jahre ausgehalten. Die Befreiung war ein irres Schauspiel. Lager-Insassen liebkosten und umarmten die amerikanischen Truppen, küßten den Boden vor ihren Füßen und trugen sie auf den Schultern herum. Das Lager Dachau, wo letzte Nacht die SS-Bewacher vor ihrer Flucht mindestens tausend Gefangene umgebracht hatten, ist eine größere und schrecklichere Ausgabe des ähnlich berüchtigten Lagers Buchenwald bei Weimar.

Die Korrespondentin und Peter Furst von der Armee-Zeitung „Stars and Stripes" waren die beiden ersten Amerikaner, die in den inneren Bereich des Lagers vordrangen. Hier waren Menschen, die zur europäischen Geisteselite gehörten, während der vielleicht schöpferischsten Jahre ihres Lebens eingesperrt worden. Eine Abteilung der amerikanischen 45. Infanterie-Division kämpfte noch unweit der im Norden gelegenen SS-Baracken, als unser Jeep und zwei andere von der 42er-Infanterie durch das südliche Eingangstor in das Lager fuhren. Da die Männer des uns begleitenden Spähtrupps mit einem sich ergebenden SS-Mann beschäftigt waren, schnappten wir uns einen Soldaten und fuhren mit ihm zu den Häftlingsbaracken. Er öffnete das Tor, nachdem er die Leiche eines Häftlings weggestoßen hatte, der letzte Nacht bei dem Versuch erschossen worden war, zu den Amerikanern zu entkommen. Als das Tor geöffnet wurde, war auf dem Vorplatz keine Menschenseele. Wie wir später erfuhren, hatten die Häftlinge sich in der vorigen Nacht geweigert, irgendeinen Befehl der deutschen Bewacher, die sich nach draußen zurückgezogen hatten, zu befolgen und die Aufsicht in ihrem Gefängnis selbst übernommen. Die Gefangenen hielten strenge Disziplin und blieben nahe bei ihren Baracken, um den SS-Männern keinen Vorwand für einen Massenmord zu geben.

Aber kaum waren wir beide eingetreten, überfiel uns wie Sperrfeuer ein aus den 200 Meter vom Tor entfernten Baracken kommendes Gerufe in ungefähr sechzehn Sprachen: „Seid ihr Amerikaner?" Unser Nicken entfesselte einen Höllenlärm. Zerlumpte, ausgemergelte Männer drängten haufenweise zum Tor, weinten, brüllten, kreischten „Lang lebe Amerika". Wer nicht gehen konnte, humpelte oder kroch. Sie waren in ihrem Glück so hysterisch, daß sie im Durcheinander den SS-Mann für einen Amerikaner hielten. Fünf irre Minuten wurde er von den Gefangenen auf den Rücken geklopft, auf den Schultern getragen und begeistert umarmt. Amerikanische Soldaten kamen und brach-

---

[15] Ihr Eindringen in den umzäunten Lagerbereich noch während der Kampfhandlungen wird auch in der gedruckten Memoirenliteratur erwähnt; vgl. Edgar Kupfer-Koberwitz, Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau, Bd. 2: Wie es endete, Stuttgart 1960, S. 257; Johann Steinbock, Das Ende von Dachau, Salzburg 1948, S. 28; Yéfime, Die letzten Tage von Dachau, in: Wort und Tat, September 1947, S. 103.

ten die Sache bald in Ordnung. Es ergab sich, daß ich als erste durch das Tor ging. Die erste mir entgegenlaufende Person war, wie sich zeigte, ein polnischer Priester, Stellvertreter des Erzbischofs von Polen, Kardinal August Hlond. Er war nicht im geringsten erstaunt, als er entdeckte, daß das uniformierte, Stahlhelm und Schutzbrille tragende Wesen, das er so herzlich umarmte, kein Mann war. In der Aufregung, die durch das Getöse der deutschen Artillerie und der Kämpfe im nördlichen Teil des Lagers keineswegs gedämpft wurde, starben mehrere Gefangene bei dem Versuch, durch den elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun zu schlüpfen. Einige, die nach der Abschaltung des Stroms durchkamen und sich am Kampf beteiligten, wurden von schlecht beratenen SS-Männern, die sich in einem Wachturm festgesetzt hatten, beschossen. Die Gefangenen stürmten den Turm und warfen die sechs SS-Männer aus den Fenstern. Nach eineinhalb Stunden des Jubelns war die Menge, die jeden Soldaten, der es wagte, sich in das Gewühl der erregten Menschen zu mischen, buchstäblich in Bedrängnis brachte, so weit beruhigt, daß ein Gang durch das Lager möglich war. Der einzige amerikanische Gefangene des Lagers, ein Fliegermajor, zeigte es einigen der Soldaten. Nach Aussagen der Gefangenen wurden die bekanntesten Persönlichkeiten, die im Lager gefangen waren, von SS-Männern nach Innsbruck verschleppt. Unter den Verschleppten waren der frühere französische Premierminister Léon Blum und seine Frau; Pastor Martin Niemöller, deutscher Kirchenführer; Kurt Schuschnigg, österreichischer Bundeskanzler z. Z. des Anschlusses (es hieß, daß er vor wenigen Tagen noch gelebt habe); Gabriel Piquet, Bischof von St. Etienne; Prinz Leopold von Preußen; Baron Fritz Cirini, Adjutant des Prinzen Leopold; Richard Schmitz, früherer Oberbürgermeister von Wien; und Marschall Stalins Sohn Jakob.

Die Baracken in Dachau waren angefüllt mit dem Gestank von Tod und Krankheit. In sechs Baracken lagen Verhungernde und Sterbende buchstäblich einer auf dem anderen: 1200 Menschen in Räumen, die für 200 berechnet waren. Die Toten - 300 Kranke starben gestern - lagen auf asphaltierten Wegen außerhalb der Baracken und andere wurden gerade hinausgetragen, während die Reporter durchgingen. An allen ausgemergelten Leichen waren die Merkmale des Verhungerns zu sehen. Viele Lebende waren so schwach, daß ihr Überleben unmöglich schien. Das Krematorium und die Folterkammern befanden sich außerhalb des Häftlingsbereichs. In einem nahen Wald hatten Gefangene unter SS-Bewachung ein neues Gebäude errichtet. Drinnen, in den beiden als Folterkammern benützten Räumen, waren schätzungsweise 1200 Leichen aufgeschichtet.

Im Krematorium selbst gab es Haken, an denen die SS-Männer ihre Opfer aufhängten, wenn sie sie prügeln oder auf andere Weise martern wollten. Bezeichnend für die SS war ein Fresko, das die SS-Männer selbst auf die Wand gemalt hatten. Es zeigt einen Mann ohne Kopf, in Uniform und mit den SS-Zeichen auf dem Kragen. Der Mann saß rittlings auf einem riesig aufgeblähten Schwein, dem er seine Sporen in die Seiten bohrte.

Die Häftlinge zeigten den Reportern auch die Stelle, wo Männer knieend durch Genickschuß ermordet wurden. An dieser Stelle wurde vor einer Woche ein französischer General, Führer der Résistance unter General Charles de Gaulle, getötet.

Hinter dem Krematorium war eine Grube, in der etwa weitere 2000 Leichen lagen, eilig während der letzten Tage von SS-Männern hineingeworfen, die mit der Vorbereitung ihrer Flucht so beschäftigt waren, daß sie keine Zeit zur Einäscherung der Leichen hatten.

Unterhalb des Lagers standen Viehwagen, in denen Gefangene von Buchenwald nach Dachau transportiert worden waren. In den Wagen lagen noch Hunderte Tote, weil die Häftlinge aus dem Lager sich geweigert hatten, einem SS-Befehl zu gehorchen und sie wegzutragen. Die von den SS-Führern vor ihrer Flucht Erschossenen waren hauptsächlich Männer aus diesen Viehwagen. Unter den für tot Gehaltenen in den Viehwagen befand sich ein Mann, der noch am Leben war. Es gelang ihm aus eigener Kraft, sich aus dem Leichenhaufen, in dem er lag, herauszuarbeiten.

Auch nach der Befreiung brachten die amerikanischen Zeitungen noch Artikel über die sich erst langsam stabilisierenden Lebensverhältnisse im ehemaligen Konzentrationslager Dachau. Nun interessierte vor allem der KZ-Alltag mit seinen gewöhnlichen Schikanen, auf Verständnis stieß in den Berichten aber auch die Rache der Häftlinge an ihren Peinigern. Ein gutes Beispiel dafür ist die Meldung, die die „New York Herald Tribune" am 2. Mai unter den Schlagzeilen „Dachauer Häftlinge rächen sich an Nazi-Peinigern - SS-Leute erschlagen aufgefunden, zu Brei geschlagen, ihre Mittelfinger abgeschnitten", abdruckte:

Furchtbare Rache übten wütende Gefangene an ihren SS-Bewachern, als sie ihnen in die Hände fielen. An mehreren Stellen wurden die Leichen Erschlagener in SS-Uniform gefunden, denen die Mittelfinger abgeschnitten waren - vor oder nach dem Tod. Viele Gefangene zeigten ihre eigenen verstümmelten Hände, von denen Finger abgetrennt waren, und schwuren, daß ihre Nazi-Bewacher ihnen das angetan hätten, um ihre Qual zu vermehren.
Paradox wirken in dieser stinkenden SS-Brutstätte sadistischer Folterungen und Quälereien hilfloser Häftlinge verschiedene Schilder, auf denen den Häftlingen und anderen Personen gesagt wird, wie sie sich zu benehmen und sauber zu halten haben. Im verdreckten Krematorium z. B., wo die Leichen der Ermordeten verbrannt wurden, hing ein großes Schild mit der Inschrift: „Reinlichkeit ist hier ein besonderes Gebot. Vergeßt deshalb nicht, euch die Hände zu waschen." Gegenüber dem Eingangstor, durch das lebend wieder herauszukommen für die Häftlinge eine Hoffnung wie auf einen seltenen Glücksfall war, sahen sie auf dem Dach eines Verwaltungsgebäudes ein großes Schild, das sie informierte: „Es gibt nur einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine sind Folgsamkeit, Fleiß, Sauberkeit und Liebe zur eigenen Volksgemeinschaft."
Die Häftlinge trugen Buchstaben, die ihre Nationalität bezeichneten, und farbige Dreiecke, die die Verbrechen anzeigten, die ihnen angelastet wurden. So bedeutete beispielsweise ein „P", daß es sich um einen Polen handelte. Ein grünes Dreieck bedeutete, daß man krimineller Verbrechen beschuldigt wurde, ein rosa Dreieck bedeutete Homosexualität, ein rotes trugen politische und ein schwarzes die sogenannten Sozialfälle und Asozialen. Ihre tägliche Nahrung bestand aus einer Scheibe Brot und einem Teller Wassersuppe. Ihre Schuhe waren zerrissen, ihre Kleidung durchwegs abgetragen. Die Baracken waren überbelegt, je zwei Häftlinge teilten sich eine schmale Pritsche. 112 bis 135 Todesfälle täglich waren durchaus normal.[16] Der Platz für die Unterkünfte der SS-Bewacher und des Verwaltungspersonals war mindestens viermal so groß wie der Lagerbereich der Gefangenen. Die Gefolgsleute Heinrich Himmlers lebten bequem und luxuriös. Den Häftlingsbereich umgaben ein elektrisch geladener Stacheldrahtzaun und ein Wassergraben. Längs des Wassergrabens standen Wachtürme und Betonbunker, aus denen die SS-Bewacher im Fall eines Massenausbruchversuchs gut gedeckt auf die Gefangenen schießen konnten. Verschiedene Häftlinge bezeugten, daß SS-Männer in bestimmten Zeitabständen blindlings auf die überfüllten Güterwagen feuerten, in denen sie von auswärts nach Dachau transportiert worden waren. Hinrichtungen durch den Strang wurden öffentlich vollzogen. Wenn dagegen Gefangene totgeprügelt wurden, geschah es heimlich. Borysiak Lech, ein polnischer Gefangener aus Posen, berichtete, daß Franz Xaver Schwarz, Schatzmeister der NSDAP und eines der ältesten Parteimitglie-

[16] Die Zahl von täglich über 100 Toten trifft für die Monate ab Januar 1945 durchaus zu. Der Häftlingslagerschreiber Domagala verzeichnete allein für die Jahre 1940-1945 und ohne die in die Lagerbücher nicht eingetragenen Hingerichteten eine Gesamtzahl von 27839 Toten, der Internationale Suchdienst Arolsen registrierte insgesamt 31951 Tote; vgl. Kimmel, a.a.O., S. 385, Anm. 167.

der, als Häftling im Lager war und vor elf Tagen weggebracht wurde. Andere Polen bestätigten es.

Die Auskunft über den „Reichsschatzmeister" Schwarz findet in den Quellen keine Bestätigung. Aber die tatsächlich teilweise schon seit Jahren im KZ Dachau als sog. Prominente lebenden und in den letzten Stunden vor der Befreiung noch evakuierten Personen aus fast allen Ländern Europas füllten noch für einige Tage die Spalten der Zeitungen. Unter dem Titel „Noch zieht Leichengeruch durch Dachau" druckte die „Chicago Daily Tribune" am 3. Mai eine AP-Meldung ab:

Der Gestank von Leichen, Schmutz und verstopften Kanälen, die Typhusgefahr und das grausige Bild der „lebenden Toten" beherrschen auch heute noch das Nazi-Haftlager Dachau. Amerikanische Truppen und Beamte der Militärregierung sind aber schon eingezogen und haben mit seiner Säuberung begonnen. Es gibt Essen für die Hungrigen, und wer rauchen darf, bekommt Zigaretten. Die Amerikaner erfuhren, daß kurz vor der Befreiung Dachaus durch die vorrückenden Amerikaner viele weitere, in Deutschland verhaftete prominente Personen aus dem Lager in ein Versteck in Tirol verschleppt worden waren. Unter ihnen befand sich der totgeglaubte frühere ungarische Ministerpräsident Nicholas Kallay. Ebenfalls unter ihnen sollen eine Nichte des russischen Außenministers Molotow, geführt unter dem Namen Aleksel Hokorin, gewesen sein, ein Sohn des italienischen Marschalls Pietro Badoglio, ein deutscher General von Falkenhausen und mindestens ein Mitglied der Industriellenfamilie Krupp.

Eine weitere AP-Meldung aus dem Hauptquartier der 6. US-Armee, die die „New York Times" am 7. Mai brachte, beschäftigte sich so ausführlich, wie es dem damaligen Erkenntnisstand entsprach, mit dem widersprüchlichen Verhalten der SS bei der nur zu einem kleinen Teil noch durchgeführten Räumung des Lagers und zitiert noch einmal den auch in der Memoirenliteratur häufig genannten, aber heute nicht mehr vorliegenden Evakuierungsbefehl[17] Himmlers:

Gestapo-Chef Heinrich Himmler befahl am 14. April die Räumung des berüchtigten Konzentrationslagers Dachau und die Tötung seiner sämtlichen Insassen, um zu verhindern, daß den Alliierten irgendwelche Zeugen deutscher Unmenschlichkeit in die Hände fallen, hieß es heute abend in einer offiziellen Verlautbarung der 6. Armee-Gruppe. In der Verlautbarung hieß es weiter, es gehe aus von der 7. US-Armee beschlagnahmten Dokumenten hervor, daß der Kommandant von Dachau Himmler geraten habe, das Lager den Alliierten zu übergeben. Himmler habe darauf mit einem persönlich unterschriebenen Befehl reagiert, der einen solchen Schritt verbot und mit den Worten endete: „Kein Gefangener darf lebend in die Hände des Feindes fallen. Gefangene haben sich in Buchenwald der Zivilbevölkerung gegenüber barbarisch aufgeführt." (Das Lager Buchenwald wurde von den Amerikanern eine Woche vor dem Himmler-Befehl befreit.) Bisher wurde keine Erklärung dafür gegeben, warum das Lager nicht geräumt wurde, wie Himmler befohlen hatte, und warum zahllose tote Häftlinge und halbverhungerte Opfer als Zeugen der deutschen Brutalität zurückgelassen wurden.

Die Wirkung der vielen von Hunger und brutaler Behandlung gezeichneten Leichen, die immer noch im und um das Lager herumlagen, auf die Soldaten

---

[17] Als Anhang abgedruckt bei Rost, a.a.O., S. 310. Vgl. den Beitrag von Stanislav Zámečník in diesem Heft.

aus den beiden Divisionen, die das Lager eingenommen hatten, macht der Bericht in der US-Army-Zeitung „Stars and Stripes" vom 3. Mai 1945 auf eindringliche Weise deutlich. Man kann sich gut vorstellen, wie viel überzeugender noch die Wiedergabe ihrer Eindrücke auf den amerikanischen Leser in der Heimat wirken mußte als die üblichen Reporterberichte, denen man eher Voreingenommenheit unterstellen mochte - wie einer der interviewten GIs selbst äußerte.

50 Viehwagen stehen noch auf einem Gleis neben dem Dachauer Konzentrationslager. 20 sind voller Toter, die erst in den letzten Wochen umgebracht worden sind. Einige davon sind in schmutzige Lappen gehüllt, andere völlig nackt. Heute sahen sich zahlreiche GIs, die mit der 42. und 45. Division Dachau eingenommen hatten, die traurige Fracht an und äußerten sich dann bedrückt und schockiert darüber. John Mackisin aus Youngstown, Ohio, Soldat im 232. Bataillon, sagte: „Ich dachte immer, sie übertreiben, damit wir die Deutschen hassen. Jetzt halte ich diese Dinge für wahr. Sie sollten von mehr GIs angeschaut werden. Es würde uns etwas härter machen". Die Infanteristen warfen verärgerte Blicke in Richtung der deutschen Zivilisten, die an den Güterwagen vorbeikamen. Die Deutschen feierten die Ankunft der Amerikaner in der üblichen Weise mit der gegenseitigen Plünderung ihrer Häuser. Sie schienen ganz fröhlich und heiter bei ihren Unterhaltungen über die gemachte Beute. Sie vermieden es, in Richtung der Waggons voller Leichen zu blicken und taten so, als ob sie nicht wüßten, daß es sie gab. Entlang der Schienen lagen überall Leichen, die aus den Waggons gefallen waren. Nicht ein guter Deutscher war da, der so viel Anstand besaß, stehen zu bleiben und ein Tuch über eine der Leichen zu legen. Anscheinend meinten sie, das ginge sie nichts an.
Das Dachauer Krematorium ist ein langer, niedriger Backsteinbau mit einem hohen Schornstein, aus dem der Rauch Tag und Nacht kam. Die Gaskammer ist knapp sieben Meter im Quadrat und besitzt 18 Düsen in der Decke, die wie Brausen aussehen. Nach Aussagen der Experten war diese Ähnlichkeit beabsichtigt. Das Wachpersonal befahl den Opfern dieser Todeshäuser, sich auszuziehen und auf ein Duschbad vorzubereiten. Nackt betraten sie den Raum; wenn er voll war, wurden die Türen hermetisch verschlossen und das Gas eingelassen. Zuschauer konnten den Todeskampf durch eine Art Fernrohr in der Wand beobachten. An das Todeshaus grenzt ein Hundezwinger, in dem 120 Hunde, Doggen, Wolfshunde und Boxer, als Quälgeister der Häftlinge gehalten wurden. Nicht selten wurden Häftlinge von SS-Leuten nackt aufgehängt und die Hunde auf die Hoden der Gefangenen gehetzt. Wenn die Hunde hochsprangen und die Geschlechtsteile abrissen, heulten die SS-Männer auf, tätschelten die Hunde und gaben ihnen Fleisch. Inzwischen liegen viele Hunde von unseren Infanteristen erschossen neben ihren Hütten. Das Krematorium wurde von Gewohnheitsverbrechern betrieben, die für die Dauer ihrer Abkommandierung bessere Rationen erhielten. Außerdem wurde ihnen nach mehreren Monaten guter Arbeit die Freilassung versprochen. Die Nazis erlaubten sich jedoch einen ähnlich üblen Scherz mit ihren Helfershelfern. Vor der versprochenen Entlassung wurden sie selbst ins Gas geschickt. Am meisten Kopfschmerzen verursachte dem Dachauer Lagerkommandanten, der alle KZ-Lager in Bayern und Österreich befehligte[18], der Mangel an Brennmaterial für die Krematoriumsöfen. Als die Kohle

[18] Die verwaltungsmäßig zum Konzentrationslager Dachau gehörenden Außenlager bzw. -kommandos waren über weite Teile Bayerns vor allem südlich der Donau und die westliche Hälfte Österreichs verstreut. Da in den alliierten Presseberichten wiederholt Außenlager wie Landsberg oder Kaufering wie selbständige Konzentrationslager behandelt werden, beruht die Zuschreibung einer Art Inspekteursfunktion über die bayerischen und österreichischen Konzentrationslager vermutlich auf dieser Tatsache. Eine Auflistung aller Dachauer Außenkommandos bietet Kimmel, a.a.O., S. 381-383.

knapp wurde, warf man die Opfer so, wie sie aus der Gaskammer kamen, in eine Grube innerhalb des Lagers, in der heute noch 8000 Tote liegen.
Als die amerikanischen Truppen Dachau erreichten, rannten die Häftlinge zum elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun. Obwohl einige vom Strom getötet wurden, gelang es vielen, herauszukommen und ihre früheren Peiniger zu ergreifen und mit Fäusten und Steinen zu erschlagen. Häftlinge jagten SS-Leute, die sich in Häftlingskleidung zu verstecken suchten, und töteten auch sie. Die Gewalt drohte außer Kontrolle zu geraten. Schließlich mußten unsere Boys in die Luft feuern, um die Ruhe wieder herzustellen. Die meisten der Dachauer Häftlinge waren politische Häftlinge - also solche, die gegen Hitler in Deutschland und in den besetzten Ländern Widerstand geleistet hatten. Wie viele „gute Deutsche" in Dachau umkamen, weiß niemand. Es war bekannt, daß das Lager zu einem bestimmten Zeitpunkt einmal 65000 Insassen hatte, von denen weniger als die Hälfte vorgefunden wurde.

Deutlicher noch als im bereits zitierten Artikel der „New York Herald Tribune" vom 2. Mai wird im Beitrag der Armeezeitung erkennbar, daß die Amerikaner inzwischen wenigstens zum Teil gelernt hatten, zwischen den „guten" und den „bösen" Deutschen im Lager selbst, zwischen den aus politischen Gründen Verhafteten und den Kriminellen des Lagers zu unterscheiden. Aus guten Gründen galt das zunächst freilich nur für die Insassen der Häftlingslager, und selbst ihnen gegenüber gab es mancherlei Ressentiments, färbten die „bösen" Deutschen auf die „guten" ab. Auf indirekte Weise läßt sich dies auch aus der Meldung der „New York Herald Tribune" vom 12. Mai herauslesen, die unter den Überschriften „Dachau: Gefangene aus 34 Nationen - Amtliche Überprüfung ergibt Gesamtzahl von 31601 Häftlingen" erschien:

An die von den Deutschen durchgeführte unterschiedslose Versklavung der Angehörigen vieler Nationen erinnert eine heutige Bekanntgabe des Alliierten Hauptquartiers, derzufolge eine amtliche Überprüfung ergab, daß unter den 31601 Gefangenen in Dachau vierunddreißig verschiedene Staaten vertreten waren.
Gefangen in diesem berüchtigten deutschen Lager waren Polen, Russen, Franzosen, Slowenen, Italiener, Tschechen, Belgier, Ungarn, Holländer, Österreicher, Griechen, Spanier, Luxemburger, Iraner, Kroaten, Norweger, Serben, Rumänen, Slowaken, Litauer, Albaner, Letten, Esten, Bulgaren, Portugiesen, Sudetendeutsche, annektierte Deutsche, Armenier, Schweizer, Araber, Dänen, Iraker, Maltesen und Finnen.
Festgestellt wurden auch 2539 Juden, deren Staatsangehörigkeit nicht gesondert angegeben wurde.

Reichsdeutsche kommen in dieser Aufstellung überhaupt nicht vor. Immerhin stellten die Deutschen einschließlich der Österreicher mit über 6000 Häftlingen auch 1945 noch die viertstärkste Gruppe unter den Nationen des Lagers,

---

Ob der frühere Dachauer Lagerkommandant, SS-Sturmbannführer Martin Gottfried Weiß, der als Kommandant des Konzentrationslagers Lublin wegen des Vormarschs der Roten Armee „arbeitslos" geworden war und kurz vor Kriegsende zur Unterstützung des eigentlichen Lagerkommandanten, SS-Obersturmbannführer Eduard Weiter, wieder nach Dachau kommandiert worden war, eine solche Stelle innehatte oder Weiter die Ausübung einer solchen Funktion ermöglichte, ist dokumentarisch nicht zu belegen. Vgl. dazu Kimmel, a.a.O., S. 373 f.

nach den Polen (fast 15000), Russen (über 13500) und Ungarn (rd. 12000) und vor den Franzosen, Italienern und Litauern[19].

Wie schwierig, ja unmöglich in der amerikanischen Öffentlichkeit eine objektive Beurteilung Deutschlands und der Deutschen gerade wegen der zunehmenden Veröffentlichungen[20] über die Vorgänge in den Konzentrationslagern geworden war, macht der Artikel über die Erkenntnisse der von der Besichtigung Buchenwalds, Dachaus und anderen Lagern zurückgekehrten amerikanischen Verleger und Zeitungsherausgeber klar, den die „New York Times" am 9. Mai veröffentlichte:

Amerikanische Zeitungsverleger und -herausgeber, die auf den Rat von General Dwight D. Eisenhower nach Europa geflogen wurden, um den deutschen Greueln nachzuforschen, kehrten am gestrigen Morgen mit der Überzeugung zurück, daß die Friedensbedingungen für Deutschland hart sein müssen. Sprecher von 15 der ursprünglich aus 18 Pressevertretern bestehenden Delegation bestätigten, daß die Berichte über die in den deutschen Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald begangenen Greueltaten und Folterungen „nur allzu wahr" seien. Drei Delegationsmitglieder blieben in Europa.

Joseph Pulitzer, Herausgeber und Verleger des St. Louis Post-Dispatch, gab den Gefühlen seiner Kollegen Ausdruck, als er in Beantwortung von Reporter-Fragen auf dem Flugfeld La Guardia sagte: „Wir wurden gebeten, hinzufahren, um die von der Presse berichteten Zustände zu verifizieren. Wir fanden, daß sie nicht übertrieben waren. Tatsächlich waren sie untertrieben. Was die Deutschen betrifft, bin ich für einen gerechten, aber sehr harten Frieden." „Ich würde sagen, er kann nicht hart genug sein", fügte Norman Chandler, Herausgeber der Los Angeles Times hinzu. Gideon Seymour, Chefredakteur des Minneapolis Star Journal, sagte: „Wir müssen Deutschland in den nächsten zwanzig Jahren kontrollieren, wenn das amerikanische Volk dafür einsteht." ... Stanley High, Mitherausgeber des Reader's Digest, äußerte:

„Wir haben bei keinem Deutschen ein Gefühl der Reue festgestellt. Wenn man jetzt mit einem Deutschen spricht, würde man nicht glauben, daß irgendeiner Nazi geblieben ist - oder allenfalls einer, und das wäre Hitler oder der Nachbar von nebenan."

Mr. Pulitzer sagte, er könne nicht verstehen, wie es die Deutschen fertig brachten, nichts „von den Zuständen zu wissen, obwohl sie täglich zusahen, wie Tausende dieser Leute zur Arbeit verfrachtet wurden". Er meinte, alle Amerikaner sollten diese grauenhaften Bilder und Wochenschauen sehen, und erklärte: „Je größer der Schock der amerikanischen Bevölkerung ist, desto klarer werden die Greuel ihr werden."

Die Delegation lehnte die Ansicht ab, daß solche Filme nicht in „Familien-Kinos" ge-

---

[19] Vgl. Statistik der Nationalitäten im Konzentrationslager Dachau und seiner Außenkommandos vom 16.-26. April 1945 aus der Lagerschreibstube; Original beim ITS Arolsen, Kopie im Museum der Gedenkstätte Dachau, Nr. 845.

[20] Hier sind vor allem die mit Fotos aus den Lagern ausgestatteten Zeitschriftenartikel zu erwähnen, z. B. „Army Talks", 4. Jg., Nr. 9 vom 10. Juli 1945, hrsg. von ETOUSA, dem Oberkommando der amerikanischen Armee in Europa, die einem „Bericht über die deutschen Todesmühlen" das Foto des Hauptlagereingangs in Dachau voranstellten; vgl. ferner Artikel in „Life" vom 14. Mai 1945, in „Collier's" vom 15. Juni und vom 23. Juni 1945 und am ausführlichsten und eindringlichsten in „Time" vom 7. Mai 1945. - In diesen Zusammenhang gehört auch der Dokumentarfilm über die Konzentrationslager, mit dem die US-Army die deutsche Bevölkerung konfrontierte. Vgl. Brewster S. Chamberlin, Todesmühlen. Ein früher Versuch zur Massen-„Umerziehung" im besetzten Deutschland 1945-1946, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 29 (1981), S. 420-436.

zeigt werden sollten. William L. Chenery, Verleger des Collier's Magazine, sagte, „wenn es Leute gab, die diese Greuel ertrugen, können andere Leute sie sicher ansehen." Mr. Seymour berichtete, daß sie während all ihrer Nachforschungen die „Herrenmenschen-Theorie" in der Behandlung der Gefangenen bestätigt fanden. Sogenannte „minderwertige" Rassen wurden nach einem genauen Stufenplan behandelt, „mit den Russen und Polen am Ende der Stufenfolge." „Mit den Juden haben sie keine Zeit verschwendet", sagte er, „sie haben sie umgebracht."

Eine der ärgsten Todesfallen, die in Dachau von der Delegation besichtigt wurde, war eine als „Badehaus" getarnte Gaskammer. Mr. Seymour beschrieb sie als einen etwa 30 zu 20 Quadratfuß großen Raum, oben mit fünfundzwanzig Reihen perforierter Röhren. Die Duschen waren an keine Wasserleitung angeschlossen, sondern die Röhren mit den gleichen Gasrohren verbunden, die zu den Verbrennungsöfen führten.

Die zum Sterben bestimmten Gefangenen wurden hineingeführt, erhielten Handtücher und Seife, um zu glauben, daß sie gebadet würden, während die wirkliche Absicht war, sie in der Gaskammer zu töten.

In den Wänden der Kammer, sagte Mr. Seymour, waren kleine verglaste „Gucklöcher", durch welche die deutschen Bewacher den Todeskampf der Verurteilten beobachten konnten.

Malcolm Bingay, Herausgeber der Detroit Free Press, berichtete, die Delegierten hätten entlang der Eisenbahnschienen Hunderte Leichen gesehen, die von überladenen Frachtwaggons gefallen waren.

An solchen die öffentliche Meinung stark beeinflussende Stellungnahmen konnte auch der sehr wohlmeinende Bericht von Sigrid Schultz, Deutschland-Korrespondentin der „Chicago Daily Tribune", die prominente Gegner des Nationalsozialismus wie die Generäle Franz Halder und Wilhelm Adam noch aus der Vorkriegszeit kannte, nichts ändern. Miss Schultz hatte in der „Tribune" vom 14. Mai 1945 in eine Story à la James Bond über die Widerstandstätigkeit des Radiokonstrukteurs Dr. Lothar Rohde auch ein kurzes Interview mit dem zeitweilig im Dachauer Prominentenlager einsitzenden General Halder eingebaut.

Als Reaktion auf die Lagergreuel waren die Besatzungsmächte bereits dazu übergegangen, die deutschen Wachmannschaften und teilweise auch die männlichen Einwohner der umliegenden Gemeinden zu Aufräumungsarbeiten in den KZs heranzuziehen. Über einen von der Militärregierung ebenfalls angeordneten Zwangsbesuch für die deutsche Zivilbevölkerung, der 30 Honoratioren der Stadt Dachau betraf, berichtete die deutschsprachige New Yorker Zeitung „Der Aufbau", die in ihrer Ausgabe vom 11. Mai bereits einen Artikel über die Befreiung Dachaus und des Außenlagers in Allach gebracht hatte, wo 3064 Juden befreit werden konnten. Am 18. Mai verkündete der „Aufbau" unter der Überschrift „Die jüdische Flagge weht über Dachau":

Der Korrespondent der JTA meldet aus Dachau: „Die blau-weiße zionistische Flagge weht über dem Wachturm dieses gefürchteten Konzentrationslagers. Als ich hier eintraf, um das Leben der jüdischen Lagerinsassen zu beobachten, ergab sich, daß die amerikanischen Truppen noch mit schweren Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, um mit den fürchterlichen Zuständen, die die Deutschen in Dachau geschaffen haben, aufzuräumen. Viele Dinge schreien noch nach Verbesserung, aber immerhin sind schon von 2539 Juden 1000 in Hospitalpflege, und Dr. Benjamin Zacharin, ein sehr bekannter Chirurg aus Kaunas, der im Lagerhospital arbeitet, erklärte mir, daß die meisten von ihnen bei geeigneter Pflege mit dem Leben davonkommen werden.

Alle Lagerinsassen, Juden und Nichtjuden, brennen darauf, das Lager zu verlassen. Doch wird das noch für einige Zeit nicht möglich sein, da hier 500 Typhusfälle aufgetreten sind. Von den Juden in Dachau stammen etwa 800 aus Polen, 600 aus Litauen und kleinere Gruppen aus Ungarn, Frankreich, Belgien und Holland. Weitere 2000 litauische Juden sollen in einem Tyroler Lager sein. Die Juden als solche sind in dem internationalen Lagerkomitee nicht vertreten. Sie haben ein eigenes zionistisches ‚Zentrum' gebildet unter Leitung von Chaim Kagan, der früher dem Statistischen Amt der Stadt Kaunas vorstand."
Lt. William Montague, ein früherer Filmproduzent aus Hollywood, der eine Photographengruppe der Armee leitet, hat soeben eine zehn Tage in Anspruch nehmende Aufnahme der Dachauer Mörderfabrik vollendet.
Die Bevölkerung von Dachau behauptet, daß sie keine Ahnung hatte, was sich hinter dem elektrisch geladenen, wenige Schritte entfernten Stacheldraht abspielte. Dem Leutnant gelang es, eine Gruppe von mehr als 30 führenden Bürgern der Stadt Dachau in das Lager zu führen und die sich auf ihren Gesichtern widerspiegelnden Reaktionen zu photographieren. Manche fielen in Ohnmacht, wie der Film zeigt; andere halten Taschentücher vor die Nase, und diejenigen, die noch Worte fanden, als sie das Lager verließen, flüsterten im Freien immer wieder „Unglaublich".

Ein Dokument besonderer Art stellt der umfangreiche Artikel des Londoner Korrespondenten der polnischen Zeitschrift „Rzeczpospolita" vom 29. Mai 1945 dar, den er am 17. Mai an seine Redaktion telegraphiert hatte. Der Bericht ist hier leicht gekürzt wiedergegeben, vor allem einige persönliche Lebenszeichen an Angehörige von Häftlingen in Polen wurden gestrichen:

Ich übersende heute den ersten Bericht meines Besuches in Dachau in der Eigenschaft als akkreditierter Vertreter der „Rzeczpospolita" und einziger polnischer Korrespondent beim Alliierten Oberkommando im Rahmen eines Korrespondentenausfluges unter Beteiligung von Journalisten aus Portugal, Spanien, Südafrika, Schweiz, Schweden, Tschechoslowakei, Polen und von jüdischen Korrespondenten.
Etwas weniger als ein Kilometer vor dem Tor des Konzentrationslagers teilt sich die Straße in zwei Richtungen. Die eine nach links zu der 15000 Einwohner zählenden Stadt Dachau, die andere nach rechts zu dem doppelt soviel Insassen zählenden Konzentrationslager Dachau. Der Wegweiser mit der Aufschrift „Zum Konzentrationslager" zeigt den Weg an - und über diesem Wegweiser ist ein farbiges Flachrelief angebracht, das das bekannte Bild des deutschen Malers Spitzweg „Die drei lustigen Musikanten" darstellt. Der erste spielt die Geige, der andere Baßgeige, der dritte Trompete - alle drei bewegen sich hüpfend und lustig, den Weg zur Hölle zeigend - zum Lager Dachau. Kann man sich größeren Zynismus vorstellen? Ist dieser Wegweiser nicht ein Symbol tiefer und grenzenloser Entartung der deutschen Seele? Wir fahren eine wunderschöne, prachtvolle Allee wie zu einem Schloß entlang. Zu beiden Seiten steht eine Reihe moderner Luxushäuser. Das sind Wohnungen von SS-Verbrechern. Endlich erreichen wir das Lagertor. Weiterfahren können wir nicht wegen Flecktyphus und Verlausung, die auf dem Lagergelände herrschen. Wir müssen uns deshalb am Eingang einer besonderen Prozedur unterziehen: Impfung gegen Typhus und Besprühen mit Läusepulver. In der Schlange stehend, wende ich mich auf Polnisch an einen Lagerdolmetscher aus den Reihen der Lagerinsassen, den ich selbstverständlich als Polen an der weißroten Kokarde im Knopfloch und dem Buchstaben „P" auf dem obligatorischen roten Untergrund an der Jacke erkannt hatte. Ich habe schon oft im Leben gerührte und glückliche Menschen gesehen, aber es fällt mir schwer, die Begeisterung dieses Polen zu beschreiben, als ich ihn in seiner Muttersprache anredete. Es stellte sich heraus, daß er Priester ist: Władysław Locheński aus Lublin - ein Kapuziner. Er sagte mir, daß die amerikanischen Truppen am Sonntag, dem 29. April, um 18 Uhr, das Lager besetzt haben, drei Stunden

vor dem vorgesehenen Massaker an den Häftlingen, das auf 21 Uhr angesetzt war. In einem der von den Deutschen verlassenen Wachhäusern fand sich ein Befehl Himmlers vom 14. April; auf die Anfrage des Obergruppenführers Pohl, dem alle KZs unterstanden, nach dem weiteren Schicksal des Lagers Dachau, hatte Himmler befohlen: „Übergabe kommt nicht in Frage. Das Lager ist sofort zu evakuieren. Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen. Die Häftlinge haben sich grauenhaft gegen die Zivilbevölkerung in Buchenwald benommen, gezeichnet: Himmler."

... In diesem Augenblick kommt der Wagen des jetzigen amerikanischen Kommandanten angefahren. Es ist Oberst Joyce, der in knappen militärischen Worten einige Instruktionen bezüglich des Verhaltens auf dem Lagergelände und des Umgangs mit den ehemaligen Häftlingen erteilt. Der Oberst hat noch nicht geendet, als plötzlich sein Fahrer auf mich zuläuft und mir aufgeregt die Hand schüttelt. Es stellt sich heraus, daß er ebenfalls Häftling war - der Pole Zenon Tim aus Posen, Mechaniker des ersten Panzerregiments, der fünf Jahre in Dachau verbrachte. Tim ist ein bekannter Radfahrer, Mitglied des KPW.

Schließlich gehen wir auf das Lager zu. Der Weg führt durch eine breite Allee auf ein mit Stacheldraht umzäuntes Gelände; der Draht war früher elektrisch geladen. In der Mitte ein gemauertes Doppeltor mit einem hohen Wachturm. Hinter dem Tor eine weite Fläche, dahinter links eine lange Allee mit Baracken auf beiden Seiten. Der Platz und die Allee sind voller Leute. Ein schöner heißer Tag, und Tausende ehemaliger Häftlinge spazieren, unterhalten sich in verschiedenen Sprachen, sonnen sich und genießen die Freiheit, wegen der Epidemien und der ansteckenden Krankheiten im Lager vorläufig noch auf einem mit Stacheldraht umzäunten Gelände. Die ehemaligen Häftlinge dürfen vorläufig das Lagergelände nicht eigenmächtig verlassen. Wo sollte man auch hingehen, zumal die meisten Menschen weit von ihren Heimatorten entfernt sind und viele von ihnen so erschöpft, daß sie keinen Kilometer weit gehen könnten. Die Gesichter sind abgemagert, die Augen eingefallen und bei vielen glühen sie vom Fieber. In Häftlingskleidung mit langen weißen und blauen Streifen oder in zerfetzten Anzügen machen die ehemaligen Häftlinge den Eindruck von Wesen aus einer anderen Welt.... Diejenigen innerhalb der Baracken, die am zehnten Tage ihrer Freiheit noch nicht im Stande sind, die Sonne zu genießen, liegen regungslos auf den Pritschen, können kaum den Kopf heben und verraten nur dann und wann mit den Augen ein gewisses Interesse an der sie umgebenden neuen Welt. Sie sind dem Tode näher als dem Leben. Heute noch, am zehnten Tage der Freiheit, sterben im Lager täglich 125 Personen, wie mir der amerikanische Chefarzt des Lagers berichtet.

... Am zehnten Tage der Freiheit sind in Dachau noch 32250 ehemalige Häftlinge am Leben. Die Polen bilden ein Drittel, 9082 Männer, 96 Frauen, von den 2539 Juden sind die Hälfte polnische Juden. Russen gibt es 4538, Franzosen 3018, Jugoslawen 3100, Italiener 2184, Tschechen 1632, Ungarn 725, Belgier 850, Deutsche 1173.[21] Die 26. Baracke wird zur Gänze von Geistlichen, meist katholischen, bewohnt. Von den 1100 hier verbliebenen Geistlichen stammen 789 aus Polen, im ganzen sind 1598 polnische Geistliche durch das Lager Dachau gegangen. Nur 24 von ihnen sind entlassen worden, 100[22] sind gestorben. Russische Geistliche gibt es hier 697, dazu 88 Mönche, zusammen 785. Fast

---

[21] Die gegenüber Kimmel anderslautenden Zahlen dürften darauf zurückzuführen sein, daß in den letzten Tagen vor der Befreiung noch Tausende von Häftlingen evakuiert wurden.

[22] Bei der Zahl 100 handelt es sich ganz offensichtlich um ein Versehen. Auch unter den Geistlichen stellten die Polen das stärkste Kontingent mit 1813, von denen 878 ihr Leben einbüßten, davon 564 im Lager selbst, die anderen durch die sog. Invalidentransporte in die Euthanasie-Anstalt Hartheim b. Linz; vgl. Eugen Weiler, Die Geistlichen in Dachau. Ergänzungen und Berichtigungen, o.O., o.J., S. 2f., vgl. auch Kimmel, a.a.O., S. 388-390.

genau so viele sind gestorben. Die größten Verluste an Toten erlitten die Diözesen Gnesen-Posen mit 223, Włocław mit 137, Łódź mit 109. Von den Überlebenden stammen aus der Diözese Gnesen-Posen 193, Włocław 74, Łódź 51, Chełm 46, Płock 31, Lublin 27, Tschenstochau 22. Von den verstorbenen Mönchen sind die meisten Jesuiten - 44, Kapuziner 31, Franziskaner 24, Salesianer 16. Kaplan Dymarski aus Posen berichtet: Der Hunger war schrecklich. Wir mußten bis zu 15 Stunden täglich auf den Beinen sein. Wir nagten an den Knochen, die die SS-Männer ihren Hunden hingeworfen hatten. Das tägliche Gebet lautete: O Herr, gib mir so viel Platz, wie die Schweine bei meiner Mutter haben. Das beschreibt unsere Lage zur Genüge.

Unter den anderen Polen aus Dachau waren der Rektor des Warschauer Polytechnikums, Prof. Drewiowski, der schlesische Dichter Gustaw Morcinek, Mitglied des Stronnictwo Ludowe (Volkspartei), Edward Pollak, Mitglied der PPR (Polnische Arbeiterpartei), der ehemalige Sejm-Abgeordnete Kopczyński und der ehemalige Konsul in München, Grabniński, die Obersten Wyrwiński und Kokoszka. Von den Tschechen traf ich den Redakteur der tschechischen kommunistischen Tageszeitung Rude Pravo aus Prag, Józef Herblicky, und zwei Söhne des tschechischen Ministers Feier Cend. Im Lagerkrankenhaus befindet sich auch die Ehefrau des in russische Gefangenschaft geratenen deutschen Marschalls Paulus. Alle Polen, mit denen ich die Gelegenheit hatte zu sprechen, warten mit Sehnsucht auf eine Möglichkeit zur Rückkehr nach Polen. „Wann kehren wir nach Polen zurück?", war die Frage, die mir von jedem gestellt wurde. Der Glaube an die Rückkehr in die Heimat ist durch das skandalöse Auftreten zweier polnischer Offiziere, die sich als Verbindungsoffiziere zur 7. amerikanischen Armee ausgegeben hatten, bei vielen stark untergraben worden; sie waren die ersten, die das Lager erreicht haben. Die beiden Offiziere, Major Lipiński und ein Leutnant, gaben auf die Frage nach der Rückkehr nach Polen zur Antwort: „Wozu zurückkehren? Ihr kommt dann nur von einem Lager in's andere (so berichtete mir der ehrwürdige Pfarrer Ciegełka mit Empörung), widersetzt euch der Rückkehr nach Polen, in dem völlig veränderte Verhältnisse herrschen, und verlangt, daß man euch in eine von der Londoner Polnischen Regierung vorbereitete Siedlung irgendwo auf der Welt schickt". Man kann sich leicht vorstellen, was für einen negativen Eindruck das Auftreten dieser beiden Schurken verursacht hat, die nicht wert sind, Soldatenuniform zu tragen und schärfstens bekämpft werden müßten. Meine Berichte über Polen haben viele ermuntert, aber gleichzeitig ist eine energische Aktion der Provisorischen Regierung notwendig, um die vielen Tausende von Polen unter ihren Schutz zu nehmen.

Am Ende meines Besuches im Lager war ich noch Zeuge einer schrecklichen Prozedur, nämlich der Beseitigung der Toten aus dem Krematorium. In den letzten Wochen ihres mörderischen Tuns ist den Hitler-Verbrechern die Kohle ausgegangen, die zum Verbrennen der Leichen benötigt wurde, die zuvor in den Gaskammern ermordet worden waren. Die Leichen hat man einfach im Krematorium auf einen Haufen geworfen, wo sie drei Wochen gelegen haben. Als die Amerikaner das Krematorium öffneten, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick: Fünftausend verwesende, von Würmern befallene Körper, die einen fürchterlichen Geruch ausströmten. Gegenwärtig werden die Leichen in Gemeinschaftsgräbern beigesetzt - 400 täglich. Aus der Stadt Dachau hat man Deutsche mobilisiert, um die Leichen aus dem Krematorium herauszuschaffen. Ich war noch Zeuge, mit welcher herzlosen Unbewegtheit die Deutschen jene Leichen herauszogen und sie mit völliger Ungerührtheit wie Holzklötze auf offene Wagen warfen - je dreißig Leichen auf einen zweispännigen Wagen. Wenn zwölf Wagen auf diese Weise beladen waren, setzte sich der Zug der von den Deutschen gelenkten Wagen in Bewegung, in Richtung des Tores, die Chaussee entlang, durch die Straßen der Stadt Dachau zum Friedhof - ins Massengrab. Auf den Wagen lagen, für alle sichtbar, verkohlte Leichen und Skelette, überzogen nur von einer dünnen Haut, mit dem Gestank verwesender Körper. Zeugnisse der Schande und Beweise des Verbrechens der Deutschen.

Der Bericht zeigt nicht nur die Situation des Lagers zehn Tage nach der Befrei-

ung, sondern auch die besondere Situation der Häftlinge aus den osteuropäischen Staaten, ihre Unwissenheit über die Verhältnisse in der Heimat, ein Aspekt, der auch in der angelsächsischen Presse hie und da angesprochen wurde - meist in Form von Leserbriefen.

Die Masse der Leserbriefe zu den Themen Unterdrückung, Krieg und Diktatur sind allerdings dort den besiegten Deutschen und nicht zuletzt den Konzentrationslagern gewidmet. Eine beispielhafte Kollektion solcher Äußerungen publizierte die „New York Herald Tribune" bereits am 24. April 1945 unter der sprechenden Schlagzeile „Hölle auf Erden" mit dem Untertitel „Schokkierte und gereizte Reaktionen der Leser auf Massengreuel der Nazis". „Welcher Bewohner der zivilisierten Welt kann die Namen ‚Deutschland' und ‚Japan' ohne ein Gefühl der Ablehnung hören? Warum löschen wir diese Namen nicht für immer aus der Familie der Völker?", fragte eine empörte Leserin. Und die bereits zitierte amerikanische Publizistendelegation stellte nach ihrer Rückkehr aus Deutschland in einer gemeinsamen Resolution fest: „Das deutsche Volk kann aus seinem Teil der Verantwortung für diese Verbrechen nicht entlassen werden". Und weiter forderte man „eine gerechte Bestrafung für die führenden Leute des Dritten Reiches und des deutschen Generalstabs, für die Funktionäre der Partei, alle Mitglieder der Gestapo und der SS. Aus purer Gerechtigkeit und um des zukünftigen Friedens in der Welt willen ist es erforderlich, daß sie wegen ihrer Ämter als Kriegsverbrecher angeklagt werden" („Chicago Daily Tribune" v. 6. Mai 1945).

Der Gedanke der kollektiven Schuld des deutschen Volkes wurde durch die Aufdeckung der KZ-Greuel in der Auslandspresse bei Kriegsende noch einmal ungeheuer popularisiert. Während aber fast alle kontinentalen Völker Europas die „normalen" Härten des Krieges und die Besonderheiten der nationalsozialistischen Rassen- und Minderheitenpolitik in einem mehrjährigen Prozeß der Gewöhnung, der Anpassung und der Entwicklung von Gegenreaktionen gewissermaßen verinnerlicht hatten, so daß die Offenlegung des Haftlagersystems der SS nur noch eine graduelle Steigerung dessen darstellte, was sie den Deutschen ohnehin schon zutrauten, schockierten die Enthüllungen über das Netz von Konzentrations- und Vernichtungslagern die amerikanische Öffentlichkeit in einem ganz anderen Ausmaß. Viele deutschstämmige Amerikaner fühlten sich in einem Zustand kollektiver Betroffenheit. Amerika hatte einen hohen Prozentsatz europäischer Emigranten, darunter auch viele Juden, aufgenommen, die nunmehr ein Teil der öffentlichen Meinung waren mit teilweise persönlichem Interesse am weiteren Schicksal der Deutschen. Amerika stand außerdem am Ende des Zweiten Weltkrieges unbestritten als moralische Vormacht in der Welt da. Aus dieser Konstellation heraus waren die USA nicht nur führend bei der Vorbereitung und Durchführung des Internationalen Kriegsverbrecherprozesses in Nürnberg beteiligt, sondern übertrafen mit ihren zwölf Nürnberger Nachfolgeprozessen gegen die Führungselite des Dritten Reiches alle ähnlichen Prozesse anderer alliierter Staaten gegen die ehemaligen Achsenmächte sowohl was den Rang der Angeklagten wie die politische

Bedeutung der Prozesse betraf. In der Entwicklungslinie, die sich von der Berichterstattung über die Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen in den Lagern der SS zu den Nürnberger Prozessen, den sog. Dachauer Prozessen und schließlich sogar zu der Serie von Prozessen gegen NS-Gewaltverbrecher vor deutschen Gerichten ziehen läßt, liegt die Bedeutung der Berichterstattung über Dachau, Buchenwald und andere Lager und nicht im historischen Quellenwert der einzelnen Berichte, die für den Historiker oft ebenso viele Fragen aufwerfen, als sie beantworten.

Wolfgang Benz

Zwischen Befreiung und Heimkehr

Das Dachauer Internationale Häftlings-Komitee und die Verwaltung des Lagers im Mai und Juni 1945

Mit der Befreiung verwandelte sich das Konzentrationslager von der Haft-, Ausbeutungs- und Vernichtungsstätte unter der Herrschaft der SS in die „autonome Republik Dachau unter amerikanischem Protektorat“[1]. Das eigenartige Gemeinwesen bestand etwa sechs Wochen lang und endete mit der Abreise der letzten ehemaligen Häftlinge irgendwann im Juni 1945[2].

Äußerlich unterschied sich die Situation nach dem 29. April, dem Tag der Befreiung, für die meisten aber wenig vom Zustand davor. Hatte die Bedrohung durch die SS aufgehört, so dauerte die Lebensgefahr doch an, die vom Typhus und vom Fleckfieber ausging, von den schauderhaften sanitären Verhältnissen, von den überall umherliegenden Leichen, deren Abtransport auch eine Woche nach der Befreiung noch im Gange war. Und die Befreiung hatte auch noch nicht die Freiheit gebracht, wenigstens nicht die Freiheit, das Lagergelände zu verlassen.

Unter dem Datum des 29. April 1945 war eine Proklamation veröffentlicht worden, aus der die Kameraden - das war jetzt offizielle Bezeichnung und Anrede - erfuhren, daß sich „als oberste Repräsentation der Häftlinge aller Nationen und zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung ein Internationales Häftlings-Komitee gebildet“ habe, das unter anderem mit sofortiger Wirkung folgendes anordnete: „Die obersten Ausführungsorgane des Lagers sind der Lagerälteste und der Lagerschreiber. Alle ihre Anordnungen, welche im Einverständnis des Internationalen Häftlings-Komitees gegeben werden, sind sofort auszuführen. Die gesamte Polizei ist dem Lagerältesten unterstellt und hat mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln für Ruhe und Sicherheit

---

[1] Edmond Michelet, Die Freiheitsstraße. Dachau 1943-1945, Stuttgart o.J. (1960), S. 252.

[2] Der Zeitpunkt ist aufgrund der schlechten Quellenlage nicht exakt zu bestimmen; die Italiener waren Ende Juni noch in Dachau, möglicherweise befanden sich viel später noch Staatenlose oder transportunfähige Kranke auf dem Lagergelände bzw. an den Evakuierungsorten. Als Indiz vgl. das Communiqué I/45 vom 3.7. 1945, in dem Jan Domagala als „Camp Secretary“ namens des „Camp Office of Dachau“ Verhaltensmaßregeln bekanntgab (Bestand Anordnungen des Internationalen Häftlings-Komitees, Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau).

im Lager zu sorgen. Jede Ausschreitung wird sofort mit den strengsten Mitteln bestraft."[3]

Und wenige Tage später machte der Lagerälteste bekannt, daß der Kommandant der amerikanischen Befreiungsarmee diesen Befehl erlassen habe: „Wer außerhalb des Lagers ohne Ausweis angetroffen wird, wird erschossen", und der Lagerälteste fügte den Hinweis hinzu, daß „der Herr Kommandant auch innerhalb des Lagers strengste Disciplin, Ruhe und Ordnung" verlange[4].

Die Situation in dem aus Angehörigen vieler Nationen bestehenden Gemeinwesen war beispiellos. Sie ähnelte gewiß in manchem der einer mittelalterlichen Stadt, in der die Pest gewütet hatte, im Gegensatz dazu herrschte aber gleichzeitig Übervölkerung, und die gemeinsam erlittene Lagerhaft hatte, wie sich sehr bald zeigte, keineswegs bei allen das Bewußtsein der Gleichheit und Brüderlichkeit zur Folge, und nicht alle betrachteten Geduld und Solidarität als situationsbedingt wichtigste Tugenden.

Die Aufgabe, die das Internationale Häftlings-Komitee als zugleich gesetzgebendes und ausführendes Organ der Selbstverwaltung zu bewältigen hatte, war gigantisch. 32000 ehemalige Häftlinge aus fast allen Ländern Europas mußten nicht nur genährt und gekleidet werden, sie mußten provisorisch mit Identitätsbeweisen ausgestattet werden, um in ein normales Leben zurückkehren zu können, und für viele mußte man sogar auch erst ein Vaterland suchen, für die Spanier etwa, die gegen Franco gekämpft hatten, für Jugoslawen, die ohne ihr Zutun zu italienischen Staatsbürgern gemacht worden waren oder die als Tito-Gegner nicht in ihre Heimat zurück wollten. Es gab Griechen und Albaner in Dachau, die als Italiener geführt waren, es gab Litauer, Esten, Letten und Ukrainer, die gegen ihren Willen von der Sowjetunion reklamiert wurden, es waren annähernd 10000 Polen und über 2000 Juden im Lager, deren Nationalität teilweise umstritten war. Ganz zu schweigen von jenen unglücklichen jungen Männern aus Belgien, Norwegen, Holland, die sich von den Nazis zum Dienst in der Waffen-SS hatten verführen lassen, dann desertiert waren und schließlich als Gefangene nach Dachau geraten waren. Wenn ihre Landsleute nicht schon an Ort und Stelle kurzen Prozeß mit ihnen machten, stand ihnen in der Heimat Schlimmes bevor[5].

Spontane Rachejustiz drohte auch allen Häftlingen, die sich als Handlanger der SS betätigt hatten; etliche Capos ereilte das Schicksal in der Stunde, die ihren Opfern die Befreiung brachte.

Die erste Sitzung des Häftlings-Komitees nach der Befreiung, die in Anwesenheit des Kommandeurs der amerikanischen Truppen, Oberstleutnant Fellenz, am Abend des 29. April 1945, vielleicht aber auch erst am Morgen des 30. April stattfand[6], war ausgefüllt mit dem Problem, das aus den genannten Gründen

---

[3] Ebenda.

[4] Ebenda, Bekanntmachung des Lageräl testen, o. D.

[5] Michelet, Die Freiheitsstraße, S. 258 f.

[6] Der „Bericht über die erste Sitzung des Internationalen Häftlings-Komitees im befreiten Lager Dachau" ist undatiert. Es heißt dort, er werde „im Laufe des Vormittags

drohende Chaos zu verhindern. Der amerikanische Kommandeur übergab in dieser Sitzung dem Präsidenten des Komitees, Patrick O'Leary, sämtliche Vollmachten über das Lager. Die Amerikaner wollten sich auf den äußeren Schutz beschränken, sie stellten die Übernahme der Verpflegung für einige Tage später in Aussicht. Als Ausführungsorgane im Lager wurden der Lagerälteste Oskar Müller, ein deutscher Kommunist, langjähriger Häftling, der integre Gesinnung mit Dickschädeligkeit vereinigte, und der Lagerschreiber Jan Domagala, ein polnischer Priester, bestimmt. Die Lagerpolizei wurde „bis auf weiteres" Gustav Eberle unterstellt.
Die ersten und wichtigsten Verfügungen, die das Komitee traf, lauteten

1. „Es ist niemandem gestattet, das Lager zu verlassen."
2. „Etwaige Waffen im Lager müssen sofort im Jourhaus abgegeben werden."
3. „Willkürliche Akte, persönliche Rache usw. werden sofort mit den schärfsten Mitteln bestraft."

Die zur Versorgung des Lagers notwendigen „Kommandos" - die Sprachregelungen aus der Zeit vor der Befreiung wurden beibehalten, auch von Capos war weiterhin die Rede, wenn Funktionäre der internen Selbstverwaltung gemeint waren - konnten mit Passierscheinen das Lagergelände verlassen. Das Häftlings-Komitee setzte drei Ausschüsse ein, die sich um Ernährung (Jan Marcinkowski), Disziplinarfragen (Oskar Juranic) und Desinfektion und Sanitätswesen (František Blaha) kümmern sollten. Das war der erste Organisations-Rahmen, den das Internationale Häftlings-Komitee dem Lager gab.
Das Komitee selbst war nicht erst nach der Befreiung gebildet worden, es hatte im Untergrund schon einige Zeit vor der Ankunft der Amerikaner existiert, und unmittelbar vor deren Erscheinen hatte das Komitee die innere Kontrolle über das Lager übernommen. Die Aktivitäten hatten in der letzten Woche des Aprils darin bestanden, die Evakuierungsstransporte aus Dachau zu sabotieren, den bis zuletzt aus anderen Lagern noch Ankommenden Hilfe zu bieten (etwa den 400 Frauen aus Landsberg, die am 23. April, oder den 120 Frauen aus Auschwitz, die am 26. April in Dachau ankamen). Die Hilfe bestand im Organisieren von Nahrung und Decken. Die Vertrauensleute der nationalen Gruppen hatten sich vor allem aber darauf vorbereitet, Widerstand gegen die erwartete letzte Vernichtungsaktion der SS gegen das ganze Lager zu leisten. Das Komitee unterhielt ein gut funktionierendes unterirdisches Kommunikationssystem, über das Anweisungen für den Ernstfall verbreitet werden konnten, über dessen Verästelungen aber auch Nachrichten aus der Lagerhierarchie der SS gewonnen wurden.
In der Nacht zum 29. April, als den Männern klar war, daß das Gros der Bewa-

---

in den wichtigsten Sprachen bekanntgegeben", was den frühen Morgen des 30. April als Zeitpunkt wahrscheinlich macht. Alle folgenden Berichte, die den Charakter von Protokollen haben, sind datiert. Sie befinden sich im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau, danach wird im folgenden zitiert.

cher sich aus dem Staub gemacht hatte, fand die erste „offizielle" Sitzung des Internationalen Häftlings-Komitees statt[7]. Das erste Ziel war es, das Überleben bis zur Ankunft alliierter Truppen zu organisieren. Ungeheuere Schwierigkeiten würden auch nach der Befreiung fortbestehen oder erst sichtbar werden, nämlich der Gesundheitszustand der 32000 Häftlinge, von denen zwei Drittel krank und entkräftet waren, die Lebensmittelversorgung, das Fehlen von Medikamenten und medizinischem Gerät. Abgesehen davon war die Atmosphäre in der Vielvölker-Kommune des Lagers von explosiven Emotionen bestimmt. „Worauf es jetzt ankommt", schrieben die Chronisten Haulot und Kuci, „ist, diese 32000 Menschen dem Tode zu entreißen, damit sie als Lebende heimkehren und in der Heimat von ihren körperlichen und seelischen Leiden Genesung finden können. Das ist die Aufgabe, die vor uns liegt, und die zu lösen wir versuchen wollen. Unter dem Vorsitz des Majors O'Leary konstituieren wir uns als das Internationale Häftlings-Komitee und betrachten uns von diesem Augenblick ab als die einzige legitime Autorität des Lagers ..."[8]
Vierzehn Mitglieder bildeten als Vertreter der einzelnen Nationen (bzw. der nationalen Komitees) das IPC, wie die gängige Abkürzung (nach The International Prisoners Committee) lautete. Die Zusammensetzung änderte sich bald[9], und das Gremium wurde im Laufe der Repatriierungen der nationalen Gruppen immer kleiner. Bis zum 7. Mai war Patrick O'Leary, der Großbritannien vertrat, Präsident. Arthur Haulot (Belgien) und Edmond Michelet (Frankreich), beides Widerstandskämpfer, die nach ihrer Heimkehr politische Karriere machten, waren Vizepräsidenten. Der Schriftsteller Giovanni Melodia vertrat Italien, Oskar Juranic Jugoslawien, die Sowjetunion wurde durch Nikolai Michailow repräsentiert, einen General, der wunderbarerweise dem

---

[7] Vgl. die Darstellung bei Arthur Haulot und Ali Kuci, Dachau (Juli 1945, unveröffentlichte Übersetzung im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau), S. 25: „Um 23½ Uhr haben sich im Block 24 in aller Stille fünfzehn Männer zusammengefunden: Der Kanadier Patrick O'Leary; der Engländer Tom Groome; der Amerikaner René Giraud; der Franzose Michelet; die Yugoslawen Jurenic und Popovic; die Polen Maczewski, Domagala und Kokoszka; der Tscheche Blaha; der Holländer Boelard; der Deutsche Müller; der Österreicher Kothbauer; der Belgier Haulot; der Albanier Kuci. Der russische General Michailow hat wegen Krankheit nicht erscheinen können." Michelet, Freiheitsstraße, S. 258f., datiert dagegen die erste Vollversammlung des IPC auf den Morgen des 29. April „in der Bibliothek in der ersten Stube von Block 2, auf der linken Allee, die also am nächsten am ‚Jourhaus' [dem Lagertor] ist". Vgl. auch Arthur Haulot, Lagertagebuch, in: Dachauer Hefte 1, Einführung und Eintragung vom 29.4. 1945. Haulot datiert die Anfänge des Komitees dort schon auf den 6. April 1945. Vgl. auch Nico Rost, Goethe in Dachau, München 1946, S. 296f.

[8] Haulot/Kuci, Dachau, S. 26.

[9] Die Zusammensetzung des IPC wurde in der Proklamation vom 29. April bekanntgegeben. Vierzehn Vertreter waren genannt; die folgenden Angaben sind anhand der Sitzungsprotokolle verifiziert. Einige Unsicherheiten (auch in der Schreibweise einzelner Namen) waren nicht zu beheben. So finden sich der bei Haulot/Kuci erwähnte Amerikaner und der Engländer nicht mehr, es ist auch unklar, ab wann der griechische Vertreter dem IPC angehörte, von wann bis wann die „kleinen Balkan-Volksgruppen" selbständige Delegierte hatten.

Schicksal so vieler hoher russischer Offiziere in deutscher Gefangenschaft entgangen war. Für Ungarn sprach Georg Pallavicini, für Österreich Alfons Kothbauer, für Albanien (gleichzeitig für die kleinen Volksgruppen des Balkans, später auch für Griechenland) saß Dr. Ali Kuci im Komitee, der außerdem - in seiner Heimat war er ehemals Informationsminister gewesen - als Kulturreferent und Pressechef im Lager Bemerkenswertes leistete. Die Polen vertrat Josef Kokoszka, und Delegierter der Tschechoslowakei war der Arzt František Blaha, der in vielen Erinnerungen an die Dachauer Leidenszeit eine höchst rühmliche Rolle spielt. Norwegen, Holland, Luxemburg, Spanien hatten zeitweilig ebenfalls Vertreter im IPC. Nicht selbständig repräsentiert waren, auf Einspruch des Generals Michailow, Angehörige einzelner Nationalitäten der UdSSR, wie z. B. die Litauer. Die über 2000 Juden hatten zunächst, da ihr nationaler Status nicht leicht zu klären war, keinen eigenen Vertreter. Und nicht repräsentiert als Nation waren vorläufig auch die 1100 deutschen Häftlinge.
Während die Österreicher mit rot-weiß-roten Fahnen und Abzeichen nationale Wiedergeburt feierten und vor der Lageröffentlichkeit neues Selbstbewußtsein demonstrierten[10], waren die Deutschen Parias geworden. Ihre doppelte Identität - als Landsleute der SS und als Leidensgenossen in meist jahrelanger KZ-Haft - wies ihnen jetzt den Platz am untersten Ende der Lagergemeinschaft. Sie hatten keine Fahne, als sich das ganze Lager als ein Meer von Nationalfarben illuminierte (Stoff dazu hatten die Befreiten in Mengen in den Magazinen und Werkstätten der SS gefunden), und die deutsche Sprache, gestern noch das einzige offizielle Idiom, trat ganz in den Hintergrund. Freilich blieb Deutsch im babylonischen Durcheinander Dachaus ein wichtiges Mittel der Verständigung, sowohl innerhalb der neuen Lagerregierung wie im Verkehr mit der Außenwelt[11].
„Aus den ersten sind die letzten geworden" schrieb der ehemalige Häftling Nr. 16921 Karl Adolf Gross am 30. April in sein Tagebuch. Das sei etwas ungewohnt für die auch als Häftlinge noch der „Herrenklasse und Edelrasse" angehörigen Deutschen. Und Gross fuhr fort: „Wir müssen, unter uns gesagt, froh sein, daß sie uns nicht den Schädel eingeschlagen haben; haben nicht die verschiedenen Sorten von Paschas, Moguls, Pharaonen, Capos und Stubendienst alles getan, um den Irrtum entstehen zu lassen, es sei unter den Deutschen kein Unterschied, ob SS-Führer oder Häftling, sie seien alle dieselben eichenen Klötze und gehörten sämtlich zur Familie der Stiere? Denn unsre Paschas wa-

[10] Johann Steinbock, Das Ende von Dachau, Salzburg 1948, S. 34f.

[11] Auf der 7. Sitzung des IPC am 8. Mai hatte der französische Vertreter Michelet erklärt, Französisch müsse bei den Verhandlungen des Komitees die vorherrschende Sprache sein. Wie auf der Gründungskonferenz der UNO in San Francisco sollten Englisch, Russisch und Französisch die offiziellen Verhandlungssprachen sein; aus praktischen Gründen könne das Deutsche als vierte beibehalten werden. Der Belgier Haulot, der präsidierte, stellte fest, daß alle bisherigen Sitzungen in Französisch, Englisch und Deutsch abgehalten wurden, er selbst übersetzte jeweils vom Deutschen ins Französische und umgekehrt.

ren ja bis in die letzte Zeit hinein fast nur aus den Deutschen genommen; und haben sie irgend etwas getan, um jene Meinung zu zerstören? Gewiß, die SS ist dadurch nicht im geringsten entlastet; im Gegenteil, es zeugt von der Abgefeimtheit, mit der sie vorgingen, als sie seit einigen Jahren die direkten Mißhandlungen mehr und mehr ablösen ließen durch die Quälereien der Gestreiften untereinander, so die menschliche Schwachheit und Bosheit in ihr System einbauend."[12] Daß ein Deutscher die Funktion als „Lagerältester" nach der Befreiung ausübte, war daher mehr ein Wunder als ein Zufall. Zu erklären ist die Tatsache eher mit den persönlichen Qualitäten des Antifaschisten Oskar Müller, der erst kurz zuvor von der SS in das Amt eingesetzt worden war und der dann in enger Zusammenarbeit mit den noch illegalen Nationalkomitees Vorbereitungen getroffen hatte, um die von allen befürchtete Katastrophe, das von der abziehenden SS erwartete Massaker, in den letzten Stunden vor der Ankunft alliierter Truppen zu verhindern[13]. Oskar Müller, ein energischer Mann und politischer Kopf (er war später, von Oktober 1945 bis Dezember 1946, Arbeitsminister in der ersten hessischen Regierung nach dem Kriege), war Nachfolger des berüchtigten Armeniers Johann Meanssarian, der als Lagerältester von der SS Mitte April 1945 abgesetzt und, zusammen mit dem Capo der Lagerpolizei, dem Deutschen Wernicke, gleich nach der Befreiung auf Befehl des US-Kommandanten standrechtlich erschossen worden war[14]. Auch angesichts der Rache, die allenthalben in den Konzentrationslagern an den ehemaligen Häftlingsfunktionären von Gnaden der SS geübt wurde, war es bemerkenswert, daß ein deutscher Lagerältester Autorität behielt. Schließlich, am 6. Mai, konstituierte sich auch formell ein deutsches Komitee[15].

Es gab mehrere Gründe, weshalb das Lagertor nach der Befreiung für die meisten geschlossen blieb und warum es für viele noch Wochen dauerte, bis sie

---

[12] Karl Adolf Gross, Fünf Minuten vor zwölf. Des ersten Jahrtausends letzte Tage unter Herrenmenschen und Herdenmenschen. Dachauer Tagebücher des Häftlings Nr. 16921, München o. J. (1947), S. 216.

[13] Vgl. Einer von „Nacht und Nebel". Was Arthur Haulot zu Dachau sagt, in: Süddeutsche Zeitung, 18. 12. 1945; s. a. Hermann Langbein, ... nicht wie die Schafe zur Schlachtbank. Widerstand in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1938-1945, Frankfurt 1980, S. 382.

[14] Bericht über die erste Sitzung des IPC; Der in Saloniki geborene staatenlose Meanssarian, Spion und Gestapo-Agent, war erst Anfang 1945 Lagerältester geworden. Der Polizei-Capo Wernicke war ein ehemaliger SA-Mann des Horst-Wessel-Sturmes, der wegen krimineller Vergehen ins KL gekommen war. Die beiden hatten Mitte April eine Stimmung im Lager geschaffen, „die zur Explosion führen sollte. ‚Unser Weg geht mit der SS', so betonten sie immer wieder und wollten mit einer Gruppe von 500 dunklen Elementen das Lager in die Hand bekommen. Wäre das gelungen: die Folge wäre ein verheerendes Blutbad gewesen." (Oskar Müller, So wurden 33000 befreit, in: Mitteilungsblätter der Lagergemeinschaft Dachau, Dezember 1970.) Meanssarian und Wernicke waren die beiden Funktionäre der Lagerhierarchie, die von der illegalen Häftlingsorganisation unschädlich gemacht wurden, vgl. Haulot, Lagertagebuch, Einführung und Eintragung vom 29. 4. 1945.

[15] K. A. Gross, Fünf Minuten vor zwölf, S. 242 f.

tatsächlich frei waren. Solange in Süddeutschland noch gekämpft wurde, standen auch noch keine Transportmöglichkeiten für die ehemaligen Häftlinge zur Verfügung, mindestens wären sie auf der Heimfahrt wieder gefährdet gewesen. Aber auch die Bevölkerung der Umgebung des Lagers mußte geschützt werden vor marodierenden befreiten Häftlingen, die sich für ihre Entbehrungen schadlos halten wollten. (Das war trotz aller Vorkehrungen nicht ganz zu verhindern, die Heimsuchung des Dachauer Hinterlandes durch plündernde Lagerinsassen blieb aber weit hinter den schlimmen Befürchtungen zurück.)
Neben den Transportschwierigkeiten war der Gesundheitszustand der Häftlinge ein entscheidendes Hindernis für die Heimfahrt; selbst die Konstitution der scheinbar Gesunden zeigte sich nach wenigen Tagen der drastischen Verbesserung der Ernährung nicht gewachsen. Typhus und Fleckfieber waren ohnehin seit Monaten epidemisch. Das hatte, zusammen mit den katastrophalen hygienischen Verhältnissen, die Amerikaner bewogen, das ganze Lager unter Quarantäne zu stellen. Ein weiterer Grund für die Aufrechterhaltung haftähnlicher Bedingungen bestand darin, daß ehemalige Bewacher und Funktionäre, sowohl aus den Reihen der SS wie der Häftlinge, im Lager untergetaucht waren, in der Hoffnung, in Häftlingskleidung der Gerechtigkeit zu entgehen.
Dies alles, nicht zuletzt auch die Repatriierungsfrage, kennzeichnete die Situation und die Probleme zwischen Befreiung und Heimkehr. Im absoluten Kontrast zur Hochstimmung der Befreiung standen die bürokratischen Prozeduren, die sich die Amerikaner voll guten Willens ausgedacht hatten und die sie in Zusammenarbeit mit den nationalen Häftlingskomitees durchführten.
Berichterstatter und Chronisten des Konzentrationslagers Dachau enden in der Regel spätestens mit der Beschreibung der Feierlichkeiten am 1. Mai 1945, als auf dem Appellplatz des Lagers inmitten eines Waldes von Fahnen und Spruchbändern die Befreiung und das bevorstehende Kriegsende mit Festreden in fünfzehn Sprachen festlich begangen wurden[16]. Den Feiern - viele nationale Gruppen zelebrierten die Befreiung außerdem in eigenen Veranstaltungen - folgten aber für die meisten Lagerbewohner noch schwer erträgliche Wartezeiten. Am späten Nachmittag des ersten Mai fand die dritte Sitzung des Internationalen Häftlingskomitees statt. Der amerikanische Captain Martin Agather erläuterte bei dieser Gelegenheit (in deutscher Sprache) den bevorstehenden Papierkrieg mit folgenden Worten: „Es handelt sich darum, daß Ihr so schnell als möglich nach Hause kommt. Daß wir dies so schnell als möglich machen können, wollen wir haben, daß Ihr alle uns ein wenig Hilfe gebt. Da haben wir hier einen Fragebogen. Da muß jeder, der im Lager sitzt, einen Fragebogen ausfüllen. Wir wollen daher, daß Ihr als eine Gruppe, jeder von seiner eigenen Nation, dafür sorgt, daß uns mit diesen Fragebögen geholfen wird. Sie können soviele Mitarbeiter, als nötig, aussuchen. Es kommt darauf an, wie groß eine Gruppe ist. Daß dies so schnell als möglich geschieht, wird der Herr

[16] Ebenda, S. 217; Michelet, Die Freiheitsstraße, S. 253f.; Steinbock, Das Ende von Dachau, S. 36f.

Major, der unser Hilfsoffizier ist, zusehen, daß alle Fragen richtig beantwortet werden. Ich will Ihnen heute abend zeigen, wie dieser Fragebogen ausgefüllt werden soll. Dazu verteile ich jetzt allen Anwesenden den Fragebogen. Diese Fragebögen sind in englisch und deutsch gedruckt und die Antworten sollen in Blockschrift geschrieben werden. Geben Sie ein wenig acht, es sind hier ein paar Fragen, die einiger Erklärung bedürfen. Bei der Frage nach dem Beruf ist der zivile Beruf gemeint. Auf die Frage nach dem Ort der Verhaftung ist der Platz gemeint, wo die Verhaftung geschehen ist. Unter Einzelheiten, betreffend die Haft, ev. Grausamkeiten, die einem persönlich widerfahren sind. Es wird nämlich ein amerikanisches Gericht eingesetzt und zwar wird es im Lager aufgestellt. Alle jene, die Grausamkeiten verübt haben, werden vor dasselbe berufen und werden ihre Strafe bekommen. Auf der zweiten Seite, sechste Zeile, befindet sich die Frage: Sind Sie jemals wegen einer strafbaren Handlung verurteilt worden? Diese Frage muß genau beantwortet werden. Es gibt im Lager einige, die wegen Verbrechen hier sind; das müssen wir wissen. Die nächste Frage bezieht sich auf alles, was mit der vorherigen Frage zusammenhängt: Datum, Gericht, Verhandlung, Datum der Haftentlassung - alles muß auf dem Fragebogen genau beantwortet werden. Wir brauchen für jede Person vier Fragebögen. Wir müssen so rasch als möglich die Fragebögen ausgefüllt haben, daher werden Fragebögen nur in einem Exemplar ausgefüllt. Sobald wir die einzelnen Bögen fertig haben, werden wir Sie bitten, daß die anderen drei mit Schreibmaschine abgeschrieben werden und von dem Aussteller unterschrieben werden."[17]

Es entspann sich eine lebhafte Diskussion, bei der die Vertreter der Nationalgruppen die Schwierigkeiten demonstrierten, die dem Ausfüllen der Fragebogen entgegenstanden: Sprachprobleme, denn Englisch gehörte im Lager zu den seltenen Sprachen, zweifelhafte oder nicht mehr gültige Staatsbürgerschaften, Nomenklaturfragen. Typisch waren Auskunftsbegehren wie das des Italieners Melodia, ob für die italienischen Militärhäftlinge, die aus der italienischen Militärhaft in ein deutsches KZ gerieten, das Datum der italienischen oder der deutschen Verhaftung maßgebend sei; General Michailow wollte wissen, welche Staatsangehörigkeit russische Emigranten angeben müßten, die 1917 emigriert waren und jetzt in die alte Heimat zurück wollten.

Der amerikanische Hauptmann war trotzdem guten Muts, daß die Räumung des Lagers in 30 Tagen zu schaffen sein würde. Fünftausend Formulare hatte er schon zur Verfügung, weitere 100000 erwartete er in den folgenden Tagen. Die Schreiber und Dolmetscher machten sich ans Werk.

Die größte Schwierigkeit bestand in den folgenden Tagen darin, den Lagerinsassen die Grenzen ihrer Freiheit zu erklären und diese Grenzen mit Appellen und Drohungen wirksam zu halten. Am 2. Mai zogen die Amerikaner die Zügel straffer. Aus Eisenhowers Hauptquartier war der Befehl gekommen, daß niemand das Lager verlassen dürfe, der nicht desinfiziert war. Außerdem machten

[17] Bericht über die 3. Sitzung des IPC, 1. 5. 1945.

trotz aller Vorkehrungen plündernde und in der Stadt Dachau herumlungernde Lagerbewohner Sorgen. Wer unberechtigt außerhalb des Lagers angetroffen werde, würde erschossen, entsprechende Befehle seien an die US-Truppen in Dachau ergangen, erklärte Captain Agather in der Sitzung des IPC am Abend des 2. Mai. Aber auch im Lager gaben die Zustände Anlaß zur Besorgnis. Agather beschwor die Männer vom Internationalen Komitee: „Es soll keinen Streit im Lager geben, sondern Ihr sollt als gute Kameraden miteinander leben. Wir wollen keine Wächter sein. Ihr seid frei und Ihr sollt frei leben, nur könnt Ihr vorläufig noch nicht heraus, bis die Voraussetzungen gegeben sind."[18]

Um die ins Wanken geratene Ordnung und Disziplin im Lager wiederherzustellen, wurde am 2. Mai auf Veranlassung des amerikanischen Kommandanten die Organisation der für Dachau verantwortlichen Instanzen gestrafft. Der Befehlshaber der US-Truppen installierte sich als „Lagerkommandant", der Vorsitzende des IPC wurde „Lagerführer", in dieser Eigenschaft war Patrick O'Leary ausführendes Organ und dem US-Kommandanten unmittelbar verantwortlich. Auf der Ebene darunter - „Lageräl testen" und „Lagercapos" - blieb alles beim alten. Der „Polizeicapo", der Chef der lagerinternen Ordnungstruppe, bekam Vollmacht, jeden Missetäter sofort zu verhaften. Die juristische Instanz, die Klagen entgegennahm, „Prozesse" führte und darüber dem IPC berichtete, wurde wie bisher durch das jugoslawische Komitee-Mitglied Juranic verkörpert. Wie ernst die Amerikaner ihre Sicherheits- und Ordnungsfunktion nahmen, läßt sich an allerlei Klagen und Beschwerden ablesen, mit denen sich das Internationale Häftlings-Komitee beschäftigten mußte. So konfiszierte die amerikanische Militär-Polizei einen Wagen mit Ersatzteilen für Radioapparate, den ein offizielles Kommando im Auftrag des IPC außerhalb des Lagers besorgt hatte. Radioapparate waren für die Stimmung im Lager lebenswichtig. In einem anderen Fall hatten die Amerikaner ein Kommando, das ordnungsgemäß mit Passierscheinen versehen war, um Kleidung zu beschaffen, gar nicht

---

[18] 4. Sitzung des IPC, 2. 5. 1945. Einen Einblick in das Lagerleben gibt das Rundschreiben des Lageräl testen an alle Blockäl testen vom 9. 5. 1945: „Bei Kontrolle durch amerikanisches Sanitätspersonal wurde festgestellt, daß die Sauberkeit und die Hygiene auf den einzelnen Blocks außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt. Ich ordne deshalb an: Die Reinigung der Blocks erfolgt im üblichen Sinne. D. h., nach dem Wecken und der Ausgabe des Frühstücks müssen die Stuben und Schlafräume, soweit es sich nicht um Bettlägerige und Kranke handelt, von allen Kameraden freigemacht werden. Der Stubendienst reinigt gründlichst Schlafraum, Wohnraum, Waschraum und Abort. In jedem Abort sind Eimer mit Chlorkalk aufzustellen. Der Abortdienst hat regelmäßig Abortschüssel und -becken mit Chlorkalk zu bestreuen. Ich bringe noch einmal in Erinnerung, daß im Interesse der geeigneten Kostverteilung die Kranken auf die Stube 4 und falls zuviel auf die Stube 3 eines jeden Blockes verlegt werden müssen. Nur dadurch ist es möglich, Normalkost für die Gesunden und Breikost für die Kranken zu verausgaben. In unverantwortlicher Weise sind in einzelnen Schlafräumen die Boden-Decken zerstört worden in der Absicht, um auf dem Boden organisierte Sachen zu verbergen und zu verstecken. Ich mache das Blockpersonal dafür verantwortlich, daß neue Platten im Einvernehmen mit dem Lager-Capo zu beschaffen sind, um die Schäden zu beseitigen."

erst aus dem Lager hinausgelassen. Und den Präsidenten des Internationalen Häftlings-Komitees, Patrick O'Leary, der als britischer Offizier telegraphisch und dringend nach London berufen wurde, ließen die amerikanischen Militärs unter Hinweis auf die Quarantänebestimmungen zunächst nicht abreisen, da niemand das Lager verlassen dürfe.

Am Abend des 7. Mai konnte O'Leary das Lager dann doch verlassen[19]; das brachte wieder eine Veränderung in der Hierarchie. Nachfolger O'Learys als „Lagerführer" wurde der amerikanische Leutnant Charles Rosenbloom; das hatte den Vorteil engsten Kontaktes mit den amerikanischen Stellen. Als Angehöriger der Befreiungstruppen konnte Rosenbloom allerdings nicht Mitglied des IPC sein. Die Stelle O'Learys als Präsident des Internationalen Häftlings-Komitees nahm nun der Russe Michailow ein. Das war freilich nur eine Formsache. De facto leitete der Belgier Haulot, wie eigentlich von Anfang an, die Geschäfte der Lagerregierung. Deren Zusammensetzung änderte sich bis zur Auflösung des Lagers noch mehrfach. Haulot und Rosenbloom sorgten aber bis zum 6. Juni, als das Gröbste erledigt war, für Kontinuität und Effizienz bei den Abschlußarbeiten. Haulot, der nach der Abreise Michailows ab 26. Mai auch offiziell das Amt des Präsidenten übernahm, scheint keinen Nachfolger mehr gehabt zu haben. Das ziemlich geleerte Lager wurde dann von den Amerikanern, die dort ab November 1945 die ehemaligen Herren von Dachau und anderen Konzentrationslagern vor Militärgerichten aburteilten, allein verwaltet[20].

Das Internationale Komitee war ab Ende Mai immer mehr zusammengeschrumpft. Der tschechische Arzt František Blaha, der sich um die medizinische Versorgung des Lagers so verdient gemacht hatte, reiste am 23. Mai in die Heimat. (Er leitete in Prag, bis er 1968 in Ungnade fiel, ein Krankenhaus.) Sein Nachfolger als Chef des Sanitätswesens im Lager wurde Dr. Dortheimer, der als Jude im IPC saß. Der Ungar Pallavicini begab sich am 26. Mai nach Paris, um dort über die Repatriierung seiner Landsleute zu konferieren. Das Gros der Franzosen hatte bereits am 22. Mai Dachau verlassen; am 26. Mai wechselte auch die Interessenvertretung der Griechen; deren Delegierter im IPC war wegen des Verdachts der Kollaboration mit der SS verhaftet worden. Ali Kuci,

---

[19] 5. Sitzung, 5. 5. 1945, und 6. Sitzung, 7. 5. 1945. Patrick O'Leary war in Wirklichkeit Belgier und hieß mit bürgerlichem Namen Albert Guérisse. Er kam im September 1944 vom KL Natzweiler und galt als Kanadier. Aus diesem Grund war er auch Präsident des IPC geworden, weil die Rivalitäten von Russen, Polen und Franzosen um dieses Amt durch die Wahl des Vertreters der kleinsten Nationalgruppe damit umgangen wurden. O'Leary war der einzige „Kanadier" in Dachau. Vgl. Langbein, ... nicht wie die Schafe, S. 172.

[20] Das letzte erhaltene Protokoll einer IPC-Sitzung ist vom 31. 5. 1945 (18. Sitzung) datiert; die letzte Plenarsitzung des IPC fand am 6. Juni statt, bei der auch Rosenbloom verabschiedet wurde. Seine Nachfolger waren Captain Smith und Lt. Smolen. Am 6. Juni war beschlossen worden, daß anstelle des IPC jeden Morgen eine Ausschußsitzung mit den beiden Amerikanern stattfinden sollte. Vgl. Communiqué des IPC Nr. 32 vom 6. 6. 1945.

der außer seinen albanischen Landsleuten auch die Rumänen und Bulgaren vertrat, übernahm jetzt auch die Repräsentation der Griechen im IPC. Kuci blieb bis zuletzt im Lager und sorgte als Pressechef und Kulturreferent für Information und Unterhaltung. (Er kehrte dann nach Albanien zurück, und man hat nie wieder von ihm gehört.) Am 31. Mai wechselte auch die polnische Vertretung, weil Josef Kokoszka abreiste. Am 2. Juni schlug dann für Oskar Müller, den Lagerältesten, die Stunde der Heimkehr; sein Nachfolger wurde der Jugoslawe Senko Knez, der bisher Protokoll im IPC geführt hatte und der alle Sprachen, die im Lager gesprochen wurden, konnte. Am 5. Juni verließ auch Oskar Juranic, der „Justizminister" der Lagerregierung, Dachau[21].

Nicht nur höchst bemerkenswert, sondern auch recht problematisch für die Lagergemeinschaft war der Nationalismus, der sofort nach der Befreiung aufloderte. Daß die einzelnen nationalen Gruppen auf dem Appellplatz Zeremonien abhielten, um das Überleben und die Freiheit zu feiern, war nichts anderes als selbstverständlich. In Anbetracht der Situation waren aber der nationale Egoismus und, schlimmer noch, die Anlässe, bei denen er sich manifestierte, sonderbar und schwer verständlich. Daß sich der Norweger Rasmus Broch im Internationalen Komitee beschwerte, weil bei der Feier des 1. Mai keine norwegische Fahne gehißt war - das war noch harmlos. Dagegen machten die Franzosen ihren Kameraden anderer Nationalitäten offensichtlich häufig und gründlich das Leben schwer. Am 7. Mai erklärte Haulot in der Komitee-Sitzung, es gebe eine französische Agitation im Lager, die nicht mehr geduldet werden könne. So hätten französische Offiziere wiederholt die Aufnahme von Landsleuten ins überfüllte Krankenrevier verlangt, wozu kein Anlaß und keine Berechtigung bestand. Zuerst hatte es wegen nicht gebührender Berücksichtigung der französischen Sprache und wegen unangemessener Plazierung der Trikolore Mißhelligkeiten gegeben, denn die Franzosen waren der Meinung, ihre Fahne müsse neben dem amerikanischen Sternenbanner und den Fahnen Großbritanniens und der UdSSR wehen, statt Frankreich wurde aber im Frühjahr 1945 allenthalben China als Nation unter die „Großen Vier" gerechnet. Eine Lebensmittelspende der französischen Armee gleich nach der Befreiung, ehe die Amerikaner liefern konnten, und die propagandistische Auswertung dieser Hilfe hielt das Internationale Häftlings-Komitee einige Zeit in Atem[22].

---

[21] Vgl. insbes. die 17. Sitzung des IPC am 26. 5. 1945 sowie die Communiqués des IPC, in denen Pressechef Kuci die jeweils abreisenden Nationalgruppen und die Mitglieder des IPC mit herzlichen Worten verabschiedete. - In der 15. Sitzung des IPC am 17. 5. 1945 wurde Dr. Schreiber als Vertreter der jüdischen Gruppe begrüßt. Haulot stellte fest, daß er künftig zu allen Sitzungen eingeladen werde, aber nicht „als Delegierter der Juden als Volksgruppe" fungiere, denn die Juden seien nicht als solche anerkannt, „da die Juden nach den bestehenden Beschlüssen nach der Anschauung des Komitees zu denjenigen National-Gruppen gehören, deren Bürger sie sind. Die Juden haben ein eigenes Informations-Büro eingerichtet, dem Dr. Schreiber vorsteht. Er nimmt an den Sitzungen ohne Stimmrecht teil."

[22] Michelet, Die Freiheitsstraße, S. 252f. und 256f.; 7. Sitzung des IPC, 8. 5. 1945, und 12. Sitzung, 14. 5. 1945.

Der französische Vertreter Michelet wurde bei Prestigefragen gerne grundsätzlich und verglich das Häftlings-Komitee dann sogar mit der UNO-Gründungskonferenz in San Francisco, etwa um zu beweisen, daß der IPC-Vorsitz eigentlich dem französischen Vertreter gebühre. Als Michelet im Zuge solcher Argumentation auch heftige Klage führte, daß kein Vertreter des französischen Nationalkomitees zur Begrüßung des US-Botschafters in Paris, der am 8. Mai dem Lager Dachau eine Visite abstattete, geladen war, war das Maß voll. Kuci meinte darauf, man habe von dem Ereignis erst nachts erfahren: „Wenn Michelet schlief, während wir arbeiteten und uns plagten, um alles vorbereitet zu haben, soll er sich die Folgen selbst zuschreiben." Und Haulot fügte hinzu, „während wir diese Vorbereitungen in dem größten Hetzjagdtempo trafen, haben wir wirklich keine Zeit gehabt, um über alle irgend möglichen Folgen nachzudenken". Im übrigen seien dringlichere Angelegenheiten zu erledigen, und man solle die Zeit nicht mit derlei Dingen vertrödeln.
Michelet rechtfertigte sich, indem er auf die Aufregung seiner Landsleute hinwies, er habe sie als „diszipliniertes Mitglied des Komitees" zu beschwichtigen versucht und eine Protestkundgebung verhindert. Außerdem gehörten die Franzosen zu den Ärmsten der Lagerbevölkerung; diese Tatsache und die besonderen Leiden der Franzosen wurden auch von den Komiteemitgliedern gewürdigt. Frantisek Blaha bemerkte allerdings, daß noch niemand von ihm, solange er im Komitee sitze, auch nur ein einziges Wort gehört habe, das Bezug auf seine Nation gehabt habe: „Wir müssen alle nur das Gesamtwohl des Lagers vor Augen haben."[23] Und ähnlich äußerten sich die anderen Mitglieder des Komitees.
Ein Appell, Solidarität zu üben und politische Demonstrationen zu unterlassen, in Geduld die Prozedur der Auflösung des Lagers abzuwarten, um Chaos und Anarchie zu verhindern, wurde am gleichen Tag vom Pressechef Ali Kuci im Namen des Internationalen Häftlings-Komitees an die Presseabteilungen der Nationalkomitees herausgegeben. Unter der Überschrift „Zwei Pflichten und ein Grundsatz: Freundschaft, Brüderlichkeit und keine Politik ..." hatte der Artikel folgenden Wortlaut[24]:

„Zwölf Jahre sind vergangen, seit dieses Lager Dachau gegründet wurde. Zwölf Jahre sind vergangen, seit die Bestie Hitler in Deutschland die Zügel ergriffen hat. Nur zwölf Jahre. Jahre des Leidens und ungeheuerlicher Qualen. Eine sehr kleine Spanne im riesigen Zeitraum der unzähligen Jahrhunderte, doch ein sehr trauriger und bedrückender Abschnitt der Menschheitsgeschichte ... Der machtbesessene Hitler wollte die Welt unterjochen, und der deutsche Boden wurde zum Grab Europas. Ein Grab war auch dieses unser Dachau. Das Grab von Hunderttausenden. Und wir haben es überlebt. Und heute leben wir ...
Wir sind aus einem langen Schlaf und einem furchtbaren Traum erwacht. Das Dunkel jener langen Unsicherheit und makaberen Szenen in diesem Traum sind frisch in unse-

[23] 7. Sitzung des IPC, 8. 5. 1945.
[24] IPC, Information and Culture, Central Press Bureau, 8. 5. 1945: To all the Press Bureaus Dachau. Two Duties and one Principle: Friendship, Brotherhood and No Politics ... Archiv KZ-Gedenkstätte Dachau.

rem Gedächtnis: Wir können die Wirklichkeit nicht begreifen. Unser Bewußtsein ist außerstande, das Glück der Freiheit zu fassen.
Das Wichtigste ist, daß wir dem Leben wiedergegeben sind, daß wir heute am Leben sind. Und daß wir heute leben, verdanken wir der Freundschaft und der Brüderlichkeit, die im Lager bestanden haben. Wir haben alle Sorgen und Leiden der schweren Zeit geteilt, aber wir haben einander nie gehaßt und niemals bespitzelt. In der Nazi-Hölle gab es keine Deutschen, keine Russen, keine Polen, keine Jugoslawen: Hier lebte eine Gemeinschaft von Freunden und Brüdern, eine allseits vom Tod bedrohte Familie, eine Gesellschaft mit gleichen Prinzipien und Idealen. Alle hatten das eine Ziel: Tod den Hitler-Schergen und ihren Anhängern. Dem galt der Krieg, den wir in den hohen Gebirgen und auf den weiten Ebenen unserer Länder geführt hatten. Das war der Wahlspruch der Ausgemergelten in Dachau.
Und jetzt sind wir frei. Die ruhmreichen Armeen der Alliierten haben die Bestie tödlich verletzt. Sie liegt schon im Sterben ...
Morgen werden wir zu unserem häuslichen Herd zurückkehren. Wir werden unsere Lieben und vor allem unsere Heimatländer frei und unabhängig antreffen. Dort werden wir unsere sozialen Tätigkeiten entfalten. Nicht hier. Hier sind wir in Dachau, dem Ort der Mißhandlungen und der Massenmorde. Und an diesem Ort würden wir in Gedanken immer mit Schaudern bei dem Geschehenen verweilen. Nichts mehr. Nicht weiter. Wir müssen unseren Befreiern Zeit lassen, uns zu helfen und unsere Wunden aus der Vergangenheit zu heilen. Wir müssen unseren Vertretern ermöglichen, ihre Aufgaben zu erfüllen. Kein Chaos, keine Anarchie! Jene, die gestern unsere Sache verraten haben, werden vor dem Lagergericht zur Rede gestellt und angeklagt werden. Aber das Leben von dreiundreißigtausend zu Skeletten heruntergekommenen Menschen darf nicht aufs Spiel gesetzt werden. Wer die Ordnung zu stören versucht, wird von allen bestraft werden. Nichts wird ihm nachgesehen ... Hier gelten nur zwei Pflichten und ein Grundsatz: Freundschaft, Brüderlichkeit und keine Politik."

Von der Politik lassen konnten natürlich diejenigen nur schwer oder gar nicht, die wegen ihrer politischen Überzeugung, als Gegner des Hitler-Regimes, als Kämpfer der Resistance seit Jahren im Lager eingekerkert waren. Politische Abstinenz in der Situation des befreiten Lagers zu verlangen, war aber kaum realistisch.
Die französischen Vertreter übertrieben freilich ein bißchen, wenn sie, sozusagen auf niedrigerer Ebene, vorwegnahmen, was ab Sommer 1945 der französische Militärgouverneur im Alliierten Kontrollrat in Berlin an Obstruktion leistete. Bei den Amerikanern in Dachau hatten sie sich wegen ihrer steten Sorge um das Ansehen ihrer Nation und ihrer gleichzeitigen Sorglosigkeit gegenüber dem Lager-Comment unbeliebt gemacht. Charakteristisch war die Sitzung am 14. Mai, zu der das Internationale Häftlings-Komitee beim amerikanischen Kommandanten, Colonel Joyce, der Besuch von General Adams hatte, eingeladen war. Leutnant Rosenbloom stellte die Mitglieder des IPC dem General vor, Michelet, der französische Vertreter, fehlte. Weil es auch um Belange der Franzosen ging, bedauerte Joyce die Abwesenheit Michelets ausdrücklich. Als er erfuhr, daß der Franzose ordnungsgemäß eingeladen war, aber erklärt hatte, er werde wahrscheinlich nicht erscheinen, platzte dem amerikanischen Oberst der Kragen. Michelet habe bereits am Abend zuvor einer Aufforderung nicht Folge geleistet, wenn sich das wiederhole, werde er ihn mit der Wache holen lassen. Die Lage im Bezirk der Franzosen sei furchtbar, sie mißachteten die

Quarantäne-Bestimmungen, sie gingen um das Hospital mit den Typhuskranken spazieren, und sie glaubten, die Küche sei für sie allein da[25].
Mit der Disziplin lag es, weil für die meisten Lagerinsassen die Beschäftigung vor allem im Warten bestand, bald im argen. Zum Kummer des Internationalen Komitees war an die Stelle des von der SS geübten Zwanges nicht automatisch ein Gefühl der Solidarität getreten, das als Regelungsmechanismus des Lagerlebens hätte dienen können. So berichtete der Lagerälteste Müller, bei einer Kontrolle zweier Arbeitskommandos habe man das eine auf dem Dach liegend vorgefunden, wo sich die Männer sonnten, das andere habe sich ganz verlaufen, um zu „organisieren". (Am folgenden Tag teilte der Chef der Arbeitsdienste, Malczewski, „zur Illustration der Arbeitsmoral" mit, daß das ganze Küchenkommando, bestehend aus 60 Leuten, auseinandergelaufen sei.) Wenn es nicht gelinge, durch die Nationalkomitees Ordnung zu schaffen, erklärte Oskar Müller, „dann werden wir tun müssen, was wir gerne vermeiden würden: die Amerikaner zu bitten, den einzelnen Kommandos Posten mitzugeben"[26]. Das hätte bedeutet, daß die US-Army Funktionen der SS hätte übernehmen müssen.
Die Amerikaner hatten mit der Bewachung des Lagers zur Aufrechterhaltung der Quarantäne und mit der Bearbeitung der Fragebogen jedoch genug zu tun. Dem Häftlingskomitee gegenüber begnügten sie sich mit Appellen, die Disziplin irgendwie herzustellen. Die fortwährenden Plünderungen und Arbeitsverweigerungen müßten aufhören. Es komme regelmäßig vor, berichtete das IPC-Mitglied Malczewski, „daß z. B. ein Kommando mit der Säuberung einer Baracke beauftragt ist. Tatsächlich jedoch ist niemand bei der Arbeit, denn alle sind mit Plünderungen beschäftigt. Die Amerikaner sagen sich: Uns kann es schließlich einerlei sein, wie lange diese Arbeiten, die das Leben im Lager erträglich machen sollen, von den Interessierten selbst hinausgezogen werden ..."[27]
Ganz ungeahnte Probleme warf auch die Versorgung mit Lebensmitteln durch die US-Army auf. Die leeren Konservendosen erhöhten nicht nur die Müllberge im Lager, deren Beseitigung so lästig war, die Armeerationen verleiteten viele zum Kochen in den Lagerstraßen vor den Baracken; das war nicht nur wegen der Hygiene bedenklich, sondern auch deshalb, weil manche als Brennstoff Bretter von den Bettgestellen und sonstiges Inventar benutzten[28]. Die Autorität der lagerinternen Ordnungskräfte war naturgemäß beschränkt, die „Camp Police" der ehemaligen Häftlinge konnte z. B. der zahlreichen Besucher, die im Krankenrevier herumliefen und die Quarantäne sinnlos machten, nicht Herr werden, klagte Dr. Blaha. Er hätte am liebsten seine Kranken durch GIs bewachen lassen: „Für einen Häftling (von der Lagerpolizei) ist es schwer,

[25] 13. Sitzung des IPC, 14. 5. 1945.
[26] 7. Sitzung des IPC, 8. 5. 1945.
[27] 8. Sitzung des IPC, 9. 5. 1945.
[28] 6. Sitzung des IPC, 7. 5. 1945.

alle Besucher wegzubringen. Da muß schon eine Autorität da sein, denn Uniform ist Uniform und Waffe ist Waffe."[29]

Der Lageräl teste Müller versuchte dagegen in einem Rundschreiben an die Block-Ältesten seinen Ordnungstruppen durch einen Appell an die Vernunft und das Gemeinschaftsgefühl Autorität zu verschaffen: „Die Camp Police ist keine frühere Lager-Polizei. Die Camp Police ist nur ein kameradschaftlicher, freiwilliger Dienst zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit im Lager. Daher sollte man der Camp Police keine Schwierigkeiten machen und sie nicht beschimpfen, sondern ihren Anordnungen gehorchen und, wo es nur möglich ist, sie völlig unterstützen. Jeweilige berechtigte und wahre Vorwürfe sind in Protokollen abzufassen und an den Lager-Ältesten abzugeben. Gegen disziplinlose und böswillige, die Gemeinschaft des Lagers schädigende Elemente wird allerdings die Camp Police energisch vorgehen."[30]

Mit einem guten Mußeprogramm erspare man sich die halbe Lagerpolizei, hatte in der IPC-Sitzung am 5. Mai ein Mitarbeiter von Kucis Kulturabteilung geseufzt, und Michelet hatte einen Komitee-Beschluß verlangt, durch den die Frage der Unterhaltung und Beschäftigung in den Mußestunden gelöst werde. Wenn die Leute sängen und sich unterhielten, habe man weniger Schwierigkeiten mit ihnen. Das war zwar allen Komitee-Mitgliedern klar, die Möglichkeiten waren indessen äußerst beschränkt. Vor allem fehlte es im überfüllten Lager an Raum für kulturelle Aktivitäten. Die Freigabe des von der SS angelegten Wildparks neben dem Lager war z. B. auch eine Frage der Bewachung, weil viele Lagerbewohner nur auf eine Möglichkeit zur „Flucht" warteten; nicht wenigen gelang das auch, obwohl die Amerikaner sehr davor warnten, ohne Papiere und ohne eine Kopie ihres Fragebogens das Lager in Richtung Heimat zu verlassen.

Wie entsetzlich die Zustände im Lager nach der Befreiung waren und wo die Aktivitäten der Lagerselbstverwaltung wie der Amerikaner am dringlichsten waren, läßt sich auch an der Sterbe-Statistik des Lagers in den Monaten Mai und Juni 1945 ablesen. Jan Domagala, der polnische Priester, der als Lagerschreiber bis zum 16. Juni Buch führte, überliefert für den Mai 2226 Tote, im Juni waren es noch 192[31]. Der Abtransport der Leichen, die seit April in den

---

[29] Ebenda. Auf Anordnung des neuernannten amerikanischen Lagerführers Rosenbloom hatte der Lageräl teste am 7. 5. 1945 eine Bekanntmachung erlassen, in der Ordnung und Disziplin verlangt wurde: „Die vernünftigen Kameraden im Lager müssen zusammenstehen und sich für die allgemeine Ordnung einsetzen. In den Baracken, Stuben, Aborten, Waschräumen und auf den Blockstraßen muß im Interesse der Gesundheit aller Kameraden im Lager peinlichste Sauberkeit herrschen. Jedes Ausbrechen einer neuen Krankheit oder Epidemie hat unweigerlich Verlängerung der Quarantäne zur Folge." Und als Maßnahme zur Stärkung der Disziplin wurde eine „besondere Liste" angekündigt, in die der Lagerführer Unbotmäßige eintragen sollte: „Die wegen Unordnung und Disziplinlosigkeit gemeldeten Kameraden werden als letzte aus dem Lager entlassen." Bekanntmachung vom 7. 5. 1945, Archiv KZ-Gedenkstätte Dachau.

[30] Rundschreiben des Lageräl testen vom 9. 5. 1945.

[31] Jan Domagala, Die durch Dachau gingen (Übersetzung des 1957 in Warschau erschienenen Berichts im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau). Zum Vergleich: Die Sterb-

Lagerstraßen lagen, war eine Woche nach der Befreiung noch nicht beendet. Nach Auskunft des Lagerältesten in der IPC-Sitzung am 5. Mai wurden täglich 100 bis 300 bestattet. Besondere Sorgen bereiteten die Toten, die in den Wassergräben lagen und in der Würm trieben. Dieser schmale Fluß zwischen dem Konzentrationslager und dem Lager der SS diente zur Trinkwasserversorgung der Lagerinsassen[32]. Die Amerikaner führten Impfaktionen gegen Typhus und Fleckfieber durch und verwendeten beträchtliche Mühe an die Desinfektion der Lagerbewohner und des Inventars. Zur Verbesserung der sanitären Verhältnisse war es aber in erster Linie notwendig, das Lager aufzulockern, Kranke und Gesunde - soweit man bei den ehemaligen Häftlingen von „Gesunden" überhaupt reden konnte - zu scheiden und überhaupt Platz zu schaffen. Durch die Einbeziehung des angrenzenden SS-Geländes, in dem vor allem auch bessere Einrichtungen zur Aufnahme Kranker zur Verfügung standen, besserte sich die Situation allmählich. Die Umsiedlung erfolgte, was allerdings wieder eigene Probleme brachte, so weit als möglich geschlossen nach nationalen Gruppen.

Die Umquartierung in die Außenbezirke des Lagerkomplexes brachte Erleichterung, die nachhaltigste Besserung der Situation ergab sich jedoch aus der Evakuierung von einigen tausend Männern in ein SS-Kasernengelände beim Schleißheimer Flugplatz, etwa 10 km von Dachau entfernt. Der Exodus begann Mitte Mai, heftige Debatten und Kontroversen im Internationalen Häftlings-Komitee, welche Gruppen nach Schleißheim gehen sollten, waren vorausgegangen. Der Aufenthalt in der neuen Umgebung sollte, wie Leutnant Rosenbloom erklärte, ungefähr 14 Tage dauern, am Ende würde die Repatriierung stehen. Die Quarantäne sollte für alle, wie Blaha schon am 10. Mai in der Sitzung des Komitees mitteilte, am 28. Mai beendet sein. Der Streit entbrannte nun darüber, welche Gruppen nach Schleißheim übersiedeln sollten. Im ursprünglichen Lagerbezirk befanden sich nach Auskunft Domagalas zu der Zeit - am 14. Mai 1945 - noch rund 4500 Russen, 3100 Jugoslawen, 9000 Polen, 2200 Italiener und 1100 Reichsdeutsche. Kuci schlug vor, alle Polen umzusiedeln, damit sei die Frage gelöst. Haulot wandte ein, die gesunden Polen reichten nicht aus (Kranke konnten und sollten nicht verlegt werden), man müsse die Italiener dazu nehmen. Michelet widersprach, die Polen seien „les doyens du camp", sie hätten alle lebenswichtigen Funktionen im Lager in der Hand und sollten da bleiben, damit nicht alles durcheinanderkomme. Haulot schlug daraufhin vor, die 4500 Russen mit den 3100 Jugoslawen, 1600 Tsche-

---

lichkeit in Bergen-Belsen, das am 15. 4. 1945 von britischen Truppen befreit wurde, war noch größer. Dort starben zwischen dem 15. April und dem 20. Juni 1945 noch ungefähr 14000 Menschen. Vgl. Eberhard Kolb, Bergen-Belsen, Hannover 1962, S. 314 f.

[32] Die Wasserversorgung war häufiges Thema der IPC-Sitzungen. Bezeichnend für die isolierte Situation der Lagerinsassen war es, daß sie den Fluß neben dem Lager, in dem die Leichen lagen, für die Isar hielten. Vgl. 6. Sitzung vom 7. 5. 1945. Vgl. auch Rundschreiben des Lagerältesten vom 9. 5. 1945, in dem es u. a. hieß: „Das Wassertrinken ist lebensgefährlich. Durch Sabotageakte der SS ist das Pumpwerk beschädigt. Die Wasserversorgung erfolgt aus einem Bach, in dem Leichen aufgefunden wurden. Wir warnen alle Kameraden, Wasser zu trinken."

chen und 1100 Deutschen zu verlegen, wogegen aber General Michailow protestierte. Die Russen seien zum großen Teil kaum transportfähig, weil sie erst kürzlich entkräftet aus Buchenwald und Flossenbürg in Dachau angekommen seien. Überdies seien nicht 4500, sondern nur 3500 Russen im Lager, von denen lediglich 2500 transportfähig seien. Die Deutschen kamen, wie Oskar Müller einwarf, zur Verlegung aber auch nicht in Frage, weil ihre Umquartierung in die Außenbezirke des Dachauer Lagers gerade im Gang war. Die Tschechen schieden aus, weil ihre Repatriierung unmittelbar bevorstand.
Gegenüber dem Vorschlag, Quoten der einzelnen Nationalitäten (Italiener, Jugoslawen, Polen und Russen kamen nur noch in Betracht) umzusiedeln, protestierte erst der jugoslawische Delegierte; seine Landsleute seien immer schlecht behandelt worden, auch jetzt hätten sie gegenüber den Franzosen und kleineren Gruppen, die in den Außenbezirk des Dachauer Lagers gekommen waren, wieder den kürzeren gezogen. Der polnische Vertreter erklärte, die Polen seien am längsten in Dachau und hätten die größten Opfer gebracht. Lediglich die Spanier und die Italiener waren zur Übersiedlung nach Schleißheim bereit. Nachdem Leutnant Rosenbloom noch einmal die Zweckmäßigkeit der geschlossenen Umsiedlung ganzer Nationalgruppen betont hatte und ein polnischer Vertreter abermals die Gründe, warum die Polen nicht umziehen wollten, dargelegt hatte, setzte sich der US-Leutnant mit seinen Vorgesetzten in Verbindung und übermittelte die Empfehlung des Russen Michailow, daß man die Auswahl den amerikanischen Stellen überlassen solle. Rosenbloom konnte die Entscheidung des Kommandanten, Col. Joyce, dem Komitee gleich mitteilen. Den ersten Transport sollten am 15. Mai 1000 Russen bilden, und vom neuen Lager Schleißheim aus werde zuerst in die Heimat entlassen, noch vor Dachau. Die Lockung wirkte (auch die Unterkünfte, ehemalige SS-Kasernen, sollten dort ja besser sein), Oskar Juranic erklärte, daß er unter der Voraussetzung der beschleunigten Entlassung der Übersiedlung der Jugoslawen in das Zwischenlager zustimme, allerdings wolle er sich von den Örtlichkeiten vorher gerne ein Bild machen.
Es wurde beschlossen, eine Kommission einzusetzen, der als Vertreter der umziehenden Nationalgruppen ein Pole, ein Jugoslawe und ein Italiener angehörten. Diese Kommission sollte das neue Lager in Augenschein nehmen. Die Russen benannten kein Kommissionsmitglied; General Michailow hatte es mit einer schönen Begründung abgelehnt: „Er wolle nichts sehen, da er volles Vertrauen zu den amerikanischen Behörden habe. Wir haben unsere Gründe genannt, wenn es aber bestimmt ist, daß wir überstellt werden, dann haben wir totales Vertrauen und haben weder zu wählen noch zu verifizieren, also ist eine Besichtigung zwecklos."[33]

[33] 12. Sitzung des IPC, 14. 5. 1945. Wegen der Verlegung nach Schleißheim fanden im Laufe des 14. Mai drei Sitzungen des IPC statt; am Nachmittag und am Abend tagte das Komitee bei Colonel Joyce in Anwesenheit General Adams, der persönlich die Überstellungsquoten ausrechnete.

Die Zustände im Lager Dachau verbesserten sich durch die Auflockerung und durch die Evakuierungsaktion nach Schleißheim natürlich nicht schlagartig. Es gab sogar gegenteilige Meinungen. Im alten Lager herrschte eine furchtbare Stimmung, erklärte das IPC-Mitglied Malczewski am 17. Mai, die in die Außenbezirke Umquartierten hätten eine Menge Vorteile, die Zurückgebliebenen lebten in einer Wüste. Der Vorschlag, diesen Leuten den Wildpark der SS als Erholungsfläche zu öffnen, lag immer noch unerledigt bei den Amerikanern; die Umsiedlungsaktion nach Schleißheim war gestoppt worden, weil dort noch nicht genügend Unterkünfte hergerichtet waren. Die Zustände seien nicht anders und nicht besser als zur Zeit der Befreiung, gab der Pole Kokoszka zu Protokoll, die Leute schliefen immer noch auf dem Boden, die Lage sei katastrophal, es könne zu Meutereien kommen[34]. Fünf Tage später wurde auch über unzureichende und schlechte Verpflegung geklagt, man argwöhnte, daß die deutsche Bevölkerung außerhalb des Lagers viel besser lebe, welche Befürchtungen Leutnant Rosenbloom zu zerstreuen suchte[35].

Zur Verbesserung der Stimmung hatte der Pressechef wieder zur Feder gegriffen. Unter dem Titel „Drei Fragen und zwei Gründe" ermunterte Ali Kuci namens des Internationalen Häftlings-Komitees zum Durchhalten, abermals die Geduld und die Solidarität der Lagerinsassen beschwörend:

„Wann fahren wir nachhause? Das ist die Frage, die jedermann den amerikanischen Behörden, den Mitgliedern des Häftlings-Komitees etc. stellt. Die Leute in diesem Lager sind sehr begierig, etwas über das Datum ihrer Repatriierung zu erfahren. Und sie haben recht. Denn nach so vielen Jahren des Leidens und der Trauer wollen wir alle nachhause fahren. Sofort zurückkehren zu unserem häuslichen Herd und in den Kreis unserer Lieben, wissen und sehen, wie es unseren Ländern und Leuten geht, jetzt, da vom Himmel über Europa die schwarzen Wolken vertrieben sind, die so viele Jahre die leuchtende Vergangenheit und Zukunft dieses Kontinents verdunkelt haben.

Aber warum fahren wir nicht heim? Es sind sehr wenige Personen, die diese Frage beantworten können. Nur jene, die mit den gegenwärtigen Zuständen vertraut sind und wissen, was hier in Dachau vorgeht. Diese Gruppe verantwortlicher Personen kennt die wirkliche Lage. Und sie arbeiten Tag und Nacht, um ihren Kameraden zu helfen und ihnen den Heimweg zu erleichtern.

Die Lebensbedingungen im Lager haben sich inzwischen sehr gebessert. In den amerikanischen Evakuierungskrankenhäusern werden unsere Kranken so gut versorgt wie nur irgend möglich. Das Essen, das sie täglich bekommen, ist von einer Art, die wir uns früher gar nicht vorstellen konnten. Sie sind zufrieden und satt. Der größte Teil jener, deren Schicksal in der einstmaligen SS-Zeit besiegelt war, ist gerettet und dem Leben zurückgegeben. Die Schwachen, die ehedem im Elend der Quarantäne dahinsiechten, erfreuen sich jetzt recht guter Gesundheit. Ihr Leben ist gerettet worden.

Wie können wir heimfahren? Viele Lagerinsassen leiden an Typhus, Tuberkulose und anderen schweren epidemischen Krankheiten. Das ist der Tatbestand. Hätten die Amerikaner versucht, uns sofort zu evakuieren, wären viele - etwa 80 Prozent - auf ihrem Heimweg gestorben. Das ist der eine Grund, warum wir nicht sofort in unsere Länder zurückkehren konnten. Das Leben vieler Tausende wurde durch diese kluge Maßnahme der amerikanischen Behörde gerettet.

---

[34] 15. Sitzung des IPC, 17. 5. 1945.

[35] 16. Sitzung des IPC, 22. 5. 1945.

Und der zweite Grund? Die Epidemien, die wir mit uns nachhause gebracht haben würden, hätte die Gesundheit in unseren Ländern schwer gefährdet. Wir hätten in den geliebten Orten unserer Heimat Unglück verursacht. Das wäre unfair gewesen.
Wir lebten lange Jahre an diesem Ort als Gefangene und Todesschatten. Wir hatten den Mut und die Ausdauer, die größten Leiden zu überstehen, die die Geschichte der Menschheit kennt. Wir waren Opfer der grausamsten Tyrannei der Welt.
Aber jetzt sind wir frei. Und wir wissen, daß wir in wenigen Wochen nachhause kommen. Warum solche Eile? Alle Hast, Unordnung und Widersetzlichkeit behindert die Arbeit unserer Befreier und verschiebt unsere Heimkehr. Deshalb sollten wir einmütig zusammenstehen. Deshalb sollten wir untereinander helfen, einer dem anderen und alle zusammen den Amerikanern, die so viel für uns tun."[36]

Immerhin waren, als der Artikel erschien, auch Silberstreifen am Lagerhorizont erkennbar. František Blaha, der am 22. Mai zum letzten Mal an einer Komitee-Sitzung teilnahm (sie war sogar eigens anberaumt worden, um ihn zu verabschieden), erklärte, daß die Infektionskrankheiten im Lager - außerhalb der Reviere - aufgehört hätten, und Michelet fügte hinzu, daß es unter den Franzosen keine Typhuskranken mehr gebe. Oskar Müller berichtete, daß sich die Situation im Lager, das immer leerer werde, bessere. Am Vortag hätten 2200 Russen das Lager verlassen, die restlichen 1100 reisten am 22. Mai; von den Tschechen waren 990 teils repatriiert, teils evakuiert worden, die übrigen befanden sich im Aufbruch. Im alten Lager verblieben Polen, Jugoslawen, Italiener und kleinere nationale Gruppen und Juden mit ungeklärter Staatsbürgerschaft. Insgesamt betrug die Belegung jetzt noch etwa 10000 Mann, die allmählich auch besser verteilt wurden. Der Wildpark war endlich (bis 21.00 Uhr abends) auch zugänglich geworden (die Benutzung des Schwimmbads der SS mußte aber bald wieder verboten werden, weil das Wasser verseucht war), die Lebensverhältnisse hatten sich insgesamt gebessert[37], und für viele hatten sich die Lagertore schon zur Freiheit geöffnet. Die Quarantäne war vorzeitig beendet worden, und auch bei der bürokratischen Prozedur hatten die Amerikaner zur Verblüffung der Betroffenen eine Kehrtwendung unternommen, die in einigen Details die Entnazifizierungspolitik vorwegnahm, wie sie dann in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands betrieben wurde.
Der 12. Mai wurde zum dramatischen Höhepunkt im Tauziehen um die Entlassungsregularien, die sich die Büro-Strategen der US-Army ausgedacht hatten. Captain Alfred I. V. Peterson hatte das Häftlingskomitee zu sich gebeten, um für die bisherige erfolgreiche Arbeit bei der Ausfüllung der Fragebogen zu danken; er drückte die Hoffnung aus, daß die Arbeit im gleichen Tempo fortgesetzt werde. Es sei „der Wille seines Büros, das sich mit der Sammlung der Angaben über die zu repatriierenden Lagerinsassen befaßt, sowie der Wille der amerikanischen Armee, daß diese Arbeit soweit möglich beschleunigt werde".
Freilich ließ die Ankündigung des amerikanischen Hauptmanns ahnen, daß

---

[36] IPC, Information and Culture, Central Press Bureau, Communiqué Nr. 20, Three Questions and two reasons, 21. 5. 1945.
[37] 16. Sitzung des IPC, 22. 5. 1945.

für so manche die Entlassung in die Freiheit auch nach dem Ausfüllen aller Formulare sich nicht unmittelbar anschließen würde: „Diejenigen, über die keine Zweifel oder offene Fragen bestehen, kommen zur Entlassung als erste in Betracht. Dagegen werden die Fragebögen jener, bei denen Zweifel offen sind, bis zu deren völligen Klärung zurückgehalten." Es würde also für viele vom Scharfsinn oder der Geneigtheit der Leute vom CIC, dem amerikanischen Geheimdienst, der die „zweifelhaften" Fälle untersuchte, abhängen, ab wann sie die Freiheit genießen konnten. Angesichts der Schicksale so mancher Lagerinsassen war das eine bedrückende Perspektive. Zu Hunderten zogen es die ehemaligen Häftlinge daher vor, sich ohne Rücksicht auf die Entlassungsbürokratie der vierfach auszufüllenden Fragebogen aus dem Lagerleben zurückzuziehen. Captain Peterson warnte sehr vor solcher Eigenmächtigkeit, verwies auf das jetzt nach dem Ende der Kampfhandlungen reichlich zur Verfügung stehende Personal der amerikanischen Militärpolizei, das streng darüber wachen werde, daß niemand mehr ohne Erlaubnis herauskomme. Außerdem werde es für diejenigen, die illegal nach Hause reisten, dort Schwierigkeiten geben. Captain Peterson bat, den Lagerinsassen folgendes klarzumachen: „Für jeden in Ordnung entlassenen Lagerinsassen geht eines dieser 4 Formulare mit an seinen Bestimmungsort, wer aber durchgeht, für den wird kein solcher Bogen da sein. Das wird ihm viele Scherereien und Unannehmlichkeiten verursachen und kann ihm auch gefährlich werden."[38]

Das war um neun Uhr morgens.

Abends um sechs Uhr des gleichen Tages fand aus triftigem Grund wieder eine Komiteesitzung statt. Haulot, das als Vorsitzender amtierende Mitglied des Komitees teilte mit, Captain Peterson habe neue Instruktionen bekommen, danach werde das Lager jetzt in kürzester Frist geräumt. Die US-Militärbehörden hatten beschlossen, die Fragebogenaktion abzublasen. Lediglich die Deutschen und die Österreicher sollten die lästigen Formulare vor der Entlassung noch ausfüllen. Angehörige der anderen Volksgruppen würden lediglich in Listen erfaßt und dann repatriiert werden. In die „special cases" würden sich die Amerikaner nicht (mehr) einmischen, es sei die Sache der Heimatbehörden, was mit diesen Leuten geschehe. Major Goormaghtigh erklärte als Vertreter der US-Army mit Nachdruck, in dem Augenblick, wo ein verantwortlicher Offizier mit den nötigen Verkehrsmitteln erscheine, bekomme er seine Landsleute. Wenn ein Land dazu nicht in der Lage sei, würden die Amerikaner die Leute bis an die Grenze des betreffenden Landes transportieren.

Inzwischen gingen offenbar Gerüchte um, das Lager werde binnen einer Woche geräumt. Leutnant Rosenbloom erschien nämlich in einer Sitzung des IPC und erklärte, der Lagerkommandant wisse davon nichts. Eine Deputation machte sich daraufhin auf den Weg, um Colonel Joyce selbst zu fragen. Die

---

[38] 10. Sitzung des IPC, 12. 5. 1945. Eine illegale Heimkehr aus Dachau ist beschrieben bei: Floris B. Bakels, Nacht und Nebel. Der Bericht eines holländischen Christen aus deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern, Frankfurt a. M. 1979, S. 345 ff.

Abordnung kehrte zurück, und Major Goormaghtigh versicherte dem Komitee, daß es falscher Alarm gewesen sei. Es stimme zwar, daß das Lager zügig geräumt werden solle, aber nicht innerhalb einer Woche: „Col. Joyce traf beinahe der Schlag, als er hörte, daß das Lager laut umlaufenden Gerüchten bereits in 8 Tagen niedergebrannt werden solle. Er kenne eben die Enten nicht, die im Lager oft und so lebhaft flattern."[39]

Die Räumung des Lagers war jetzt nur noch ein Transportproblem, denn auch in der Quarantänefrage hatte sich die Haltung der Amerikaner vollständig geändert. Nur noch die Erkrankten selbst fielen darunter, alle übrigen würden nach ihrer Rückkehr in die Heimat eine 14tägige Quarantäne durchmachen müssen - versicherten die Amerikaner, und sie glaubten vielleicht sogar daran. Haulot begrüßte die Besserung der allgemeinen Lebensverhältnisse im Lager und freute sich, daß man jetzt einer logischen und praktischen Lösung der Repatriierungsfrage entgegensehe und keine papierenen Probleme mehr habe.

Das traf freilich für die Deutschen und die Österreicher nicht zu, und deren Sprecher verhehlten ihre Empörung nicht über die Diskriminierung, die sie darin sahen, daß sie als einzige die Fragebogen ausfüllen sollten. Der Vertreter der Österreicher, der Vorarlberger Anton Kothbauer, sagte erregt: „Wenn ich richtig verstanden habe, so werden wir als Österreicher, die wir in den Konzentrationslagern und Zuchthäusern für die Sache Österreichs und der Alliierten gegen den Hitlerismus aktiv gekämpft haben und zum Teil schon seit 1938 nach Deutschland deportiert wurden, zweitrangig behandelt oder den Deutschen gleichgestellt. Gestern noch meldete Radio London, daß die Angehörigen Österreichs, welche sich in der Tschechoslowakei befinden, nicht als Deutsche zu betrachten sind und auch nicht unter die für die Deutschen jetzt gültigen Bestimmungen fallen. Ich drücke als Vertreter der Österreicher hier mein Befremden darüber aus, gerade uns, die wir mit Blut und Schweiß im ‚marschmarsch-Tempo' dieses Lager aufbauen mußten, als letzte liquidieren sollen. Persönlich habe ich schon, wie viele andere Kameraden, unter Dollfuß und Schuschnigg gegen das Nationalsozialistische Deutschland gekämpft. Ich werde wahrscheinlich auf den Sitzungen des Internationalen Komitees nicht mehr erscheinen können und werde die Vertrauensfrage an das nationale Komitee stellen. Man kann nicht jahrelang durch Radio Moskau, London und Amerika uns zum Widerstand aufrufen und dann jene, die in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern landen, als nicht vollwertig anerkennen."[40]

Major Goormaghtigh versuchte, ihn zu beruhigen mit dem Hinweis, die Fragebogen-Angelegenheit sei doch eine reine Formsache. Er erwarte vor allem die Liste der Verdächtigen - gemeint waren die Helfershelfer der SS im Häftlingsgewand - und versicherte, daß für die Diskriminierung eben die Staatsangehörigkeit zum Deutschen Reich maßgebend gewesen und daß damit keine pauschale Aburteilung gemeint sei, also kein Grund zur Empörung bestehe.

---

[39] 11. Sitzung des IPC, 12. 5. 1945.

[40] Ebenda.

Oskar Müller sah das aber anders. Und bei seiner Erwiderung mag das schmerzliche Bewußtsein vom unterschiedlichen Status eine Rolle gespielt haben, den die wohlgekleideten Vertreter der gutgenährten US-Army gegenüber den Elendsgestalten der Befreiten unwillkürlich auf Schritt und Tritt demonstrierten: „Wir deutschen Antifaschisten sind die ersten, die schon acht und zehn Jahre in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern unsagbares Leid tragen, und es ist auch uns gegenüber ungerecht, daß für uns spezielle Enqueten gemacht werden."[41]

Die Vertreter einiger anderer Nationalgruppen hatten andere Sorgen. So fragte Pallavicini, worauf diejenigen, die wie die Ungarn und Jugoslawen noch keine Verbindung zu ihren Heimatländern hatten, hoffen dürften. (Bei dieser und anderer Gelegenheit artikulierten auch die Polen ihr Problem der ungeklärten Zukunft: welche polnische Regierung würde für sie zuständig sein, die Exilregierung in London oder das Lubliner Komitee, und wohin sollten sie sich, je nachdem, welche Richtung die Oberhand bekäme, repatriieren lassen?)

Major Goormaghtigh tröstete die Vertreter der Nationalgruppen, die noch keinen Kontakt mit ihren Regierungen hatten: „Die ganze Welt weiß von Dachau. Das ist heute der Brennpunkt des Interesses der Weltöffentlichkeit. Niemand kann behaupten, daß Ihre Regierungen von Dachau nichts wissen. Zweifellos interessieren sie sich für Dachau. Daß sie noch nicht die Verbindung hergestellt haben, daran sind die materiellen Schwierigkeiten schuld. Es sei ungeheuer schwer, durch eine militärische Zone durchzukommen; bis man die Erlaubnis dazu erhält, vergeht eine lange Zeit. Es ist bürokratischer Vorgang. - Die Franzosen haben deshalb den Kontakt so rasch hergestellt, weil ihre Truppen in der Nähe sind. Daß die Belgier den Kontakt von Anfang an hatten, ist eine Folge des Zufalls, daß er selbst - nicht als Belgier - sondern als Offizier einer verbündeten Armee, hier in Dachau mit den Repatriierungsfragen betraut sei."[42]

Die bevorstehende Heimkehr und die Frage, „wie sieht es in der Heimat aus?" waren auch die wichtigsten Themen der Lagerzeitungen. In Dachau existierte ab Anfang Mai eine zwar kurzlebige aber dafür äußerst vielfältige Presselandschaft. Die Zeitungen, die von den Nationalkomitees publiziert wurden, bestanden meist aus wenigen hektografierten Blättern im Format DIN A 4. Das Organ des sowjetischen Komitees war sogar handschriftlich über Matrizen vervielfältigt, vermutlich stand keine Schreibmaschine mit kyrillischen Typen zur Verfügung. Die Spanier veröffentlichten ein „Boletin de Informacion de los Espanoles Internados en Dachau", das polnische „Glos Polski-Biuletyn Komitetu Polskiego w Dachau" begann am 3. Mai zu erscheinen, es gab ein griechisches und ein jugoslawisches Informationsblatt; die Italiener meldeten sich mit 37 Nummern „Gli Italiani in Dachau" bis zum 29. Juni 1945 zu Wort,

---

[41] Ebenda.
[42] Ebenda.

während das Blatt der Belgier („L'Union Belge") wegen der frühen Repatriierung schon zeitig im Mai das Erscheinen einstellte, ebenso wie die französische „Liberté", in der mehr als in anderen Lagerzeitungen von der großen Politik die Rede war. Die Niederländer informierten sich (letztmals mit der Nummer 11 vom 14. Mai) durch „De Stem der Lage Landen - Orgaan der Nederlanders in Dachau", und die Luxemburger bedienten sich in „Ons Zeidong" der letzeburgischen Sprache.

Die Österreicher hatten eines der umfangreichsten Blätter, das allerdings nur selten erschien, dafür aber in der dritten (und letzten) Nummer noch den Titel wechselte: aus „Weg und Ziel der Österreicher" wurde im Juni „Das Neue Österreich" (mit dem Untertitel „Mitteilungsblatt der Österreicher in Dachau"). Hauptthema war hier die nationale Wiedergeburt, und es gab eine erstaunlich ausführliche Berichterstattung über die Situation in der Heimat.

Die deutsche Lagerzeitung hieß „Der Antifaschist. Stimme der Deutschen aus Dachau" und erschien ab 6. Mai insgesamt 20mal. Die letzte (undatierte) Nummer des Blattes, das vor allem Ankündigungen, kurze Informationen und Nachrichten publiziert hatte, war dem Rückblick („Deutsche Antifaschisten taten ihre Pflicht" aus der Feder Oskar Müllers) gewidmet, aber auch der Zukunftsvision. Beschlossen wurde die Zeitung mit den Worten: „Wir verlassen Dachau mit dem festen Bewußtsein, daß auch weiterhin unser Leben dem Kampf gegen jede Form der faschistischen Tyrannei und für ein freies, demokratisches und antifaschistisches Deutschland gilt."[43]

Die Abschiedsworte, die Ali Kuci als Chef des Pressebüros des Internationalen Häftlings-Komitees Anfang Juni als eine Art Schlußproklamation verfaßte, galten allen, die in Dachau gelitten hatten. Sie erinnerten an das Geschehene, aber sie enthielten auch, mit freundlichem Pathos, optimistische Erwartungen an das Kommende: „Die Menschen fahren nachhause. Viele, viele fuhren in den letzten Tagen heim und noch immer brechen viele auf. In den nächsten Tagen wird Dachau verlassen sein: ein verlassenes Kloster, das den kommenden Generationen das größte Martyrium der Geschichte bezeugt. Vorher war es ein Grab. In den zwölf Jahren seines Bestehens wurden hinter den Mauern und hinter dem elektrisch geladenen Stacheldraht dieses riesigen Grabes etwa eine Million Europäer gemartert. Die überlebenden Männer kehren heim. Ihre Heimat ist frei und ihre Fahnen flattern stolz in ihren Ländern. Das große Werk des Wiederaufbaus hat schon begonnen. Und wir alle müssen bei diesem Wiederaufbau mitarbeiten. Glücklich und voll Freude verlassen wir diese Hölle: Es ist zu Ende. Keine Bedrohung mehr, keine Angst: Das große Leben - wie man so sagt - erwartet uns!"[44]

---

[43] Alle Lagerzeitungen, soweit erhalten, befinden sich im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau.

[44] IPC, Information and Culture, Central Press Bureau, Communiqué Nr. 30, 2. 6. 1945.

Tony Barta

Antifaschismus und demokratischer Neubeginn

Die Stadt Dachau im ersten Jahr nach dem Nationalsozialismus

Dieser Beitrag handelt von den Hoffnungen der Männer am Tag der Befreiung 1945 und davon, was ihnen im ersten Jahr nach dem Sieg der Alliierten über den Faschismus begegnete[1]. Viele dieser ehemaligen KZ-Häftlinge, die sich Antifaschisten nannten, waren Kommunisten. Das war schließlich einer der häufigsten Gründe und in den Augen vieler auch der plausibelste gewesen, um jemand in ein KZ zu stecken[2]. Was wurde, als sie wieder herauskamen, aus ihrer Hoffnung auf einen Neuanfang? Überall im besetzten Europa hatten seit Sommer 1941 die Kommunisten die führende Rolle im Widerstand innegehabt, überall erwarteten sie nach Kriegsende politischen Machtzuwachs, und sie erreichten ihn auch eine gewisse Zeit lang. Der Faschismus war besiegt, und sie machten geltend, daß sie die entschiedensten und hartnäckigsten Antifaschisten gewesen waren, aber den Hoffnungen folgten rasch Enttäuschungen und Resignation.

Die Historiker haben diesem Bewußtseinswandel und seinen Ursachen wenig Aufmerksamkeit geschenkt: Vermutlich wird uns immer mehr faszinieren, wie die Machtübernahme der Nationalsozialisten vor sich ging, als die Umstände, unter denen sie die Macht wieder verloren. Die Übergangszeit nach dem Krieg wird üblicherweise vor allem im Kontext der alliierten Politik erörtert und als

---

[1] Wie üblich verdankt auch dieser Aufsatz anderen Menschen viel, besonders denen, die durch Gewährung von Interviews zu seinem Entstehen beitrugen. Die größte Dankesschuld besteht gegenüber meiner Mutter, Hedy Barta, für die vielen Stunden Arbeit, in denen sie die oft undeutlichen Bänder transkribierte.

[2] Nach Bruno Bettelheims Übersicht über die verschiedenen Schätzungen sind mindestens 11 Millionen Menschen, möglicherweise sogar die doppelte Anzahl in Konzentrationslagern umgekommen. Zum Zeitpunkt der Befreiung durch die Alliierten hatten bestenfalls 530000 überlebt. Da es zu Beginn des Jahres 1938 weniger als 30000 Inhaftierte gegeben hat, hauptsächlich in Dachau (6000) und Sachsenhausen (8000), haben die alten politischen Gefangenen nur einen kleinen Teil der Überlebenden ausgemacht. Doch ihre Solidarität und ihre Positionen innerhalb der Lagerverwaltung befähigten sie, nicht nur die eigenen Überlebenschancen zu vergrößern, sondern auch diejenigen der Widerstandskämpfer, die man zu späterer Zeit, oft nach Beendigung einer Haftstrafe, in die Lager geschickt hat. - Bruno Bettelheim, The German Concentration Camps, in: Surviving and other Essays, London 1979, S. 46-67. Bettelheims Ansichten über die Art, *wie* Menschen überlebten, müssen mit großer Vorsicht aufgenommen werden.

Vorgeschichte der Teilung Deutschlands in zwei Staaten. Sowohl in Ost- wie in Westdeutschland liegt bei der Betrachtung des Jahres 1945 die Betonung auf dem Beginn eines neuen Kapitels, nicht so sehr auf der Beendigung eines alten. Aber ebenso wie es besser ist, die „Machtergreifung" über einen Zeitraum von Monaten zu betrachten und vielleicht am besten an ein und derselben Stelle[3], ist es sinnvoll, den Sturz des NS-Regimes an einem Ort über mehrere Monate zu verfolgen. Der Ort, an dem dies geschehen soll, Dachau, ist zum Symbol dessen geworden, was geschah, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, und dadurch ist er auch am Ende dieser Zeitspanne ungewöhnlich interessant. Und wie wir die Machtergreifung als einen „Coup d'état in Etappen" sehen können, gerichtet auf die Beseitigung einer vermeintlich sozialistischen Gefahr aus dem deutschen politischen Leben, so ist es ebenso offenkundig, daß auch zur Befreiung vom Nationalsozialismus (zumindest in Dachau) die erneute Beseitigung einer vermeintlichen Bedrohung durch die Linken gehörte, obschon durch sehr andere Mittel.

Wenn das Wichtigste am Nationalsozialismus seine Entschlossenheit war, die vermeintliche oder tatsächliche Bedrohung jener Vorstellungen auszuschalten, die sich eine Mehrheit der Nation von sozialen und individuellen Interessen machte, dann ist es sinnvoll, die Episode nicht damit abzuschließen, daß sich Hitler im Bunker eine Kugel in den Kopf jagte, sondern sie wenigstens bis zum Ausgang von 1945–46 weiterzuverfolgen. Dabei ergibt sich für die Frage nach dem historischen Erfolg oder Mißerfolg des Nationalsozialismus eine etwas andere Perspektive[4].

Im April 1945 dachte kein Mensch in Deutschland an einen historischen Erfolg des Nationalsozialismus. Fünf Jahre lang war Krieg gewesen, den die Durchschnittsbürger nur weitergeführt hatten, weil es nicht in ihrer Macht stand, ihn zu beenden, und weil man sie dauernd daran mahnte, welch fürchterliche Vergeltung aus dem Osten herannahte. Die Bilder, die die Propaganda von den sowjetischen Greueltaten malte, waren erschütternd. Sollten, nachdem so viele Männer, Väter, Brüder und Söhne gefallen waren, deren Familien

---

[3] William Sheridon Allen, The Nazi Seizure of Power, the Experience of a Single German Town 1930–1935 (deutsch unter dem Titel: „Das haben wir nicht gewollt!" Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930–1935, Gütersloh 1966). Die Idee der nationalsozialistischen Revolution als eines „Coup d'état in Raten" ist von Konrad Heiden, Allen zitiert sie auf S. 277.

[4] Diese Frage wird in den meisten Büchern über die Übergangszeit nach der NS-Herrschaft nur andeutungsweise behandelt. Drei unerläßliche (künftig mit Kurztiteln zitierte) Untersuchungen sind Lutz Niethammer, Entnazifizierung in Bayern, Frankfurt 1972; Lutz Niethammer, Ulrich Borsdorf und Peter Brandt (Hrsg.), Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland, Wuppertal 1976; Ulrich Borsdorf und Lutz Niethammer (Hrsg.), Zwischen Befreiung und Besatzung. Analysen des U.S.-Geheimdienstes über Positionen und Strukturen deutscher Politik 1945, Wuppertal 1976. Siehe auch Bernd Hüppauf (Hrsg.), „Die Mühen der Ebenen". Kontinuität und Wandel in der deutschen Literatur und Gesellschaft 1945–1949, Heidelberg 1981, darin insbes. die Aufsätze von Bernd Hüppauf, David Roberts und Konrad Kwiet.

dann so enden? Es gab keine andere Wahl, als weiterzumachen, einfach weiterzumachen.

Rosel Schönlinner war in Dachau aufgewachsen. In den Jahren 1944 und 1945, als Studentin in Stuttgart, hatte sie an die Überlebenden der fürchterlichen alliierten Luftangriffe Essen verteilt. Sie stellte fest, daß die Menschen nicht mehr weinten, wenn sie zwischen den Trümmern aßen und zusahen, wie die Leichen ihrer Geschwister oder Eltern ausgegraben wurden. Sie waren nicht mehr fähig, Trauer zu empfinden, und die Niederlage war ihnen gleichgültig. Als sich die Wehrmacht schließlich aufzulösen begann, Ende April 1945, fuhr Rosel per Anhalter nachhause, nach Dachau. Es sah, wie sie sich erinnert, genau so aus wie immer. Obwohl das nur 17 km südlich gelegene München fast so schlimm zerstört war wie Stuttgart, schien in dem alten Marktstädtchen an der Amper Frieden zu herrschen[5]. Die Lokalzeitung erschien zwar nicht mehr, aber in den letzten Nummern war an den kleingedruckten Vermischten Anzeigen, die der großgedruckten Kriegsrhetorik folgten, deutlich abzulesen, daß das Leben seinen gewohnten Gang weiterging. Unter den verschiedenen Rubriken hieß es z. B.:

Geschäftsanzeigen Johann Fischer & Sohn, Landwirtschaftliche Geräte. Wegen Inventur vom 27. 12. 44 bis 2. 1. 45 geschlossen.

Offene Stellen Hausmädchen gesucht für Hotel-Restaurant in Dachau. Kochen kann erlernt werden.

Fabrik sucht Koch oder Köchin für Ausländerkantine.

Tausch Biete Kinderwagen, elfenbeinfarben, in gutem Zustand, suche Akkordeon 3- oder 4-chörig[6].

Am 29. April war klar erkennbar, daß das Ende herannahte. Die SS, die zwölf Jahre lang in Dachau die führende Rolle gespielt hatte, war geflohen und hatte riesige Lagerhäuser mit fast allen erdenklichen Gütern hinterlassen: Spirituosen, kosmetische Artikel, Zigarettenpapier, Leder, Stoff, Konserven - Dinge, die gewöhnliche Sterbliche seit Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten. Viele Menschen waren auf den Straßen, die Arme voll italienischer Stoffe oder mit Ochsenkarren, die beladen mit französischem Champagner waren, als die ersten amerikanischen Soldaten auftauchten.

Sie kamen wie die Katzen, leise, auf Gummisohlen. In deutschen Augen seltsame Geschöpfe in ihren grünlichen Kampfanzügen und sonderbaren Helmen, sie schwärmten aus zwischen den Häusern und begannen Quartiere zu beschlagnahmen. Ihre gepanzerten Fahrzeuge rumpelten durch die Stadt, den Berg hinunter und über den Fluß in Richtung Konzentrationslager.

Es ist bezeichnend, daß die Befreiung nicht in der Stadt selbst, sondern haupt-

---

[5] Interview mit Rosel Kirchhoff, Dachau 1974. Stuttgart war zu circa 55% zerstört, München zu circa 45% (Hans Dollinger, Deutschland unter den Besatzungsmächten 1945-1949, München 1967).

[6] Amperbote, Dachau, Dezember 1944. Bericht über die Ankunft der Amerikaner von Rosel Kirchhoff und aus „Vor fünf Jahren. Dachau am Tage der Befreiung", Dachauer Anzeiger, 29. April 1950.

sächlich in jenem anderen Dachau euphorisch gefeiert wurde, das die Gemeinde immer als ein ihr aufgezwungenes Gewächs empfunden hatte - von Ausländern. In der Stadt nahm man an, daß diese Ausländer, Befreier wie Befreite bei dem, was nun geschehen sollte, das Sagen haben würden. Nur wenige hatten in diesen ersten Tagen Einsicht genug, um zu wittern, daß die Schlüsselzüge in der Gestaltung von Bayerns politischer Zukunft - und diese Leute waren alle ebenso bayerisch wie deutsch - sehr frühzeitig unter der Herrschaft dieser Außenseiter erfolgen würden. Ob die bisher herrschenden gesellschaftlichen Wertvorstellungen der konservativen Mehrheit sich aufs neue etablieren oder ob radikale Neuanfänge zugelassen werden würden, das hing offenbar von diesem ersten Kampf um Einfluß ab. Die konkurrierenden Kräfte und die Rollen derjenigen, die sie verkörperten, würden überall in Deutschland so ziemlich die gleichen sein. In Dachau sollten der amerikanische Kommandant, Captain Malcolm Vendig, der von ihm eingesetzte oberste deutsche Verwaltungsbeamte, Landrat Heinrich Kneuer, und der Führer der antifaschistischen Widerstandsbewegung Georg Scherer diese repräsentativen Rollen innehaben.

Die Linken seiner Generation sahen in Georg Scherer begreiflicherweise eine Art Volkshelden und selbst konservative Dachauer sprachen mit Respekt und Zuneigung von ihm. Auch Menschen, die das Wort „Antifaschist" nie gebraucht hätten und die es ihm auch nicht besonders hoch anrechneten, daß er sechs Jahre im KZ verbracht und Dachaus einzigen bewaffneten Aufstand gegen die SS angeführt hatte, erinnerten sich daran, wie anständig, energisch und fair er in den schwierigsten Tagen nach Kriegsende gewesen war. Niemand hatte für den „Scherer Schorsch" ein abfälliges Wort.

Als ich ihn dann kennenlernte - es war an einem Werktag abends (obschon über siebzig, leitete er immer noch tatkräftig seine Kleiderfabrik) - entsprach er ziemlich genau dem Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte. Nicht sehr groß, energisch, sehr geradezu, schien er sich in Hemdsärmeln wohler zu fühlen als im Straßenanzug. Er meinte, das Interview geschehe besser in seinem Büro als daheim, daher führte er mich durch den Garten zum Hintereingang eines großen Gebäudes, dessen auf die Münchner Straße hinausgehende Front den Namen „Badtke & Scherer, Kleiderfabrik" trägt. Unter dem grellen Fabriklicht, umgeben von Stoffballen und Gestellen mit Wintermänteln, erzählte er mir in wenigen Sätzen von seiner Verhaftung, seiner Entlassung, dem Aufstand und dem Kriegsende. Er erwartete nicht, nach seinem früheren Leben gefragt zu werden, das gehörte nicht zu der Geschichte, deren anerkannter Bewahrer er war. Außerhalb seines Sachgebietes fühlte er sich unbehaglich, weil er zu jener Zeit seines Lebens nichts Bemerkenswertes erfahren hatte. Er war oft hungrig geblieben, hatte hart gearbeitet wie viele andere auch.

Kindheit in Dachau bedeutete strengen Unterricht und überfüllte Schule, eine Art von Armut, die als normal galt und deshalb in der Erinnerung nicht unglücklich zu nennen war. Man erinnerte sich an Dinge wie etwa, daß man um Bier geschickt wurde, nach einem Krug, nicht nach einer Flasche. Man hatte 10 Minuten Zeit, um bis zur Wirtschaft zu laufen und das zu holen, was man

als „drei Quartel" bezeichnete, drei viertel Liter. Auf dem Heimweg trank man einen Schluck ab und ließ Wasser in den Krug laufen, damit der Vater es nicht merkte. Das wird Ihnen aber jeder erzählen, sagte er und das war der Tenor eines Großteils seiner Lebensgeschichte. Er hält sie für typisch für die Arbeiterklasse seiner Generation.

Georg Scherer war acht, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Es waren gerade Sommerferien und er war nach Pippinsried geschickt worden, 25 km weit von Dachau, um dort beim Bauern zu arbeiten. Er erinnerte sich, wie er am 1. August 1914 mittags vom Feld heimkam und die Arbeiter dort auf Leute trafen, die ihnen befahlen, die Pferde auszuspannen und ihre Wagen quer über die Straße zu stellen, um den französischen Vormarsch aufzuhalten. Die Straßensperre blieb während des ganzen Mittagessens stehen, als jedoch um 1 Uhr die Franzosen noch immer nicht gekommen waren, wurden die Pferde wieder eingespannt und alle fuhren zurück aufs Feld.

Das ist seine letzte Erinnerung an den Sommer. Die vier langen Kriegsjahre waren für die meisten Familien ein harter Kampf ums Überleben. Diejenigen Dachauer, sagte er, die nur den Zweiten Weltkrieg erlebt haben, in dem sich Deutschland von überallher aus dem eroberten Europa versorgen konnte, haben keine Vorstellung, was das heißt: Mangel leiden. Selbst die Notjahre danach waren vergleichsweise luxuriös.

Die Begeisterung, für das Vaterland zu kämpfen, hielt nicht lange vor. Als Georgs Vater hinaus mußte, gleich nach Kriegsausbruch, blieb seine Mutter mit vier kleinen Kindern zurück. Georg war der Älteste und verdiente zusammen mit der Mutter das tägliche Brot. Während sie in der Pulverfabrik östlich der Stadt arbeitete, verbrachte Georg die eine Hälfte des Tages mit Arbeit beim Bauern, die andere mit dem Schulbesuch. Der Bauer hielt sich einen Ochsen dort, wo die Familie in Dachau wohnte, gleich neben der Mittermayerstraße und er hatte ein Feld drunten im Dachauer Moos. Georg mußte jeden Tag dem Ochsen dort Futter holen und es heimfahren und wurde dafür mit einem Laib Brot bezahlt. Mittwochs, weil das der Tag war, an dem die Bauern Dampfnudeln aßen, schnallte er den Rucksack um, ging von Hof zu Hof und bettelte um Brot. Dampfnudeln bekam er nie. Die Stücke Brot, die er heimbrachte, wurden fein geschnitten und getrocknet, damit man im Winter Brotsuppe daraus machen konnte. Das andere Hauptnahrungsmittel waren Kartoffeln, sie wurden auf dem abgeernteten Acker zusammengelesen. Auch auf Weizenfeldern ließ sich hie und da etwas sammeln, ein paar Ähren, die er gleich aufaß, wenn er sie fand. An den Abenden stiegen die Kinder über die Klostermauern, um Äpfel zu stehlen, die für den Winter aufgehoben wurden. Georg war der Ernährer der Familie und mußte alles tun, was not tat. „Schließlich hatte ich vier Mäuler zu stopfen." Was seine Mutter in der Pulverfabrik verdiente und was sie als Kriegerfrau bekam, reichte nicht weit. Jeden Morgen schickte sie ihn mit einer einzigen Scheibe Brot zur Schule und machte eine Kerbe in den Laib. Wenn er heimkam, schnitt er sich sorgfältig eine weitere Scheibe ab und bezeichnete mit dem Lineal die Stelle. Wenn er mit der

Tagesarbeit beim Bauern fertig war, kochte er das Abendessen; es gab fast immer Brotsuppe und Kartoffeln. Von Fleisch war nie die Rede, die Familie aß von Anfang bis Ende des Krieges keines.

Bei Kriegsende bekam er den ersten Vorgeschmack von den politischen Gewalttaten, die in späteren Jahren Deutschland aufrieben und dem Namen Dachau ein Siegel aufdrücken sollten. Als die weiße Armee 1919 eintraf, um die bayerische Räterepublik niederzuschlagen, trug der Zwölfjährige gedankenlos eine rote Kokarde. Ein Soldat der Weißen schlug ihm so heftig ins Gesicht, daß er in den Dreck rollte.

Sein Vater kam aus dem Krieg zurück und fand eine Stellung: Er mußte das Pulver aus übriggebliebenen Geschoßhülsen leeren. Eines Tages passierte ein Unfall und er wurde in Stücke gerissen. Die Arbeitervertretung der Fabrik fand, man müsse mindestens den Jungen ein Handwerk lernen lassen, also kam auch er in die Fabrik, die jetzt „Deutsche Werke" hieß und lernte als Schlosser und Dreher. Als die ‚Deutschen Werke' 1923 schlossen (für ihre leeren Baracken fand Himmler zehn Jahre später eine neue Verwendung), war Scherer gezwungen, als Kanalräumer zu arbeiten, Hopfen zu pflücken und Gelegenheitsarbeiten zu tun, um die Familie durch die Inflation zu bringen. Im April 1925 wurde er bei BMW in München eingestellt. Er behielt diese gutbezahlte Stellung auch später während der ganzen Wirtschaftskrise. Er kaufte sich ein Motorrad, heiratete, wurde Vater. Es bestand kein Anlaß für ihn, sich irgendwie politisch hervorzutun. Aber er war Sozialist. Selbst wenn sein Hauptinteresse dem Sport galt, so war es doch immer - seit 1922 - Arbeitersport. Der Dachauer Arbeitersportverein war ihm ein Anliegen, er gehörte zum Vorstand und nahm 1928 an der Arbeiterolympiade in Frankfurt teil. Er war nicht der Mensch, den Sport oder die Politik aufzugeben, nur weil die Nazis an die Regierung gekommen waren und den Arbeitersportverein aufgelöst hatten. Trotz moralischen Drucks im Werk lehnte er es ab, einer nationalsozialistischen Organisation oder der NSDAP beizutreten. 1935 verteilte er sogar Antinazi-Flugblätter, die ihm einer der Vorarbeiter gegeben hatte. Er hätte es besser wissen sollen, sagte er.

Er brachte gerade ein paar Kinder zur Turnhalle, in der sie eine Weihnachtsaufführung proben sollten, als man ihn verhaftete. Er wurde verhört, geprügelt und schließlich ins KZ eingeliefert - unendlich weit entfernt von jenem Dachau, in dem er bisher gelebt hatte. Sechs Jahre lang kannte er nur mehr den Umgang mit seinen Mitgefangenen und die Brutalitäten der SS. 1940 machte man ihn zum Lagerältesten, verantwortlich für alle Gefangenen. In dieser Zeit erfuhr er nicht nur, was Solidarität unter Kameraden bedeutet, er wurde geradezu zu ihrem Symbol.

Als man ihn 1941 entließ, um ihn an die Ostfront zu schicken, fand er einen Posten in einer kleinen Munitionsfabrik und konnte in Dachau bleiben. Doch dort gab es fast niemanden mehr, der mit ihm sprechen wollte. Er war nun nicht mehr Dachauer, sondern KZ-ler, einer von „da drunten."

1945 jedoch war es gerade diese einzigartige Doppelidentität, die ihm zu seiner

außergewöhnlichen Rolle verhalf. In der Angst, Himmlers Befehle könnten vor Eintreffen der Amerikaner ausgeführt werden, und darüberhinaus entschlossen, deutlich zu zeigen, daß nicht alle Deutschen durch fremde Waffen vom Faschismus befreit werden mußten, führte er den bewaffneten Aufstand in Dachau am 28. April. Anfangs war die Revolte erfolgreich. Das Rathaus wurde besetzt, der Volkssturm nachhause geschickt. Dann wurde die Erhebung von der SS blutig niedergeschlagen. Drei Dachauer Arbeiter und drei KZ-Häftlinge kamen um[7]. Ihre Leichen blieben zur Warnung auf dem Stadtplatz liegen. Scherer und andere flüchteten in die Wälder westlich von Dachau. Entsetzt sah er dann, daß die Amerikaner die wenigen Deutschen, die noch Widerstand leisteten, zusammentrieben und an der Kirchenmauer erschossen. Am nächsten Tag kam man ihn holen. Er wurde vor den amerikanischen Kommandanten zitiert und zum stellvertretenden Bürgermeister ernannt. „Ich habe es eigentlich nicht gern gewollt", sagte er mir, „aber es gab sonst niemanden."

Gewaltige praktische Aufgaben waren zu lösen. Mehrere tausend Tote aus dem Lager mußten begraben, 32000 Überlebende ernährt werden. Transportmöglichkeiten und Arbeitskräfte waren zu organisieren, Vorräte und Wohnraum mußten beschlagnahmt werden. In allen diesen Dingen verließen die Amerikaner sich auf die örtlichen Behörden. Im Lager sorgten noch das Internationale Häftlingskomitee mit den nationalen Komitees für Ordnung, die befreiten Häftlinge waren sich im klaren, daß man auch nach der Befreiung viel Geduld und fortgesetzte Solidarität brauchte, wenn man überleben wollte. Außerhalb des Lagers herrschte Chaos und so etwas wie die „Große Angst". Befreite Zwangsarbeiter vieler Nationen, in der Hauptsache Russen und Polen, waren auf der Straße, gemeinsam mit den KZlern der Arbeitsbrigaden von außerhalb. Nicht alle KZ-Insassen - wie einem die Bewohner Dachaus fast etwas zu schnell vorhalten - waren politische Gefangene. Unter ihnen waren natürlich auch gewöhnliche Verbrecher. Die Dachauer fürchteten sich vor Racheakten. In Wahrheit waren freilich die schlimmsten Verbrechen, die vorkamen, Diebstähle von Fahrrädern und Radioapparaten, und die größte Härte bestand in der von den Amerikanern verhängten unterschiedslosen Beschlagnahme von Wohnraum.

Einer der befreiten Gefangenen, aber außerhalb des Lagers, war Max Gorbach. Er war früher im Hotelgewerbe tätig gewesen, er hatte im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft, war 1941 von der französischen Vichy-Regierung an die Gestapo ausgeliefert und nach Dachau geschickt worden. Dann war er Zwangsarbeiter in der Fleischkonservenfabrik Wülfert in der Stadt. Nach der Befreiung wurde er sofort einer der Organisatoren von Proviant und Arbeitskräften.

In Gorbachs Bericht (er ging etwas mehr ins Detail als Scherer) taucht mehrfach der Satz auf: „Es war nötig, Ordnung zu schaffen." Den Plünderungen

---

[7] Interview mit Georg Scherer, Dachau 1974. Weitere Informationen über den Aufstand von einem anderen Teilnehmer, Richard Titze, Dachau 1974.

Einhalt zu gebieten, lebenswichtige Dienstleistungen wieder in Gang zu setzen, die Grundlagen für ein geregeltes Weiterleben zu schaffen. „Ordnung schaffen!": Sind hier nicht die Kommunisten auf dieselbe Weise in die Falle gegangen, wie sie es den Mehrheitssozialisten am Ende des Ersten Weltkrieges vorwarfen? Wie oft hatten sie sich über Ebert lustig gemacht, weil der sagte: „Wir waren im wahrsten Sinne des Wortes Konkursverwalter des alten Regimes." Waren nicht Männer wie Gorbach - er war ausgebildeter kommunistischer Kader - drauf und dran, zum Konkursverwalter einer Gesellschaft zu werden, die den Nationalsozialismus hervorgebracht hatte? Es war sicherlich damals nicht die dringlichste Überlegung, aber diese Männer fanden, ihnen bliebe einfach keine Wahl, als in die Bresche zu treten. Sie mußten handeln. Als allererstes mußten sie aus Solidarität für ihre Kameraden handeln. Vorräte, Transport und Wohnraum, die sie organisierten, waren in erster Linie für ihre Mitgefangenen im Lager bestimmt. Als zweites mußten sie - wie das besonders auf Georg Scherer zutraf - aus Solidarität gegenüber der eigenen Heimat handeln. Scherer stammte aus Dachau und obwohl ihn dort nach seiner Entlassung aus dem KZ viele nicht mehr hatten kennen wollen: jetzt gab es Arbeit und er war der einzige, der sie tun konnte. Irgendwer mußte für den kommenden Winter Brennmaterial für Bäckereien und Krankenhäuser organisieren, Arbeiter für die Torfstecher-Brigaden ausfindig machen und sie mit Lebensmitteln versorgen. Irgendwer mußte Arbeiter und Fahrzeuge für die Beerdigungstrupps organisieren, um die Gefahr von Seuchen abzuwenden.

Diese Notorganisation war nie unpolitisch. Ganz im Gegenteil. Nicht umsonst hatten die Männer zwölf Jahre lang unerschütterlich gegen die nationalsozialistische Ideologie gekämpft. Sie sahen sich als Widerstandskämpfer. Sie glaubten nicht ganz ohne Grund, die einzigen Deutschen zu sein, die entschlossen gegen Hitler opponiert hatten. Ferner waren unter ihnen einige, die sowohl theoretisch wie empirisch gebildet genug waren, das geschichtliche Phänomen des Faschismus zu begreifen, und die ziemlich klar umrissene Vorstellungen von den politischen Taktiken hatten, die ihrer Meinung nach im Augenblick der Niederlage des Faschismus zu wählen waren.

Diese Taktiken wendeten sie jetzt an[8]. Sie unterteilten Dachau, das damals etwa 22000 Einwohner hatte, in 17 Distrikte. Auf Straßenversammlungen riefen sie die Leute zur Teilnahme auf und überall wurden Ausschüsse von sieben Mitgliedern gewählt. Das bedeutete, daß alles, was zu tun war, auf breitestmöglicher Basis organisiert werden konnte. Es gab auch einen Versuch, politisch die breiteste Basis zu schaffen. Aus den 17 Bezirken wurde ein Koordinierungskomitee von acht Mann gewählt: zwei Kommunisten, zwei Sozialisten, zwei Anhänger der Bayerischen Volkspartei (der katholischen Konservativenpartei, die in der Zeit vor Hitler die Mehrheit gehabt hatte) und zwei Parteilose. Diesem Komitee gaben sie den Namen Antifaschistischer Aktionsausschuß, abgekürzt AFA.

---

[8] Interview mit Max Gorbach, München 1974.

Solche Komitees, ihre übliche Kurzbezeichnung lautete „Antifa", entstanden nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs überall in Deutschland. Es waren im ursprünglichen Sinn spontane, unkoordinierte Schöpfungen, die - wie ein Geheimbericht des amerikanischen Nachrichtendienstes es ausdrückte - „es unternahmen, die politisch gesunden Kräfte in der Bevölkerung zu mobilisieren, um die Voraussetzungen für ein neues, demokratisches Deutschland zu schaffen." In diesem Bericht, der besten Einschätzung der antifaschistischen Initiativen, wird darauf hingewiesen, daß es unter den gegebenen Umständen naturgemäß „die alte Arbeiterklasse" war, jene Gruppe in der deutschen Gesellschaft, die die Nazis am aktivsten bekämpft hatte, die in der Antifa-Bewegung die überwältigende Mehrheit bildete und die meisten Führer stellte. Ob die Führer Kommunisten oder Sozialdemokraten waren, hing vor allem von der individuellen Qualifikation ab. „Die Kommunisten haben jedoch in der Mehrheit der Gruppen die Führung übernommen, weil sie sich einerseits besonders stark einsetzten und weil andererseits das Konzept der Einheitsfront genau mit ihrem derzeitigen Programm übereinstimmt." Viele ältere sozialdemokratische Führer waren den Kommunisten gegenüber mißtrauisch und mehr an ihrer eigenen Parteiorganisation interessiert. Sie mögen bezweifelt haben, ob sich ein Antifaschismus auf der sozialen Grundlage aufbauen ließe, die nach Ansicht der Kommunisten durch den Krieg geschaffen war, weil sich bei Gruppen des Mittelstandes eine Linksbewegung vollzogen hatte. Ob die ursprünglich aus der Arbeiterklasse stammenden antifaschistischen Organisationen den Mittelstand ganz für sich würden gewinnen können, blieb abzuwarten. „Im Augenblick", heißt es in dem Bericht, „betrachtet das Bürgertum in seiner Masse diese vorwiegend aus Arbeitern bestehenden Gruppierungen mit traditionellem Mißtrauen"[9].

In Dachau gab es natürlich noch einen weiteren Grund für dieses Mißtrauen. Das Konzentrationslager bot den Antifaschisten besondere Möglichkeiten - so konnten sie zum Beispiel regelmäßig eine doppelseitige Flugschrift herausgeben -, aber in den Augen der Ortsansässigen war es kein Vorteil, zu der größten Ansammlung von Kommunisten im Lande zu gehören oder mit einer bedrohlichen Horde Landfremder Umgang zu pflegen. Das Flugblatt, „Der Antifaschist" genannt, trug den Untertitel „Die Stimme der Deutschen aus Dachau"[10]. In der Stadt Dachau jedoch genügte es nicht, Deutscher zu sein, mehr als anderswo wollten die Menschen hier sicher sein, daß die Stimmen, denen sie lauschten, aus ihrer eigenen Gemeinde stammten.

---

[9] Geschrieben von intellektuellen Emigranten, die mit den antifaschistischen Initiativen sympathisierten. Der umfassende Bericht vom Juni 1945 scheint wenig Einfluß auf die amerikanischen Behörden gehabt zu haben, die bis Mitte Mai bereits die meisten der höhergestellten Antifas verboten hatten, einschließlich der in München. Arbeiterinitiative, S. 14, 636-638 und für eine generelle Bewertung S. 699-717. Eine deutsche Übersetzung des Berichts in: Zwischen Befreiung und Besatzung, S. 107-116.

[10] Archiv der Konzentrationslager-Gedenkstätte Dachau. Vgl. Arbeiterinitiative, S. 160, Anmerkung 19.

Gewöhnlich heißt es in Dachau, daß in den ersten Wochen nach dem Zusammenbruch „die KZler auf eigene Faust regiert" hätten. In Wahrheit bestand der AFA nie ausschließlich aus ehemaligen Gefangenen. Wie in anderen Städten war er eine volksverbundene Bürgerorganisation quer durch alle Parteien und - in gewissem Ausmaß - über Klassengrenzen hinaus. Weil „Antifaschist" ein von den Kommunisten geprägter Ausdruck war, fiel es den Angehörigen des Mittelstandes schwer, das Wort in den Mund zu nehmen, ob sie sich nun als Nationalsozialisten kompromittiert hatten oder nicht. Doch einige Katholiken waren sicher, ihre Anti-Nazi-Haltung sei ebenso manifest gewesen wie die jedes Kommunisten; sie glaubten, daß Zusammenarbeit sowohl nötig als auch die richtige Politik sei. Es war auch ein Katholik aus dem Bürgertum, der Glasermeister Syrius Eberle, der den Vorsitz des AFA in Dachau führte.
Vielleicht der wichtigste Punkt war aber, daß der AFA keine eigene Machtbefugnis hatte. Selbst wenn sie die Arbeit des Wiederaufbaus auf die persönlichste Weise begannen - Straße für Straße, Haus für Haus - indem sie Listen aller NSDAP-Mitglieder anlegten, sie aus ihren Häusern vertrieben und zur Zwangsarbeit einteilten - „Du fährst die nächsten drei Tage mit deinem Ochsengespann Leichen weg, hier hast du eine Gasmaske" - regierten die Antifaschisten nicht aus eigener Machtbefugnis, sondern im Auftrag oder mit Duldung der amerikanischen Militärbehörden.
Die amerikanische Armee hatte sich in einem Kreuzzug gegen Hitler durch Europa gekämpft. Sie übernahm dann in einem Teil des besetzten Deutschlands die direkte Verantwortung mit dem elementaren Vorurteil, daß alle Deutschen Hitler mehr oder weniger unterstützt hätten und deshalb als Besiegte und nicht als Befreite zu behandeln seien. Abgesehen vom konsequenten Verbot jeder „Fraternisierung", einer Vorschrift, die kampfesmüde Soldaten naturgemäß gern umgingen, war die Besatzungspolitik noch im Stadium der Konzeption, als die Kommandos der Militärregierung die ihnen bestimmten Städte und Bezirke übernahmen. Sie besaßen ein „Handbook of Military Government", dessen Regeln ziemlich unklar waren, und zwei generelle Ziele: die Nazis zu entfernen und „die Dinge in Schwung zu bringen«[11].
Diese Ziele widersprachen sich nicht notwendigerweise, sie erforderten jedoch die Entscheidung, welche Deutschen wirkliche Nazis waren, welche auf die Lokalpolitik Einfluß haben durften und wer bei der Verwaltung exekutive Befugnisse bekommen sollte. Es war naheliegend, sich fürs erste an die antifaschistischen Ausschüsse zu halten.

---

[11] Siehe auch John Gimbel, A German Community Under American Occupation. Marburg 1945-52, Stanford 1961 (deutsch unter dem Titel: Eine deutsche Stadt unter amerikanischer Besatzung, Köln 1964), S. 32. Die von Gimbel angeführten Beispiele, daß deutsche Anti-Nazis von den Amerikanern hart behandelt wurden, waren anscheinend typisch. In Dachau wurde Max Gorbach zweimal von amerikanischen Soldaten bedroht, weil er versuchte, die Übernahme von Häusern durch Polen und andere Verschleppte zu stoppen. „Du gottverdammter deutscher Hund, diese Menschen haben wegen dir alles verloren. Du hast Glück, wenn ich dich nicht erschieße!"

In den ersten Tagen war man sich einig über die Prioritäten und eine wirksame Zusammenarbeit. Dem amerikanischen Hauptziel, der Entnazifizierung, hatten die Antifaschisten bereits vorgearbeitet. Der AFA in Dachau hatte begonnen, Listen anzulegen und handgeschriebene Fragebogen zu verteilen. Die Hauptsorge - hierin waren sich alle Deutschen einig, die sonst sehr anders dachten als manche Amerikaner - bestand darin, die wirklichen Nazis, die das Regime unterstützt und von ihm profitiert hatten, bloßzustellen und zur Rechenschaft zu ziehen. Eine nur nominelle Parteizugehörigkeit erschien ihnen unwesentlich. Ihr Realismus in diesem Punkt und der nachbarschaftliche Zusammenhang, aus dem heraus die Leute selber entscheiden konnten, wer Nazi gewesen sei und wer nicht, machten keinen Eindruck auf die Amerikaner. Diese verharrten vielmehr bei einer starren Politik, nach der alle Parteimitglieder vom politischen Leben ausgeschlossen werden sollten. Als nun - wiederum auf Betreiben der Amerikaner - die Entnazifizierung den deutschen Spruchkammern übertragen wurde, bei denen Personen mit guten Beziehungen entlastende Zeugenaussagen vorweisen konnten (die sogenannten Persilscheine), während die „kleinen Nazis" Strafe zahlen mußten oder ihre Einkommen verloren, gaben die meisten Antifaschisten angewidert auf. Weil es so viele Menschen persönlich betraf, blieb die Entnazifizierung eine der am schlechtesten aufgenommenen Konsequenzen der deutschen Niederlage, und nur wenige wußten das vernünftige Verfahren der ortsansässigen Antifaschisten von den strengen Anweisungen der Besatzungsmacht zu unterscheiden[12].

Bei der Verfolgung des zweiten Zieles der Militärregierung, „die Dinge in Schwung zu bringen", waren die Amerikaner flexibler. Bei dem herrschenden Personalmangel blieb den Amerikanern keine andere Wahl, als sich bei Verwaltungsaufgaben an Deutsche zu halten. Sie erwogen aber nie ernstlich, ihre Operationen auf die antifaschistischen Ausschüsse zu gründen und, was fast noch sonderbarer anmutet angesichts dessen, was beim Übergang zur angeblich demokratischen und republikanischen Verwaltung nach 1918 geschehen war: die amerikanische Gewohnheit, erfahrene Beamte einzusetzen, wurde von den Antifaschisten niemals ernsthaft überdacht. Sie schienen das (in dieser Hinsicht wohl allzu deutsch) als unvermeidlich anzusehen, obwohl sie wußten, daß geschulte Verwaltungsbeamte höchstwahrscheinlich nicht Männer der Linken sein würden. Daraus resultierte, zumindest in Dachau, eine gewisse „Doppelherrschaft", die auffallende Ähnlichkeiten mit der Lage von 1918-19 hatte[13]. Fast von Anfang an entwickelte sich dabei ein Wettstreit um Einflußnahme zwischen denjenigen, die sich als Demokraten sahen (wenn auch nicht ausschließlich Sozialdemokraten, wie das bei den früheren Räten

---

[12] Einer der Gründe, warum Kommunisten so empört über die Art des U.S.-Vorgehens waren, lag darin, daß ihre Parteimitglieder, die sich als Tarnung für ihre Widerstandstätigkeit zum Schein Naziorganisationen angeschlossen hatten, nun zusammen mit den echten Nazis der Säuberung zum Opfer fielen. Vgl. Niethammer, Entnazifizierung, S. 207.

[13] Zum Vergleich mit 1918-1919 siehe Arbeiterinitiative, S. 715-717.

der Fall gewesen war), und denjenigen, die den Begleiterscheinungen der direkten Demokratie mißtrauten. Der Unterschied war, daß dieses Wetteifern nicht primär um die Zustimmung des deutschen Volkes ausgetragen wurde, sondern für das Ohr der einzigen unbestrittenen Autorität, der Besatzungsmacht, bestimmt war.

Deren Vertreter in Dachau war Captain Malcolm Vendig. Von einem der Männer, die unter ihm arbeiteten, einem späteren Minister in der Bayerischen Regierung, wird er geschildert als ein Mann, der von einem geradezu missionarischen Eifer für die Demokratisierung Deutschlands erfüllt gewesen sei[14]. Er arbeitete mit Georg Scherer und dem antifaschistischen Aktionsausschuß zusammen, und wenn die Verwaltung allein in Händen des Ortskommandanten gelegen hätte, dann wäre sie vielleicht von Anfang an nach antifaschistischen Grundsätzen direkter Demokratie wiederaufgebaut worden. Doch die Militärregierung beschloß, obwohl sie formell noch keine bayerische Verwaltungseinheit anerkannte, das vor der NS-Herrschaft übliche administrative System wiedereinzuführen, und gab am 7. Mai, dem Tag vor Deutschlands bedingungsloser Kapitulation Vendig einen deutschen leitenden Beamten bei. Dieser, Dr. Heinrich Kneuer, brachte es augenblicklich fertig, die bedingungslose Niederlage nicht ganz so bedingungslos erscheinen zu lassen. Er wird von allen, die ihn kannten, als „berufsmäßiger Verwaltungsbeamter der alten Schule" bezeichnet. Er hatte in etwas weniger gehobener Stellung schon von 1921 bis 1930 in Dachau amtiert und während des Krieges einen wichtigen Posten im Reichsversorgungsamt in München innegehabt. Als Landrat war er nun verantwortlich für die Verwaltung des gesamten Bezirks Dachau. Sein Stellvertreter, Dr. Josef Schwalber, der 1947 Staatssekretär im Innenministerium und 1951 bayerischer Kultusminister wurde, nannte ihn später „einen Mann des Rechts" (nicht „einen Mann von rechts", obwohl er auch das gewesen ist), einen Mann, „dem die Prinzipien des Rechtsstaats zur zweiten Natur geworden waren, eine Eigenschaft, die in einer Zeit, da man nicht mehr wußte, was an Recht und Gesetz noch galt, nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte"[15]. Der Landrat war dem Kommandanten unmittelbar unterstellt, und ein täglicher Bericht wurde von ihm erwartet. Es sind faszinierende Dokumente[16], nicht nur wegen der darin enthaltenen Information über das Chaos der unmittelbaren Nachkriegssituation, sondern weil sie zeigen, wie zwei Männer mit total entgegengesetzten Vorstellungen von Politik und deutscher Geschichte die Richtung von Deutschlands politischer Entwicklung zu entscheiden glaubten. Theoretisch und praktisch stritten sie sich darum, wessen Konzept der Demokratie sich durchsetzen sollte, und am Ende war naturgemäß die Praxis und nicht die Theorie entscheidend.

---

[14] Dr. Josef Schwalber, Dachau in der Stunde Null, in: Amperland 4 (1968), Heft 4, S. 83–87.

[15] Ebenda, S. 86.

[16] Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, LRA 128075. Die Originalaufzeichnung ist in englischer Sprache.

Von Anfang an war der Landrat nicht nur ausführender Gehilfe der Besatzungsmacht. Er hielt es für seine Pflicht, den Amerikaner mit den neuen deutschen Realitäten vertraut zu machen. Vom ersten Tage an klagte er über den Antifaschistischen Ausschuß: Er sei nicht nur eine Herausforderung für die orthodoxen Verwaltungsmethoden, er bedrohe auch die soziale Ordnung - und die politische Ordnung, die er für deren Aufrechterhaltung als notwendig ansehe.

Am 14. Mai 1945 erklärte Kneuer, nicht weiterarbeiten zu können, wenn nicht die Ausländer[17] - die Hauptursache der Angst der Einheimischen - amtlich erfaßt würden. Die Bauern draußen in den Dörfern bildeten bereits Schutztrupps für die eigene Sicherheit:

„Landrat: Sie sind nicht nach Nationalitäten erfaßt. Außerdem halten mich diese Antifaschisten viel zu sehr auf.

Kommandant: Auf welche Weise?

Landrat: Sie untergraben alle Autorität und sind gegen alles, von dem sie glauben, es könne bürgerlich sein.

Kommandant: Wer sind sie?

Landrat: Es sind Kommunisten. Sie wollen einen kommunistischen Bürgermeister.

Kommandant: Aber wen würden sie denn aufstellen?

Landrat: Scherer. Ich habe am Samstag mit Dr. Linnmaier (dem ersten Bürgermeister) gesprochen und er hat mir gesagt, daß er für Scherer Platz machen würde. Ich habe ihn gebeten, nichts zu überstürzen und mich das heute noch mit Ihnen besprechen zu lassen. Ich wollte ihn nicht zu einer Entscheidung zwingen. Seit gestern bin ich darüber informiert, daß es Scherer ist, der Verwirrung unter der Bevölkerung hervorruft, weil er sie als Anführer der antifaschistischen Bewegung zur Zwangsarbeit rekrutiert, schlimmer als die Nazis es je getan haben."

Kneuer ist empört, weil seine Frau, seine Kinder, sein Dienstmädchen und sein siebzigjähriger Vater jeden Morgen um sieben Uhr zur Arbeit antreten müssen. Der Kommandant scheint nicht der Ansicht, daß es ihnen schadet, ein paar Stunden die Schaufel zu schwingen, gibt aber schließlich dem Landrat Vollmacht über Angelegenheiten des Arbeitseinsatzes: „Es ist Ihre Sache, das Haus in Ordnung zu bringen - ich möchte Resultate sehen."

Einige Tage später versucht Kneuer erneut, die Antifaschisten verbieten zu lassen, diesmal mit der Begründung, sie seien eine politische Partei.

„Kommandant: Ich habe die hiesige Antifaschistische Bewegung nie als politi-

---

[17] Nicht alle Ausländer kamen aus dem Konzentrationslager. Ende 1944 waren insgesamt fast 9 Millionen Zwangsarbeiter in Deutschland, etwa ein Viertel der Arbeiterschaft. Die Ausfallrate war sehr hoch, um 2 Millionen tatsächlich arbeitender Russen in Deutschland zu haben, wurden 1944 rund 5 Millionen ins Reich deportiert. Arbeiterinitiative, S. 145-150. Es gab mehrere Zwangsarbeiterlager, sowohl für Frauen wie für Männer in der Umgebung von Dachau.

sche Partei angesehen ... die könnte hilfreich bei der Aufgabe sein, Leute aufzuspüren, deshalb habe ich bis jetzt noch nichts unternommen. Ich sehe da keine definitive politische Richtung.

Landrat: Aber der Name!"

Den ganzen Juni hindurch setzte Kneuer hartnäckig seine Versuche fort, die Antifaschisten verbieten zu lassen. Obwohl er das nicht offen aussprach, scheint er in der AFA-Struktur etwas dem Rätewesen Verwandtes gesehen zu haben und war entschlossen, die Doppelherrschaft von traditioneller Verwaltung und Antifaleuten zu beenden. Ende des Monats war er dabei weitgehend siegreich. Obwohl der amerikanische Kommandant es ablehnte, im Amtsblatt gegen die Veröffentlichung der antifaschistischen Propaganda ein Veto einzulegen, bestellte er Eberle, den Vorsitzenden des AFA, zu sich und teilte ihm mit, er wollte dem Landrat generelle Befugnisse erteilen.

Doch des Landrats Besorgnisse hinsichtlich der politischen Entwicklung waren damit nicht zerstreut. Einige Tage später gelang es ihm, den Kommandanten in eine Diskussion über politische Grundprinzipien zu verwickeln, in denen er sich für eine Autorität hielt. Die Debatte geriet heftiger, als er erwartet hatte:

„Landrat: Es tut nicht gut, zu sehr auf die Leute zu hören.

Kommandant: Wir in den Staaten tun es aber.

Landrat: Die Stimme der Straße hat nie politische Überzeugungen bestimmt.

Kommandant: Das ist einer der Gründe, warum Deutschland nie eine gute Demokratie gehabt hat. Ich behaupte, daß die Nazipartei an die Macht kam, weil die Mehrheit des Volkes diese Regierung haben wollte. Es war eine vollkommen legale Regierung.

Landrat: Ich glaube, daß eine bestimmte Klasse geistig fähiger Männer die Regierung des Staates führen sollte.

Kommandant: Da haben wir es ja: Sie wollen gar keine Demokratie, sondern das, was wir Autokratie nennen würden.

Landrat: Die Masse ist dumm und wenn man ihr erlaubt, die Regierung zu führen, würde nichts dabei herauskommen. Die Regierung sollte die Massen erziehen.

Kommandant: Wir sehen die Menschen, die die Öffentlichkeit bilden, nicht als Masse, wir sehen jeden als Individuum. Wir glauben, daß jeder Einzelne seine Rechte hat und daß die Rechte des Einzelnen genau so stark sind wie die Rechte des Staates.

Landrat: Oh nein, das habe ich nicht gemeint. Ich habe Bücher über Politik geschrieben. Ich will darauf hinweisen, daß es einen Organismus geben muß, der die Exekutive darstellt.

Kommandant: Das ist Hegels These über politische Philosophie. Hegel hält den Staat für den höchsten Organismus. Das tun wir nicht. Hatten Sie je Liberalismus in Deutschland?

Landrat: In der Weimarer Republik.

Kommandant: Hören Sie: wann beginnt denn Deutschlands Geschichte? Sagen wir mal zwischen dem Jahr 500 und 1919. Gut. Gut, Sie sind ständig gewachsen. Das bedeutet 1500 Jahre gegenüber den 15 Jahren der Weimarer Republik und in denen stand die Freiheit meist nur auf dem Papier. Ich finde, Dr. Kneuer ist ein ausgezeichnetes Beispiel für eine deutsche Demokratie. Er hat die Theorie, aber in der Praxis weiß er nicht einmal, was Demokratie eigentlich bedeutet. Er will Demokratie, aber sobald die Leute etwas in der Politik zu sagen haben sollen, wird er behaupten, sie seien unfähig sich selbst zu regieren. Wir sind nicht der Ansicht, daß eine Gruppe gescheiter ist und anderen vorschreiben darf, was sie zu tun haben.

Landrat: Meine Auffassung von Demokratie ist anders. Ich habe die Demokratie studiert und glaube immer noch, daß eine gewisse Klasse kluger Männer für die übrigen Massen die Regierung führen sollte. Ich bin gegen Diktatur jeglicher Art.

Kommandant: Nun, mir scheint, Ihre Demokratie wäre eine Diktatur über eine bestimmte Personengruppe. Doch das ist für heute genug über Demokratie."

Abstrakte Prinzipien jedoch waren nicht die drückendste Sorge des Landrats. Was ihn wirklich beunruhigte war, daß unter dem Deckmantel demokratischer Prinzipien die innerhalb des Antifaschismus lauernden Kommunisten Positionen einnehmen würden, von denen man sie nicht wieder wegschieben könnte. Das Problem wurde konkret, als die Frage erörtert wurde, ob die Kommunisten für die Einstellung in der Gendarmerie in Frage kämen:

„Kommandant: Wenn Sie die Kommunisten aus allem heraushalten, werden sie sich gegen Sie stellen. Ich glaube, man sollte keinen Menschen von einer Position ausschließen, nur weil er Kommunist ist. Aber ich glaube sehr wohl, daß wir nicht ungebührlich viele Kommunisten bei der Gendarmerie einstellen sollten, davon ausgeschlossen sollten sie jedoch nicht werden. Die Kommunistische Partei in den U.S. ist ganz legal, bekommt aber nie zu viele Stimmen.

Landrat: Der Kommunismus in Amerika oder England ist etwas völlig Anderes als der in Deutschland. Deutschland ist ein armes Land und daher dem Kommunismus zugänglich.

Kommandant: Nun, es wäre nicht so arm, wenn es nicht alle zwanzig Jahre einen Krieg anfinge.

Landrat: Kommunisten unter der Gendarmerie, das geht nicht! Wir bekommen Berichte aus dem gesamten Landkreis. Wenn wir Männer haben, die gegen uns arbeiten (Kommunisten), können wir uns auf diese Berichte nicht verlassen.

Kommandant: Ich will nicht, daß der Kommunismus eine Diktatur, wie Sie

es nennen, in Deutschland errichtet. Aber verstehen Sie: wenn Sie einen Topf Wasser auf den Herd stellen und keinen Dekkel darauftun, wird er nicht überkochen. Sobald Sie einen Deckel darauftun, kocht er über. Was die Einstellung der neuen Gendarmen angeht, sollte man sie danach aussuchen, ob es gute Gendarmen sind, und nicht danach, ob sie Kommunisten sind.

Landrat: Wir säubern dieses Land jetzt vom Nationalsozialismus und führen dafür den Kommunismus ein? Diktatur. Der Nationalsozialismus ist jetzt keine Gefahr mehr für uns, der ist tot. Der Kommunismus ist die Gefahr der Zukunft.

Kommandant: Wir bekommen keine neue Diktatur. Denn Sie vergessen, daß wir eine Militärregierung haben. Sie können sich diese Experimente in Ihrer Regierung jetzt leisten, weil Sie die Militärregierung als letzte Sicherung haben.

Landrat: Ich fürchte, daß Amerika es leid werden wird, Ordnung in die europäischen Angelegenheiten zu bringen. Die Amerikaner werden möglicherweise auf und davon gehen und das jemand überlassen, der daran mehr Interesse hat.

Kommandant: Die Militärregierung wird noch ein paar Jahre bleiben. Ein paar Jahre lang brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen."

In Wirklichkeit brauchte Kneuer sich keine zwei Jahre mehr zu beunruhigen. Seine Spekulation über Amerika war scharfsinnig gewesen, und doch erwies sich, daß er unrecht hatte. Ferner erwies sich, daß er auch hinsichtlich der Demokratie unrecht hatte. Am 21. Juli 1945 las ihm der Kommandant eine Namensliste vor. Die darin Aufgeführten sollten den neuen Stadtrat bilden, der laut Vendig der erste Stadtrat Nachkriegsbayerns sein würde[18]. Es waren sechs Männer der Rechten, größtenteils ohne parteipolitische Bindung - und sechs Männer der Linken, drei von der SPD und drei Kommunisten.

Dieses Ereignis kündigte das Ende der notgedrungenen Entpolitisierung an, die der Zusammenbruch und die amerikanische Politik erzwungen hatten. Der Beginn der demokratischen Politik, die Kneuer fürchtete und die Vendig herbeizuführen entschlossen war, konnte nicht mehr weit sein. Schon im Juni 1945 waren in der Sowjetzone politische Parteien zugelassen worden, im August erlaubten die Amerikaner die Bildung von Parteien auf Kreisebene (die Briten folgten im September, die Franzosen im Dezember); im September 1945 begannen sich die Parteien in Dachau zu organisieren. Im November erschienen die ersten parteipolitischen Verlautbarungen - unter Autorität des Landrats und der Militärregierung - im Amtsblatt. Es gab drei gleiche Kolum-

[18] Amtsblatt für die Stadt und den Landkreis Dachau, 1. Jahrgang, Nr. 5, 4. August 1945. Was den offiziellen Status betrifft, mag Vendig recht gehabt haben, obwohl Niethammer die Ansicht äußert, daß es in den größeren westdeutschen Städten schon ähnliche Organisationen gegeben hat. Arbeiterinitiative, S. 659; Entnazifizierung, S. 136-137, 203.

nen, für die SPD, den Bayerischen Volksbund - der bald mit der neuen CSU verschmelzen sollte - und die KPD.
Diese Verlautbarungen boten wenig Überraschendes. Die SPD appellierte an die Geschichte und empfahl sich als die älteste demokratische Partei Deutschlands. Die KPD setzte wieder auf ihre Strategie der unerschütterlichen Einheit aller antifaschistischen, demokratischen und fortschrittlichen gesellschaftlichen Kräfte. Am interessantesten war der Ton, den der Bayerische Volksbund anschlug:
„Was will der Bayerische Volksbund?
1. Der „Bayerische Volksbund" ist die von der Militärregierung in Dachau anerkannte politische Organisation, die sich zum Ziele gemacht hat, die Gesamtheit der Gegner des Nationalsozialismus zu erfassen, die sich nicht zur sozialistisch-kommunistischen Aktionsgemeinschaft bekennen.
2. Er ist lediglich eine örtliche Organisation für die Stadt und den Landkreis Dachau, um einerseits die Vorbereitungen zu treffen für die kommende bayerische Landespartei, die den nachstehenden politischen Grundsätzen entspricht, u. andererseits bis zur Gründung dieser Landespartei deren Grundsätze im öffentlichen Leben von Stadt- und Landkreis zu vertreten.
3. Die Grundsätze des Bayerischen Volksbundes sind:
a) Aufbau einer Staats- und Gesellschaftsordnung aus den Kräften des Christentums, das seit zwei Jahrtausenden den Grundpfeiler der abendländischen Kultur gebildet hat und das einem Großteil der aktiven Kämpfer gegen den Nationalsozialismus die Kraft gab zur Zurückweisung seiner grausamen und volksverderbenden Lehren u. Methoden.
b) Errichtung einer wahren Demokratie unter Zurückweisung aller militaristischen u. diktatorischen Bestrebungen gleich welcher Art und Farbe.
c) Schaffung eines kraftvollen bayerischen Staates als Wahrer des Gemeinwohls und der kulturellen Eigenart des bayerischen Volkes.
d) Ausgestaltung eines sozialen Gemeinschaftslebens unter Anerkennung des menschlichen Persönlichkeitswertes, der Gleichberechtigung aller vor dem Gesetz ohne Unterschied v. Stand und Besitz. Hilfe den wirtschaftlich Schwachen"[19].
Jeder erkannte im Bayerischen Volksbund den Nachfolger der ehemaligen Bayerischen Volkspartei, die nicht unmittelbar wieder auferstand, nicht zuletzt deshalb, weil sie und ihre Wähler dem Nazitum nicht ganz so unerschütterlich widerstanden hatten, wie die Redner behaupteten. Ursprünglich war der Katholizismus eine wirksame Schutzimpfung gewesen, sie hatte sich aber abgenutzt, als wirtschaftliche Interessen bedroht waren und die bürgerliche Gesellschaftsordnung durch die Zunahme der kommunistischen Stärke in der Wirtschaftskrise gegen Ende der Weimarer Republik gefährdet schien. Selbst wenn die politischen Forderungen des Volksbundes jetzt eine „Säuberung Bayerns vom Nationalsozialismus in jeder Form" einschlossen, mochten durchschnitt-

[19] Amtsblatt Dachau, Nummern 20 und 21 vom 17. und 24. November 1945.

liche NSDAP-Parteimitglieder meinen, der „Ausschluß aller echten Nationalsozialisten aus dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben und die Bestrafung der Schuldigen" beträfe sie nicht. Vielleicht nahmen sie auch zur Kenntnis, daß - obwohl die Interessen der Arbeiter, wie die Gewerkschaften sie vertraten, anerkannt werden sollten - der Staat doch die wirtschaftliche Führungsrolle übernehmen würde, „nach dem einzigen Kriterium des Interesses der Volksgemeinschaft", einem Kollektiv, das vom Beigeschmack des Nazitums schwer zu trennen war. Nicht jeder frühere Nationalsozialist wollte die am weitesten rechts stehende Partei wählen. Einige gingen zur SPD über, einige wenige sogar zu den Kommunisten, die durchweg die „kleinen Nazis" verteidigten, die Mächtigen und Nutznießer aber zur Rechenschaft gezogen sehen wollten.

Die amerikanischen Berichte verwiesen wiederholt auf die Apathie der Deutschen. Sicher, vielen war schon ganz egal, was politisch vor sich ging, ihr ganzes Interesse galt der Ernährung, dem Dach über dem Kopf, dem Schicksal der vermißten Ehemänner und Söhne. Ohne politische Meinung waren sie jedoch nicht, und als sie auf amerikanisches Betreiben aufgefordert wurden, diese zu äußern, machten sie durchweg deutlich, wo sie standen. Bei der ersten Manifestation der neuen Demokratie, der Wahl des Stadtrats, die am 27. Januar 1946 stattfand, stimmten 59% der Dachauer für den Bayerischen Volksbund. Die SPD bekam 29,4%, die KPD 11,6%. Der Volksbund erhielt etwas mehr Stimmen, als die BVP und die Nationalsozialisten im März 1933 gehabt hatten; die SPD erhielt fast ebensoviel wie damals, die Kommunisten bekamen 20% weniger als damals unter Hitler (14,7%)[20].

Was war aus dem Antifaschismus geworden? Die Antwort, die von Antifaschisten bestritten wird, lautet: er war durch die Demokratie verdrängt.

In freier Meinungsäußerung hatten die Deutschen gezeigt, daß eine deutliche Mehrheit radikale Maßnahmen ablehnte. Da dieses Ergebnis vorauszusehen gewesen war, hatten sich insbesondere die Kommunisten gegen frühe Wahlen eingesetzt. Sie brauchten Zeit, um ihr Volksfront-Programm mit den anderen Parteien auszuhandeln und die Wählerschaft davon zu überzeugen, daß ihre Politik der Kooperation und des nichtrevolutionären demokratischen Konsens echt sei. Goldhammer, der Schriftführer der Kommunistischen Partei in Bayern, war energisch bemüht, einen Block demokratischer Parteien nach dem Muster der sowjetisch besetzten Zone aufzurichten, und er hätte es im Grunde vorgezogen, bei einer bayerischen Regierung unter dem CSU-Begründer Josef Müller teilzunehmen, als unter dem Sozialdemokraten Wilhelm Hoegner[21].

---

[20] Amtsblatt Dachau, 2. Jahrgang, Nr. 5 vom 30. Januar 1946. Die Wahlresultate vom März 1933 für sämtliche Wahlbezirke finden sich in Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer, Gerhard Schulz, Die Nationalsozialistische Machtergreifung, Köln 1962, S. 95-133.

[21] Niethammer, Entnazifizierung, S. 201-228. Max Spindler (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, Band 4, München 1974, S. 556-586.

Für die durch den Kampf mit dem Faschismus dezimierten Kommunisten war es entscheidend, daß sie sich als Teil einer fortschrittlichen - und regierenden - Allparteienallianz etablierten. Deshalb mußten Wahlen verschoben werden, die notwendigerweise die Parteien in einen für die Kommunisten aussichtslosen Wettbewerb trieben. „Mehrere unserer Leute waren Minister und machten außerdem ihre Sache gut", erzählte Max Gorbach im Interview mit dem Verfasser: „Aber die Amerikaner haben hier das gleiche getan wie in Griechenland: die Wahlen zu früh angesetzt, ehe der Prozess der Demokratisierung wirklich in Gang gekommen war."

Die Militärregierung handelte mit voller Überlegung, als sie der Linken durch beharrliche Forderung nach frühen Wahlen auf lokaler Basis den Weg verstellte. Von Anfang an, wie im August 1945 berichtet wird, sah sie in den antifaschistischen Ausschüssen „ein gewisses Problem". Die hatten einerseits „sichtlich den Wunsch, ihr Teil zur Denazifizierung und Selbsthilfe der Ortsgemeinde beizutragen", umfaßten „demokratische Elemente, die nur zu gern bereit waren, mit der Militärregierung zusammenzuarbeiten, die nützliche Dienste beim Aufspüren von Nazis leisteten und indem sie örtlich die Dinge in Gang setzten. Andererseits aber waren diese Ausschüsse „fast gänzlich links orientiert"[22].

Die Reaktionen der amerikanischen Behörden auf der örtlichen Ebene reichten von der vorsichtigen Kooperation Vendigs in Dachau bis zum totalen Verbot der größten und aktivsten Ausschüsse mit der Begründung, sie liefen dem Verbot parteipolitischer Tätigkeit zuwider. Es war jedoch klar, daß ein Verbot der Parteipolitik für den seiner Ideologie nach demokratischsten unter den Siegern nur eine Interimsmaßnahme sein konnte, besonders wenn in der Sowjetzone Parteien seit Juni 1945 zugelassen waren. Und wenn erst einmal Parteien genehmigt waren, in der US-Zone auf örtlicher Ebene im August, landesweit im November 1945, würde es besser sein, die Wahlen bald abzuhalten, ehe die Linke die „Allianz progressiver Kräfte", die Schlüsselposition der kommunistischen Hoffnungen, organisieren konnte. General Clay, der amerikanische Militärgouverneur, schrieb in seinen 1950 publizierten Erinnerungen ganz offen, warum er einige Jahre zuvor als Chef der amerikanischen Militärregierung frühe Wahlen vorangetrieben hatte. „Die Niederwerfung des Naziregimes, das Deutschland zwölf Jahre lang beherrscht hatte, ließ einen politischen Hohlraum zurück; er mußte schleunigst mit demokratischer Führung ausgefüllt werden, um, solange wir noch da waren, die Entstehung neuer totalitärer Systeme unter anderm Namen zu verhindern. Meiner Ansicht nach durften wir keine Zeit verlieren und nicht zögernd vorgehen"[23].

---

[22] OMGUS Monthly Report, No. 1, 20. 8. 1945, zitiert nach Niethammer, S. 136.

[23] Lucius D. Clay, Entscheidung in Deutschland, Frankfurt a. M. 1950, S. 106. Bei seinen Beratern in der Militärregierung bestand ein starker Widerstand gegen Clays Tendenz zur Zulassung politischer Parteien und frühzeitiger Wahlen. Clay sagte ihnen gern im Spott, daß er als Militär liberale Professoren dazu überreden müsse, dem deutschen Volk das Wahlrecht wiederzugeben. Vgl. Niethammer, S. 201-202.

Die frühen Wahlen hatten demnach einen dreifachen Zweck. Erstens sollten sie die als konservativ bekannte schweigende Mehrheit ermutigen, nach dem Debakel des Konservativismus, in das Hitler sie gelockt hatte, wieder in Erscheinung zu treten. Zweitens würden sie die fortschrittlichen Parteien zwingen, miteinander in Wettstreit zu treten, ehe sie Zeit zur Blockbildung hätten. Drittens, da eine solche Gruppierung den Kommunisten Zugang zu Regierungsämtern für einen längeren Zeitraum verschaffen würde, war es wichtig, sie gleich von Anfang an zu isolieren.

Die Ergebnisse der Stadtratswahlen in Dachau zeigten, daß dieses nie offen ausgesprochene Vorhaben durchweg ein Erfolg war. Die Kommunisten hatten in den Antifaschistischen Ausschüssen erfolgreich mit den Sozialdemokraten, ja sogar mit konservativen Katholiken zusammengearbeitet. Sie gehörten der bayerischen Regierung unter dem Sozialisten Hoegner an, und sie hofften - mindestens in Bayern - noch immer auf eine Einheitsfront. Nun hatten sich die Parteien nicht nur getrennt zur Wahl gestellt, sondern sie konkurrierten, und die Konsequenzen hieraus zeichneten sich bei der ersten Sitzung des neugewählten Stadtrats ab. Der Bayerische Volksbund hatte zwölf Sitze gewonnen, die SPD fünf und die Kommunisten zwei. Der neue Bürgermeister stammte natürlich aus der Majorität, Josef Schwalber, der noch eine große Karriere in der CSU machen sollte. Scherer hatte man, als er noch Mittelpunkt antifaschistischer Inspiration und Organisation gewesen war, als stellvertretender Bürgermeister, nicht für einen Parteimenschen gehalten. Bei der Wahl jedoch mußte er sich entscheiden, ob er als Sozialdemokrat oder Kommunist kandidieren wollte. Ihm blieb keine Wahl: er würde zu seinen Kameraden aus dem Konzentrationslager-Widerstand halten. Die Kommunisten versuchten, aus seiner Popularität Kapital zu schlagen - was ihnen zweifellos auch bis zu einem gewissen Ausmaß gelang -, als sie die Parole ausgaben: „Wählt die Liste Scherer." Als nun der Posten des stellvertretenden Bürgermeisters wieder besetzt werden mußte, beschloß die SPD, Scherer nicht mehr zu unterstützen. Sie stellten ihren eigenen Mann auf und sicherten sich die Stimmenzahl, um ihn wählen zu lassen.

Später erklärten sie, das sei nur demokratisch gewesen. Wenn das Volk einen Kommunisten als stellvertretenden Bürgermeister gewollt hätte, würde es von vorneherein seine Partei gewählt haben.[24]

Die Kommunisten wußten genau, daß 1945 der einzige Weg nach vorn darin bestand, die Betonung auf gemeinsame Programme und eine vom Ergebnis her konsensfähige Politik zu legen. Doch welche Zukunft hatten sie bei allgemein konsensfähiger Politik? Sie vertraten ja die Interessen jener Klasse, die angeblich am meisten gewann, wenn sie den Gesamtkonsens über den Haufen warf, und jeder wußte das. Trotzdem glaubte keiner der Kommunisten, mit denen ich sprach, daß sie hätten anders handeln können. Auf höchster Parteiebene bestand die im Mai 1945 aus Moskau zurückgekehrte Führung auf einer

[24] Vgl. Amtsblatt Dachau, 13. Februar 1946.

nichtrevolutionären Linie, die nicht radikaler sein sollte als die „Vollendung der bürgerlichen demokratischen Revolution, die 1848 begonnen hatte."[25]
Ein Teilziel bestand darin, den Parteien der Arbeiterklasse Zeit zu geben, um wieder aufzuholen und sich in einer einheitlicheren Weise zu organisieren. Außerdem glaubte man allen Ernstes, daß „Menschen aller Bevölkerungsschichten, die miteinander in Gefängnissen und Konzentrationslagern gelitten haben, Freunde geworden sind und auch weiterhin zusammenhalten und zusammenarbeiten." Walter Ulbricht erklärte, die Kommunisten könnten selbst mit dem Mittelstand ein fortschrittliches Bündnis eingehen, weil infolge des Hitlerkrieges tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen sich vollzogen hätten. Männer und Frauen aus bürgerlichen Kreisen seien aus ihrer gewohnten Lebensweise geworfen.[26]
Diese Ansicht war - bis die Wahlen die Menschen daran erinnerten, daß zur gewohnten Lebensweise auch gewohnheitsmäßige politische Treuebegriffe gehörten - auch auf lokaler Ebene verbreitet. Obwohl ursprünglich eine Initiative der Arbeiterklasse und Schlüsselorganisation der radikalen Linken, waren die antifaschistischen Ausschüsse in ihrer Zusammensetzung keineswegs immer radikal. In Dachau gab es, als der AFA seine zweite Versammlung abhielt, bereits eine bürgerliche Mehrheit. Von den vierzig Anwesenden gehörten fünfundzwanzig zur rechten Mitte und nur fünfzehn zur Linken. Und wie die Kommunisten den Wählern bei der Wahl von 1946 in Erinnerung brachten, hatten sie selbst Leuten wie Eberle den Weg bereitet, der den besonderen Auftrag hatte, sich der Mitarbeit der „positiv antifaschistischen Elemente" des Mittelstandes zu versichern. „Der Scherer Schorsch hat nicht gefragt: Bist du Kommunist, Sozialdemokrat oder Volkspartei? Er hat gefragt: Bist du Antifaschist und bereit, den Scherbenhaufen aufräumen zu helfen, den uns die Nazis hinterlassen haben?" Keiner scheint sich überlegt zu haben, ob nicht der Mittelstand, allergrößtenteils katholische, konservative Geschäftsleute, bei diesem Aufräumen und der Rückkehr zur Normalität mehr zu gewinnen hätte als die Linke.
Bei dem, was getan werden mußte, mögen Absicht und Wirkung miteinander im Gegensatz gestanden haben, doch wie Scherer in der allerersten Versammlung des AFA am 8. Mai 1945 sagte, war es einfach notwendig, alle positiven antifaschistischen Kräfte in Dachau zusammenzuführen als unerläßliche Grundlage für die Formung politischer Zielsetzungen, die für Dachau sowohl heilsam wie möglich waren, Reste des Faschismus auszumerzen und ein „normales, bürgerliches Leben" wiederherzustellen.[27]
Der Begriff „bürgerlich" bedeutet nicht nur staatsbürgerlich. Nur unter den außergewöhnlichen Umständen des Jahres 1945 konnte er eine solche Bedeu-

---

[25] Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder. Köln, Berlin 1955, S. 250, 269, 310.
[26] Ebenda, S. 276 ff.
[27] Vgl. Anm. 7.

tung haben. „Bourgeois", „städtisch", „ehrbar und wohlanständig" sind weit wesentlichere Nebenbedeutungen von „bürgerlich". Dieser wichtige Begriff bezeichnet jenen großen Teil der deutschen Gesellschaft, dessen wirtschaftlicher und sozialer Rang mehr oder minder wohlhabend und statusbewußt sein kann, dessen Haltung schwanken kann zwischen selbstgefälligem Philistertum und einigermaßen zwanglosem Liberalismus, dessen politische Einstellung jedoch auf der verläßlichen Gemeinsamkeit beruht, im anti-sozialistischen Sinne konservativ zu sein. In Dachau, wo es selbst unter der Monarchie nur wenige Adlige gegeben hatte und wo die Ideologie des Zentrums und der Rechten fest im Katholizismus wurzelte, hatte „bürgerlich" den Beigeschmack einer Kultur, die nicht nur echte Bürger umfaßte, die alteingesessenen Handwerker- und Kaufmannsfamilien, die sich um die Kirche, das Rathaus und den Marktplatz droben auf dem Berg scharten. Es verband sie auch auf natürliche Weise mit den ländlichen Konservativen, den Bauern der Umgebung. Seit Beginn des Jahrhunderts hatte diese Mehrheit in erbittertem ideologischem Kampf mit dem vordringenden Sozialismus gelegen, der sich von München aus durch die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und die beharrlichen Wahlkampagnen der sozialdemokratischen Partei verbreitete.

Das sozialistische Wählerpotential nahm in Dachau stetig zu (allerdings nicht in den Dörfern der Umgebung), und gleich nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Sozialisten die Mehrheit im Stadtrat gehabt. Sie mögen gedacht haben, daß diese Phase - ihr Führer, Bürgermeister Böck, konnte geltend machen, aus einer der ältesteingesessenen Dachauer Familien zu stammen - sie in die herrschende politische Kultur[28] eingegliedert habe. Dies war nicht der Fall. Das war die historische Gewichtsverlagerung, welche die demokratische Linke unter den ungünstigen Bedingungen der Weimarer Republik anstrebte und nicht

---

[28] Ich gebrauche hier den Ausdruck „politische Kultur" in dem von Almond und Verba zum Zweck vergleichender Analyse gebrauchten Sinn: „Wenn wir von der politischen Kultur einer Gesellschaft sprechen, meinen wir die Art, wie das politische System in den Wahrnehmungen, Gefühlen und Wertbegriffen seiner Bevölkerung verinnerlicht worden ist. Die Menschen werden darin genau so eingeführt, wie sie in unpolitischen Rollen und gesellschaftlichen Zusammenhängen sozialisiert werden. Konflikte zwischen politischen Kulturen haben viel mit anderen kulturellen Konflikten gemeinsam und alle Übernahme von fremden politischen Kulturen ist verständlicher, wenn wir sie generell unter den für kulturellen Wandel geltenden Gesichtspunkten des Widerstandes sowie der Verschmelzungs- und Institutionalisierungstendenzen betrachten." Gabriel A. Almond und Sydney Verba, The Civic Culture, Princeton 1963, S. 14. Die beste historische Abhandlung darüber, wie die politische Kultur des deutschen Mittelstandes der Integration in die Sozialdemokratie widerstand und aus diesem Grunde für den Nationalsozialismus anfällig wurde, stammt von W. S. Allen. Allen macht deutlich, daß es gar keine wirkliche Bedrohung durch den Sozialismus oder eine kommunistische Machtübernahme war, wovor sie sich fürchteten, obwohl die Bürger „von den Auswirkungen der Wirtschaftskrise, besonders dem Anblick der Arbeitslosen" in Panik versetzt waren und somit empfänglich für radikale Propaganda; der wesentliche Faktor beim Sieg der Nazis war die wirksame Aufspaltung der Stadt entlang den Klassengrenzen. The Nazi Seizure of Power, S. 272-281.

erreichte. Als die Krise kam, wurden die lokalen sozialistischen Mehrheiten (ob nun in ganzen Staaten wie etwa Preußen, oder in einer kleinen Stadt wie etwa Dachau) von einer radikalen Reaktion überwältigt, die die Werte, Normen und Regeln der alten politischen Kultur dazu benutzte, Deutschlands politische Institutionen zu revolutionieren. Das alte politische System (sowohl in seinen monarchistischen wie in seinen republikanischen Varianten) hatte durchaus erfolgreich soziale Interessen ideologisch repräsentiert und pragmatisch miteinander versöhnt. Unter dem Gewicht einer Reihe von Mißerfolgen konnten selbst seine Formen in dem so lange ideologisch aufgefangenen nun aber hoffnungslos polarisierten Interessenbewußtsein nicht fortdauern. Die Erinnerung an die katastrophale Inflation war noch zu frisch, und als die langen Schlangen der Arbeitslosen und der wachsende Einfluß der Kommunisten in der Wirtschaftskrise weitere soziale Umwälzungen ankündigten, konnte in der politischen Kultur des Konservativismus der Radikalismus Platz greifen. Viele von denen, die sich und die Gesellschaftsordnung, in der sie gern weiterleben wollten, als „bürgerlich" betrachteten, glaubten damals nur noch vor die Wahl zwischen Sozialismus - nicht notwendigerweise weiterhin der Sozialdemokratie - und Nationalsozialismus gestellt zu sein. Hitler hatte eine zunehmende Zahl von Deutschen - weit mehr als nur die, die seine Partei wählten - davon überzeugt, daß die kommunistische Bedrohung nach entschlossenem Handeln verlange: „Vierzehn Jahre Marxismus haben Deutschland ruiniert. Ein Jahr Bolschewismus würde Deutschland vernichten." Voraussetzung des politischen und wirtschaftlichen Wiederaufstiegs sei die „Überwindung der kommunistischen Zersetzung Deutschlands"[29]. Was Hitler mit „entschlossenem Handeln" meinte, wurde nach dem Reichstagsbrand und seinem anschließenden Wahlsieg deutlich: Am 20. März 1933 verkündete Himmler die Einrichtung des ersten Konzentrationslagers vor den Toren Dachaus.

Die antikommunistische Mehrheit in Dachau und ähnlichen Städten überall in Deutschland fühlte sich noch 1945 in eine Abwehrstellung gedrängt. Obwohl alle Welt froh war, daß der Krieg vorbei war, fühlten sie sich doch noch nicht von ihren Feinden befreit. Sie waren von Ausländern besetzt, in denen sie ihrer Schulung nach nicht ihre Befreier sahen. Wer die Amerikaner als Befreier ansah, war höchst verdächtig und bedrohte die Ordnung. Einige davon, Polen, Russen und andere „Displaced Persons" - befreite Zwangsarbeiter, heimatlose Opfer der NS-Herrschaft aus ganz Europa - bildeten eine unmittelbare Gefahr. Andere, insbesondere die „Antifaschisten", die gemeinsam mit Polen und Russen aus den Lagern hervorgekommen waren, wollten ihre Welt auf eine Weise neu ordnen, der gewöhnliche friedliche Bürger erbitterten Widerstand entgegengesetzt hatten. Sollten die fürchterlichen Opfer der Hitlerjahre

[29] Hitlers Proklamation im Rundfunk: „Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk" vom 1. Februar 1933, in: Max Domarus (Hrsg.), Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945, Band 1, Würzburg 1962, S. 191-192.

von Antikommunisten ebenso wie von Antifaschisten umsonst gebracht worden sein? Die meisten erinnerten sich noch lebhaft, was nach dem letzten Krieg geschehen war: Mit der aus der Niederlage geborenen Revolution hatten all ihre Probleme angefangen. Auch damals hatte es Arbeiterräte gegeben und schließlich, wenn auch nur kurz, eine Räterepublik, die im extremen Gegensatz zu ihren Vorstellungen von sozialer und politischer Ordnung stand. Damals hatten sie mobilisieren müssen - mit weit weniger Doppelsinn als 1933 -, schließlich waren die Nazis ja nicht die angenehmsten Bundesgenossen gewesen - und jetzt, da die Nazis aus dem Wege waren, hegten sie nicht den geringsten Zweifel, welche Art von Gesellschaftsordnung nebst den ihr entsprechenden Institutionen sie schützen wollten. Sie wollten keine Antifaschistischen Ausschüsse, sie wollten reguläre Stadträte. Sie wollten Parteien, mit denen sie ihre Interessen klar identifizieren konnten, und nicht „Bündnisse aller demokratischen und fortschrittlichen Kräfte", die ihren Interessen zuwiderlaufen würden. Sie wollten die Dinge ziemlich genau so, wie sie einst gewesen waren.

Die Amerikaner wollten die Dinge nicht, wie sie gewesen waren. Sie wollten eine Revolution in der deutschen Geschichte bewirken. Malcolm Vendig in Dachau war ein sehr wortgewandter Vertreter ihrer Sache. Es mag stimmen, wie ein amerikanischer Historiker, John Gimbel, behauptet hat, der das Experiment in einem anderen Ort (Marburg) studierte, daß sie „ohne eine bewußte Theorie der künstlichen Revolution verfuhren, sie wußten nicht, wie man eine faschistische Gesellschaft in eine demokratische verwandelt"[30]. Aber das wußte auch sonst niemand. Die zwei nächstliegenden Verfahren bestanden darin, die Faschisten zu eliminieren und die Demokratie einzuführen. Leider war das erste dieser Verfahren, die Entnazifizierung, keine recht befriedigende Grundlage für das zweite. Niethammer hat die Entnazifizierung „das amerikanische Surrogat für eine antifaschistische Reform" genannt und gezeigt, warum dieser Reinigungsprozeß von Menschen, nicht aber Institutionen, nur ein teilweiser und in sich widersprüchlicher Erfolg war. Der Prozeß war radikal genug, um den echten Antifaschisten den Wind aus den Segeln zu nehmen, aber nicht radikal genug, um die Rückkehr rehabilitierter Nazis oder „Mitläufer" in leitende Stellungen innerhalb von Organisationsstrukturen zu verhindern, die weiterfunktionierten wie vorher. Sein Haupteffekt war vermutlich, wie Niethammer sagt, vielen Westdeutschen den Gedanken einzugeben, daß jeder mögliche Anteil an Verantwortung, den sie vielleicht für den Faschismus und seine Folgen gehabt haben mochten, mehr als ausgeglichen und vom Tisch sei durch die Art des diskriminierenden und korrupten Entnazifizierungsverfah-

---

[30] Gimbel, S. 201, vgl. die Kritik von Hajo Dröll, in: Arbeiterinitiative 1945, S. 628-631. Er ist anderer Meinung als seine Ko-Autoren, wonach den Antifaschisten auch eine Theorie revolutionärer Demokratie fehlte und sie aus diesem Grund vor den konventionellen Auffassungen kapitulierten, die zu ihren Klasseninteressen in Widerspruch standen.

rens, dem sie unterworfen waren[31]. In den ersten Jahren der Besatzung waren mehr Leute damit beschäftigt, sich bei diesen Prozessen zu entlasten, als mit dem politischen Wiederaufbau. Und als die am lebhaftesten am politischen Wiederaufbau Interessierten - die Antifaschisten - verdrängt waren, half ihre Enttäuschung, wie Gimbel es ausdrückt, anderen Gruppen zur Macht, deren politische, soziale und wirtschaftliche Anschauungen denen der früheren Elite der Stadt auffallend ähnelten - einer Elite, die angesichts der nationalsozialistischen Herausforderung kläglich versagt hatte[32].

Das ist vorsichtig ausgedrückt und hundertprozentig richtig. Es ruft uns wieder ins Gedächtnis, daß die Besatzungsmacht die alleinige Autorität hatte und daher einen Großteil der Verantwortung dafür tragen muß, welche politischen Tendenzen sie ermutigt und welche sie durchkreuzt hat. Doch es erinnert uns auch daran, daß die Tendenzen selbst nicht in Amerika gemacht wurden; sie waren heimisches Gewächs, ein Produkt von Gemeinden mit sehr viel mehr politischer Erfahrung, als gemeinhin angenommen wird. Man kann den Amerikanern vorwerfen, das Experiment mit der antifaschistischen Demokratie zu plötzlich abgebrochen zu haben, zu rasch zu den institutionellen Formen der althergebrachten politischen Kultur zurückgekehrt zu sein. Aber es ist auch schwer vorstellbar, daß ein eigenständig demokratischer Wiederaufbau des nachnationalsozialistischen Deutschlands ein anderes Ergebnis hätte haben können. Politische Kulturen, besonders solche mit einem hoch ideologisierten Geschichtsbild, welche die Verbindung von sozialen Interessen, Gesellschaftsentwürfen und politischen Übereinstimmungen immer wieder befestigt, in Frage gestellt und neu bestätigt haben, sind nicht so leicht zu beseitigen. Die schrecklichen Prüfungen durch politische Konflikte und Krieg können sie nicht nur zerrütten, sondern auch stärken. Für die meisten Menschen wäre das Unglück des Nationalsozialismus erst vollständig gewesen, wenn er mit einer kommunistischen Machtübernahme geendet hätte, und um diese abzuwenden, hatten sie Hitler ja in erster Linie ihr Vertrauen geschenkt.

Es war diese schon einmal mobilisierte, geschichtlich erprobte Solidarität und nicht nur Ideologie, was der deutsche Landrat Kneuer bei jeder Gelegenheit gegenüber dem Chef der amerikanischen Militärregierung Vendig verfocht. Vendig mußte - kaum mit größerer Begeisterung als Scherer - ihren Einfluß schon in den ersten paar Wochen erkennen. Von der Biographie her war Kneuer weniger Einheimischer als Scherer, politisch war Scherer fast so sehr Ausländer wie Vendig. Der Sieg des Landrats beim Umgang mit dem Kommandanten, der Sieg des Bayerischen Volksbundes und später der CSU in einer Wahl nach der anderen, waren sämtlich demokratische Siege. Diejenigen, die zwölf Jahre lang gelitten und gekämpft hatten, um die Demokratie in Deutschland durchzusetzen, mußten nun hinnehmen, was sie gewonnen hatten.

---

[31] Niethammer, Entnazifizierung, S. 653-654.

[32] Gimbel, Eine deutsche Stadt unter amerikanischer Besatzung, S. 15.

1949, als die Bundesrepublik gegründet und der kalte Krieg auf dem Höhepunkt war, einige Wochen vor der Explosion der sowjetischen Atombombe, wurden in Westdeutschland die ersten Wahlen für den neuen Bundestag abgehalten. In Dachau mietete die Kommunistische Partei - vielleicht um an die hoffnungsvollen Tage von 1945 zu erinnern - den Schloßsaal, das größte und repräsentativste Lokal für eine Wahlversammlung. Doch unmittelbar vor Beginn der Versammlung traten etwa 150 DPs - meist aus Ungarn - geschlossen auf. Als der Vorsitzende sich erhob, wurde er niedergebrüllt, das Podium erstürmt, und der Kandidat, Egon Hermann, floh ins Rathaus, von wo er nur durch Einsatz der Ortspolizei und der amerikanischen Militärpolizei gerettet wurde. Hermann erklärte, er werde nicht wieder in Dachau sprechen und nahm „freiwillig", wie es im Bericht heißt, das Angebot an, sich in *Schutzhaft* zu begeben[33]. Das Wort muß für Hermann und andere in Dachau ein Echo geweckt haben. „In Schutzhaft" war von der Gestapo genommen worden, wer ohne Gerichtsverfahren in ein Konzentrationslager gebracht werden sollte. Es sollte selbstverständlich keine Konzentrationslager mehr geben, diese Lösung war ausprobiert. Hermann wurde einfach nur nach München begleitet, und bei der Wahl bekam die KPD nur 5,7% der Stimmen.

Der frühere Landrat war vermutlich davon angenehm berührt. (Seine Amtszeit war durch die Entdeckung abgekürzt worden, daß er auf dem Entnazifizierungsfragebogen irreführende Auskünfte gegeben hatte.) Was Malcolm Vendig gedacht haben mag, kann nur vermutet werden. Max Gorbach wäre wohl ärgerlich gewesen, hatte es aber philosophisch aufgenommen. Er heiratete Ende 1945 die Frau, mit der er zwanzig Jahre vorher verlobt gewesen war. Bürgermeister Scherer traute das Paar. Auch Scherer war Realist. Als er die Stadt Dachau nicht dazu bewegen konnte, die Maschinen aus der Schneiderei der SS dazu zu benutzen, um ein städtisches Unternehmen zu gründen, übernahm er sie selbst. An der Straße nach München, genau dort, wo 1919 die letzten Revolutionäre von den Weißen niedergeschossen wurden, baute er eine Fabrik. Und genau dort erzählte er, zwischen Stoffballen und Ständern mit Wintermänteln, wie vor langer Zeit der amerikanische Kommandant am Abend vor seiner Abreise zu ihm gesagt hatte: „Ich habe in Dachau nur einen echten Demokraten kennengelernt, Herr Scherer. Und der sind Sie."

---

[33] Dachauer Anzeiger, 12. August 1949.

Max Mannheimer

Theresienstadt – Auschwitz – Warschau – Dachau

Erinnerungen

Zu meinen ersten Eindrücken, die für mein späteres Leben von Bedeutung gewesen sind, gehört die Weihnachtsbescherung im Neutitscheiner Kindergarten. Noch wußte ich nichts über den Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden. Dennoch empfand ich es als ungerecht, wie die Kindergartentante, als Weihnachtsmann verkleidet, die Geschenke verteilte. Besonders hätte ich mir das schöne Schaukelpferd gewünscht, mit welchem eines der Kinder beschenkt wurde, aber ich bekam nur zwei holzgeschnitzte Turner, die auf einem Barren von einem Ende zum anderen rollten. Zu Hause beklagte ich mich bei meiner Mutter über diese Ungerechtigkeit und später, als ich die Bedeutung des Weihnachtsfestes und den Unterschied zwischen Christen und Juden zu begreifen begann, kam ich immer mehr und mehr zu der Ansicht, das Christkindl mag die Juden nicht. Erst nach dem Eintritt in die Volkschule wurde mir bewußt, daß ich anders sei als die anderen; zumindest fühlte ich mich auch dadurch benachteiligt, daß ich nicht am Religionsunterricht in der Schule teilnehmen durfte wie die anderen Kinder und für gesammeltes Stanniolpapier, das angeblich zur Befreiung der afrikanischen Negersklaven diente, keine Heiligenbildchen bekam. Ich war darüber sehr traurig und tröstete mich erst, als ich von Frau Mandl, der Witwe des Neutitscheiner Rabbiners, aufgeklärt wurde, daß die Juden eine eigene Geschichte hätten, die viel älter sei. Den Erzählungen aus der biblischen Geschichte hörte ich immer gespannt zu und war davon überzeugt, daß der Herr Pfarrer, den ich wie die anderen Kinder mit „Gelobt sei Jesus Christus" grüßte, keine so schönen Geschichten zu erzählen wußte. Im übrigen bekamen die christlichen Kinder keine Süßigkeiten, wie ich

---

In der Wiener Library (London bzw. Tel Aviv) und im Archiv von Yad Vashem (Jerusalem) befinden sich ebenso wie im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau Kopien einer Niederschrift von Interviews mit Max Mannheimer über die hier beschriebenen Ereignisse und Erlebnisse. Diese Interviews fanden am 12., 13. und 18. Januar 1956 in Frankfurt a. M. statt. Die hier erstmals publizierten Erinnerungen entstanden unabhängig von diesen Interview-Transkripten im Dezember 1964 aus Anlaß einer schweren Erkrankung Max Mannheimers. Er schrieb das Manuskript für seine Tochter, eine Veröffentlichung war nicht beabsichtigt. Der Text wird unverändert abgedruckt, lediglich einige wenige erklärende Einfügungen hat der Verfasser auf Wunsch des Herausgebers, der die Anmerkungen zu verantworten hat, vorgenommen.

W. B.

sie während unseres Religionsunterrichts außerhalb der Schule bekam, jeweils der Lohn für gutes Benehmen.

Meine Eltern lernten sich im letzten Kriegsjahr kennen. Meine Mutter war Verkäuferin im Metzgerladen meines Onkels. Onkel Jakob war der älteste der vierzehn Geschwister; meine Mutter, Margarethe, war die jüngste. Am 25. März 1919 heirateten meine Eltern. Die Mitgift meiner Mutter bestand aus altmodischen Möbeln mit tausend Verzierungen. Die Hochzeit selbst wurde durch meinen Onkel finanziert, einschließlich der Beschaffung eines Fracks für meinen Vater.

Mein Vater pachtete ein Wirtshaus in der Neutitscheiner Landstraße, Haus Nr. 20, das der Familie Huppert gehörte, und im Nebenzimmer der Wirtsstube kam ich ein Jahr später zur Welt. Im Jahre 1921 wurde mein Bruder Erich geboren, 1923 Ernst, 1925 Edgar und 1927 meine Schwester Käthe.

Mein erstes Wort war nicht etwa „Papa" oder „Mama", sondern „Auto". Diese Faszination für das sich auf vier Rädern bewegende Gefährt sollte mich nie verlassen.

Mein Vater hatte wenig Zeit für uns Kinder und deshalb wußte ich es zu schätzen, wenn er uns Geschichten erzählte. Vor allem beeindruckte mich seine Darstellung von der Begegnung mit einem guten Freund, den er seiner Treue wegen über die Menschen stellte. Es war 1915. Das zweite Kriegsjahr. Das Regiment, dem mein Vater angehörte, lag damals in Galizien. Es war in der Nacht. Mein Vater hatte Wache. Er sprach mit einem anderen Soldaten. Plötzlich hörte er das Wiehern eines Pferdes, das immer stärker wurde. Mein Vater ging näher und erkannte das Pferd, das ihn und den Lieferwagen seines Onkels, der in Witkowitz einen Lebensmittelgroßhandel betrieb, durch die Lande gefahren hatte. Die Geschichte dieser Begegnung gefiel mir derart gut, daß sie mein Vater immer wieder erzählen mußte.

Wir Kinder waren stolz auf eine Freundschaft unseres Vaters mit einem jüdischen Lokomotivführer namens Allerhand. Wir lernten ihn einmal kennen. Vor allem eine Taschenuhr, die an einer langen, schweren Kette hing, regte unsere Phantasie an. Ihre Zeiger haben die Abfahrt des Zuges zuverlässig angezeigt und in unserer Vorstellung sah es so aus, als ob diese Uhr die Kraft besäße, Züge in Bewegung zu setzen.

Aus der Jugend meines Vaters weiß ich nur so viel, daß er als Zwölfjähriger zu seinem Onkel Adolf Guttmann in die kaufmännische Lehre kam und leidenschaftlich gern tanzte, so leidenschaftlich, daß er einmal drei Nächte hintereinander durchtanzte und während des Tages arbeitete. Allerdings mußte in der dritten Nacht ein Eimer kalten Wassers den übereifrigen Tänzer, der ohnmächtig geworden war, wieder zum Leben erwecken.

Wie die meisten Großstädter - Witkowitz gehört zu Mährisch-Ostrau - wurde mein Vater, obwohl aus einer ländlichen Gegend in der Nähe von Krakau stammend, ein richtiger Kaffeehausmensch. Dazu gehörte, natürlich, genau so gut wie das Zeitungslesen, das Billard und das Kartenspiel. Mein Großvater väterlicherseits, dessen zweiter Ehe mein Vater entstammte, war der Besitzer

eines Wagens mit zwei Pferden und lebte davon, daß er für einige Kaufleute aus dem 30 km entfernten Krakau allerlei Waren transportierte. Ein Unternehmen mit zwei Pferdestärken. Außerdem besaß mein Großvater einen Wald und Felder. Ich bin jetzt nicht mehr sicher, ob es sich um meinen Großvater oder Urgroßvater handelte, dem es innerhalb weniger Jahre gelang, besagten Wald zu vertrinken. Dieses Ereignis in der Geschichte meiner Familie bewirkte, daß ich mir vornahm, nie zu trinken und ich habe bis heute daran gehalten. Freilich haben meine Erziehung und das Vorbild im Sportklub Makkabi auch dazu beigetragen.

Mein Großvater soll enorme Kräfte gehabt haben. Als einmal bei einem Holztransport ein Pferd ein Bein brach, soll er es in ein Laken gewickelt und das Pferd auf den Schultern bis zu dem einige hundert Meter entfernt liegenden Stall geschleppt haben. Hierzu muß jedoch bemerkt werden, daß es in Polen eine Pferderasse gibt, die nur etwas größer ist als ein Pony. Für mich aber war ein Pferd eben ein Pferd und die Tat des Großvaters bewunderungswürdig.

Meine Großmutter, die in Myslenice, einem polnischen Provinzstädtchen wohnte, war eine gutherzige Frau, die mir uralt erschien, uns Kinder beim Küssen fest an sich drückte und wunderbare Nudelsuppe mit großen Bohnen kochte. Besonders gern sah ich ihr beim Brotbacken zu. Es war viel schöner, als wenn man das Brot einfach beim Bäcker holte. Freitag abends zog meine Großmutter ein schönes Kleid an, zündete die Kerzen an und war stolz darauf, daß ich den Segensspruch über Brot so gut aufsagen konnte. Onkel Ludwig, der Schwager meines Vaters, nahm mich am Sabbath in die Synagoge, wo es viel lauter zuging als in unserer Synagoge daheim. Sehr viele Männer trugen lange Bärte und Schläfenlocken, Jugendliche nur Schläfenlocken und schwarze, lange Mäntel und Käppis. Ich konnte es als Zehnjähriger nicht verstehen, daß nur einige Eisenbahnstunden ostwärts die Juden so anders aussahen als in Neutitschein, daß sie so isoliert lebten, ausschließlich untereinander verkehrten und die Frauen in der Synagoge hinter einem Vorhang versteckt waren. Doch gab es auch in Myslenice Männer ohne Bärte und Schläfenlocken, die am Sabbath heimlich eine am Fluß Raba gelegene Wirtschaft mit Kegelbahn aufsuchten und den Sabbath auf diese Weise entweihten.

Die Erlebnisse in den Ferien bei der Großmutter prägten sich mir tief ein. Insbesondere war ich glücklich, einen Teil meiner Kindheit da verbringen zu dürfen, wo mein Vater vermutlich seine Späße getrieben hatte, und ich wünschte mir damals sehr, in einer solch schönen Gegend mit Wald hinter dem Haus aufwachsen zu können. Nur der Fußballplatz fehlte und so fiel es mir leichter, zurückzufahren.

Meine Mutter war meinem Vater in geistiger Hinsicht überlegen. Ihr Wissen war, wenn man den nur achtjährigen Schulbesuch in Betracht zieht, erstaunlich. Sie las viel, besaß die meisten Klassiker und konnte trotz der lange zurückliegenden Schulzeit ein französisches Gedicht fließend rezitieren. Es gefiel mir immer wieder, obwohl ich kein Wort verstand. Es war etwas mit dem Frühling, Blumen und Vogelsang.

Meine Mutter war schön. Oder ich sah sie zumindest so. Sie war eine liebevolle Mutter und ihre Kunst bestand darin, jedem von uns Kindern das Gefühl zu geben, er sei der Bevorzugte. Meine Mutter war sehr gläubig. Nicht nur nach außen hin. Sie ging zwar nur zu den Feiertagen in die Synagoge, kochte jedoch koscher und war eine geduldige Gattin. Durch die Leidenschaft meines Vaters für das Kartenspiel war meine Mutter viel allein. Sonntags gegen Abend schickte sie mich, weil ich der Älteste war, ins Café „Heinrichshof", um meinen Vater abzuholen. Die halbhohen, schweren Vorhänge, die vor den Cafehausfenstern hingen, versperrten die Sicht, so daß ich erst durch einen Sprung den prächtigen Glatzkopf meines kartenspielenden Vaters erspähen konnte. Dann ging ich hinein. Mein Vater begrüßte mich so herzlich, als ob wir uns seit Monaten nicht gesehen hätten, und bot mir eine Limonade an, eine Art Bestechung, um das Kartenspiel hinauszudehnen, die ich je nach Stimmung annahm oder ablehnte.

Meine Mutter war viel allein. Obwohl sie kein einziges Mal darüber klagte, beschloß ich, nie Karten zu spielen, um mehr Zeit für die Familie zu haben. Und ich hielt mich immer daran.

Als Rechtfertigung für meinen Vater wußte meine Mutter eine Geschichte zu erzählen, die sich in Ungarisch-Brod zugetragen haben soll. Ein kinderreicher Familienvater, Besitzer eines kleinen Hauses, hatte beim Kartenspiel in einer Nacht das Haus verspielt. Die Familie mußte innerhalb weniger Tage ausziehen. Als der Mann starb, sagte seine Witwe am Grabe: Recht hast Du gehabt, daß Du gespielt hast, so hast Du wenigstens eine Freude im Leben gehabt.

Trotz dieses schwachen Punktes war mein Vater ein guter, wenn auch strenger Vater mit einem stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Er war ein korrekter Kaufmann und war sehr geachtet. Im Jahre 1927 erstand mein Vater ein Motorrad mit einem Beiwagen, der wie eine Blechkiste aussah, lud ihn mit Käse, Fischkonserven und ähnlichem voll und besuchte Geschäfte in der näheren Umgebung. Ein Jahr später kaufte er einen Lieferwagen, nahm Schokolade hinzu und baute ein Großhandelsgeschäft auf. Im Jahr 1930 gab mein Vater das Wirtshaus auf und kaufte ein Haus. Die eine Hälfte des Geldes habe er sich geliehen, die andere sei er schuldig geblieben, pflegte er den Neugierigen zu erklären.

Kurz vor meinem 13. Geburtstag wurde ich für die Bar-Mitzwah vorbereitet. Sie ist ein großes Ereignis im jüdischen Leben, so eine Bar-Mitzwah, die aus dem Jugendlichen ein gleichberechtigtes Mitglied in der Synagogengemeinde macht. Ich spüre heute noch die Aufregung meiner Mutter, als ich vor den Thoraschrein der Synagoge trat, und auch ich war sehr aufgeregt. Künftig würde ich der Minjemann sein können. Wenn Juden gemeinsam beten wollen, müssen es immer zehn Männer sein. Mit der Bar-Mitzwah war ich ein Minjemann geworden. Man würde mich an Wochentagen, wenn sich ein Todestag jährt und das Totengebet, das Kaddisch, gesprochen wird, von zu Hause holen und ich würde am Gottesdienst teilnehmen. Neben den Tefillin, den Gebetsriemen, und Tales, dem Gebetsschal, bekam ich viele Geschenke.

Meine Schulzeit war eigentlich nicht sehr aufregend. Ich wurde in der Schule nie wegen meines Glaubens gehänselt, obwohl hin und wieder auf der Straße jemand „Saujude" rief. Wenn ich es konnte, wehrte ich mich mit Fäusten. In einem Fall, es handelte sich um einen älteren und kräftigeren Jungen, habe ich meinen Bruder Erich zu Hilfe gerufen. Mein Bruder nahm einen Pferdeapfel und stopfte diesen dem Beschimpfer so lange in den Mund, bis er versprach, nie wieder „Saujude" zu rufen.

In der Handelsschule, die ich von 1934 bis 1936 besuchte, konnte ich die ersten Anzeichen des Nationalsozialismus unter meinen 15-17jährigen Mitschülern beobachten. Eine Mitschülerin namens Haas hatte in einem ihrer Schulbücher ein Hitler-Bild, das sie während des Unterrichts öfters und ausgiebig betrachtete. Es erschreckte mich ein wenig, denn immerhin wurden in Deutschland die Juden schon damals verfolgt. Durch das Buch eines deutschen Emigranten, das in der ČSR erschienen war, wußte ich etwas darüber, jedoch die Gefahr, wie sie das Buch beschrieb, habe ich nicht sehen wollen. Außer der „Sudetendeutschen Heimatfront" (SHF), der späteren „Sudetendeutschen Partei" (SDP), die von allen unterschätzt wurde,[1] sahen wir keine Anzeichen, die auf eine Zerstörung der tschechoslowakischen Republik hingedeutet hätten. Der Gründer und erster Präsident der CSR, Thomas Garrigue Masaryk, wollte aus diesem teils hochindustrialisierten und teils gut entwickelten Agrarland, das von Tschechen, Slowaken, Deutschen, Polen, Ruthenen, Ungarn und Juden bewohnt war, einen Vielvölkerstaat nach schweizer Vorbild schaffen. Allerdings machten die Tschechen, die nach jahrhundertelanger Fremdherrschaft die Selbständigkeit erlangt hatten, Fehler, die durch die deutsche Minderheit propagandistisch ausgenutzt wurden, hauptsächlich die Personalpolitik bei der Besetzung wichtiger und unwichtiger Posten wurde sehr ungeschickt gehandhabt.

Nach Beendigung der Handelsschule trat ich bei der Firma J. Schön&Co. in Znaim-Alt-Schallersdorf ein. Die Arbeit im Geschäft und Büro fiel mir nicht schwer, da ich etwa seit dem zwölften Lebensjahr im väterlichen Geschäft fleißig mitgeholfen hatte. Ich arbeitete sehr viel. Der Laden, eine Art kleines Kaufhaus, war täglich von fünf Uhr dreißig bis einundzwanzig Uhr geöffnet und sogar am Sonntag von sieben bis elf Uhr vormittags. Meine Freizeit benutzte ich zu Spaziergängen, Ausflügen mit dem Fahrrad, Kinobesuch oder Fußball.

Das Bild, das die Dorfbewohner von uns Juden hatten, läßt sich in einem Satz zusammenfassen: Die Juden sind gute Kaufleute, lassen ihre Kinder studieren

---

[1] Die „Sudetendeutsche Heimatfront" war am 1.10. 1933 von Konrad Henlein gegründet und im April 1935 in „Sudetendeutsche Partei" umbenannt worden. Seit 1935 wurde die Partei, die als Sammlungsbewegung des gesamten Sudetendeutschtums fungierte, vom Deutschen Reich finanziert. Sie erhielt 1935 (mit 15,2%) die meisten Stimmen, unterstellte sich im November 1937 rückhaltlos Hitler, diente dann als Instrument der nationalsozialistischen Politik gegenüber der ČSR und wurde im Dezember 1938 in die NSDAP eingegliedert.

und halten sehr zusammen. Als etwas Besonderes, weil von ihrem Bild abweichend, betrachteten sie mich bei einem Fußballspiel. „Ein Jude spielt mit". Diese Nachricht wurde schnell verbreitet und in der Pause war ich von Neugierigen umringt wie ein großer Fußballstar. Daß ich außerdem ein ganz guter Spieler war, versetzte die Zuschauer in noch größeres Staunen.

Die Aktivität der sudetendeutschen Henlein-Partei verstärkte sich immer mehr, und als am 15. März 1938 Hitler in Österreich einmarschierte, hat uns Juden das Bewußtsein, Hitlers Truppen nur 10 km von uns entfernt zu wissen, besonders belastet. In den folgenden Nächten kamen viele illegale jüdische Flüchtlinge über die Grenze, manche schliefen in meinem Bett, während ich es mir in einem Stuhl bequem machte. Frühmorgens wurden sie mit einem Taxi zum Bahnhof gebracht, um ins Landesinnere, hauptsächlich nach Brünn, weiterzureisen. Die Gendarmerie wußte zwar über die illegalen Einwanderer, drückte aber beide Augen zu.

Eine junge Frau, die bei uns übernachtete und die gerade zum Bahnhof gebracht werden sollte, ließ es sich nicht nehmen, obwohl ich sie bat, sich zu beeilen (das Taxi stand vor der Tür), in aller Ruhe Rouge aufzulegen und ihre Lippen zu bemalen. Im Augenblick ärgerte ich mich über diese Verhaltensweise, später, als ich daran zurückdachte, habe ich die unscheinbare Frau wegen ihrer Haltung bewundert. Sie hat fliehen müssen, so viel verloren - ihre Würde und Selbstbeherrschung hat sie jedoch behalten.

Die politischen Spannungen und die Ungewißheit veranlaßten mich in der zweiten Septemberhälfte, zu meinen Eltern und Geschwistern nach Neutitschein zurückzukehren.

Die ständigen Manöver des Militärs, die politische und diplomatische Aktivität, die Aggressivität der Nazis und schließlich die Teilmobilisierung im Mai 1938, ließen das Unglück, das über uns hereinbrechen sollte, ahnen. Die einzige Hoffnung knüpften wir an die politischen und militärischen Bündnisse, die sich später als bloßes Papier erweisen sollten.

Als Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier im September 1938 in Münchens Hotel „Vier Jahreszeiten" die Abtretung des sogenannten Sudetenlandes an Hitler unterschrieben, brach eine neue Epoche an.[2] Insbesondere die Juden in der ČSR sahen ihr mit Sorge entgegen.

10. Oktober 1938 - Besetzung des „Sudetenlandes".

Eine Kleinstadt steht Kopf. Überall sind Hakenkreuzfahnen und Transparente „Wir danken unserem Führer!", „Wir begrüßen unsere Befreier!". Die deutschen Truppen ziehen in Neutitschein ein. Die Bevölkerung jubelt vor Begeisterung. Nein, sie jubelt nicht, sie brüllt. „Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!" In

[2] Am 29./30. September 1938 wurde von den Regierungschefs das Münchner Abkommen, ein Vertrag zwischen Deutschland, Großbritannien, Frankreich und Italien unterzeichnet, der die seit Ende 1937 dauernde, von Berlin geschürte „Sudetenkrise" beendete. Aufgrund des Münchner Abkommens mußte die Tschechoslowakei ihre mehrheitlich von Deutschen besiedelten Gebiete an das Deutsche Reich abtreten (⅓ des Territoriums, ¼ der Bevölkerung).

allen Schaufenstern stehen Hitler-Bilder und Sprüche des Dankes. Zum Stadtplatz, dem Mittelpunkt der Feierlichkeiten, traue ich mich nicht. Die Begeisterung ist unüberhörbar, fanatisch.
Zu Hause beraten wir. Es wird schon nicht so schlimm sein. Man kann ja nicht weglaufen. Das Haus ist ja da. So schlimm kann es nicht werden. Vater ist optimistisch. Er war Teilnehmer des Weltkrieges und zahlte seine Steuern pünktlich. Er ist sehr beliebt und hat einen guten Ruf. Alle kennen ihn. Nicht nur der Rabbiner, auch der Pfarrer. Er war immer nur Kaufmann, immer unpolitisch. So Gott will, wird alles gut gehen. So Gott will.
Zwei Tage später beschlagnahmen der Chauffeur der Firma Markus und der Sohn des Seifensieders Piesch im Namen der neuen Herren unseren Chevrolet-Kastenwagen für die NS-Volkswohlfahrt. Ihr Auftreten ist sehr forsch. Es ist erstaunlich, wie der militärische Ton, ein Paar Stiefel und Reithosen die Menschen verändern.
Nach einigen Tagen darf unser Chauffeur, Albert, nunmehr vom tschechischen Militär entlassen, „seinen" Wagen für die NSV fahren. Brot und Konserven werden an die „hungernde" Bevölkerung verteilt. Eine groteske Situation. Deutsche Konserven aus einem jüdischen Wagen. Unsere auf beiden Seiten des Wagens angebrachte Firmenaufschrift ist mit NS-Plakaten überklebt. So einfach ist das.
„Hitler tut etwas für das Volk", sagt Albert zu mir. Er vergißt in diesem Augenblick, daß für dieses „Tun" der Wagen des alten Mannheimer „geliehen" wurde und darüberhinaus Albert von uns seinen Lohn erhält. „Ja, er tut etwas", antwortete ich.
Nach dem 10. Oktober 1938 - Neutitschein
Das Stadtbild hat sich seit dem 10. Oktober sehr verändert. Der Verkehr wurde über Nacht von Links- auf Rechtsverkehr umgestellt, die Polizisten bekamen neue Uniformen, die zweisprachigen Tafeln verschwanden. Überall gab es Hakenkreuze, Menschen trugen mantelknopfgroße Parteiabzeichen. Unser Nachbar, Herr Demel, ein Lebensmittelkaufmann von sehr kleinem Wuchs, stellte sich in Positur und erklärte: „Früher waren wir klein, aber jetzt . . .?!" Ich sah ihn direkt wachsen. Sein Selbstbewußtsein konnte man förmlich spüren.
Frau S. in der Mühlgasse tauschte das Marienbild, unter dem ein Öllämpchen brannte, gegen ein Hitlerbild aus. Der neue Gott wurde von der alternden Alleinstehenden anscheinend verehrt, die frischen Blumen ließen darauf schließen.
Die meisten deutschen Kunden erklärten uns, nicht mehr länger von uns kaufen zu können, zwei Deutsche dagegen kauften mehr als zuvor und machten aus ihrer Einstellung kein Hehl.
Ein Teil meiner ehemaligen Mitschüler trug braune Uniform und bei Begegnungen schauten sie an mir vorbei, was mir sehr recht war. Ich war froh, daß sie nur an mir vorbeischauten. Sie hätten mich ja auch ansprechen können. Sie taten es nicht.
Einige Tschechen erinnerten sich ihrer deutschen Mütter und Großmütter und

waren plötzlich Deutsche und Nationalsozialisten. Die in dieser Zeit geborenen Kinder bekamen Vornamen neuen Stils. Adolf, Hermann, Horst und Mädchennamen aus den deutschen Heldensagen wurden große Mode. Leute mit slawischen Familiennamen hatten auf einmal deutsche Familiennamen, um nach außen hin deutscher zu wirken. Das Dirndl und weiße Zopfmusterstrümpfe, während der letzten Jahre ohnehin ein Symbol echten Deutschtums im Sinne des Nationalsozialismus, wurden einschließlich der BDM-Führerinnen-Frisuren übernommen.

Durch den günstigen Kurs der Reichsmark zur tschechischen Krone (1 RM = 8,33 Kc) war es den neuen Herren möglich, die Geschäfte innerhalb kurzer Zeit leerzukaufen. Anfangs waren die Kaufleute von diesem Aufschwung begeistert, doch bald mußten sie erkennen, daß sie für gute Ware schlechtes Geld bekamen, für das sie nicht mehr die fehlenden Waren beschaffen konnten. Sie gaben Gold für Eisen. Und sie erkannten es zu spät.

Einige kleine Läden wurden geschlossen, ihre Besitzer zogen entweder eine Uniform an, oder wurden Beamte.

Als ich anfangs November 1938 unseren Stammfriseur aufsuchte, mußte ich warten. Zwei andere Kunden waren vor mir. Meister Kunz drückte mir den „Stürmer" in die Hand und empfahl mir, ihn zu lesen. Mit besonderem Vergnügen deutete er auf die Karikatur eines Juden und fragte, wie sie mir gefiele. Um eine Antwort war ich nicht verlegen, freilich war ich mir des Risikos nicht bewußt. „Die Herrenrasse ist natürlich schöner!" Kunz sagte nichts. Er schnitt mein Haar wie gewöhnlich und die übliche Friseurkonversation fiel ihm an diesem Tag sehr schwer.

Der tschechische Metzger Tonda Neumann kam nur knapp am Gefängnis vorbei. Er hatte im falschen Augenblick das Schild in seinem Schaufenster zitiert. Als eine Kundin wissen wollte, weshalb es nicht mehr die große Auswahl wie früher gäbe, antwortete er: „Wir danken unserem Führer".

Der frühere Besitzer eines Konfektionshauses wandte sich an den eingesetzten kommissarischen Treuhänder um Hilfe. Der Treuhänder war von seinem jüdischen Chef mehr als zwanzig Jahre wie ein Sohn behandelt worden. Als Antwort auf den Hilferuf riet er seinem ehemaligen Chef, sich aufzuhängen. Der Rat wurde zwei Tage später befolgt.

10. November 1938 - „Kristallnacht".

Gestern brannten die Synagogen. Sie brannten in Deutschland. Sie brannten in Österreich. Sie brannten in der Tschechoslowakei. Bestand Gefahr der Ausdehnung des Feuers, wurden sie durch Sprengungen zerstört. Die meisten jüdischen Geschäfte wurden demoliert. „Meine" Synagoge wurde geplündert. Feuer oder Sprengung wären wegen des schräg gegenüberliegenden Gaskessels gefährlich gewesen. Gebetbücher, Thorarollen und Gebetschals lagen zerfetzt auf der Straße. Das Buch, das die Juden zwei Jahrtausende in der Zerstreuung zusammenhielt, wurde mit Stiefeln getreten. Die Orgel wird nicht mehr unsere Lieder am Sabbath und an den Feiertagen begleiten. Es wird auch keinen Sabbath, keine Feiertage und keine Lieder mehr geben. Nur zu

Hause, so lange es noch ein Haus gibt, wird Mutter Freitag abends die Sabbath-Lichter anzünden und Vater den Segensspruch über das Brot und über den Wein sprechen. „Lechem min Haaretz. Bore B'ri Hagofen". Und dann wird meine Mutter, wie vorher auch, das in deutsch gedruckte Gebetbuch zur Hand nehmen und die Kapitel „Begrüßung des Sabbath" und „Gebet der jüdischen Frau" still für sich lesen.

Die Gebetbücher, Thorarollen und Schals aus der Synagoge wurden auf die Straße geworfen. Morgen werden sie vielleicht aus den Häusern auf die Straße geworfen. Nichts würde sich bei meiner Mutter ändern. Sie hätte ihre Gebete auch ohne Buch gesprochen.

Offiziell wird die Zerstörungsaktion der Nazis als spontaner Vergeltungsakt der „kochenden Volksseele" bezeichnet, als Antwort auf die Ermordung des Botschaftsrates vom Rath durch den siebzehnjährigen Herschel Grynszpan in Paris. Daß die Volksseele so gleichmäßig in drei Ländern kochte, war der meisterhaften Organisation der Verantwortlichen zuzuschreiben.

Ein offener Polizeiwagen fährt vor unserem Hause vor. Jüdische Männer sitzen auf dem Wagen, bewacht von Schupos in grüner Uniform. Zwei Schupos kommen die Treppe hoch. Meinem Vater wird erklärt, er werde in Schutzhaft genommen, damit ihm nichts passiere. Vermutlich wegen der „kochenden Volksseele". Ich stehe neben der Tür. „Wie alt ist der Bengel?", fragt der Schupo. Mein Herz klopft ganz laut. Hätte Mutter mein Alter genannt, wäre ich ins Gefängnis mitgenommen worden. Der Schutz kam von der Mutter, nicht von der Schutzpolizei.

Dezember 1938

Die jüdischen Männer sind aus dem Gefängnis entlassen worden. Sie hatten eine Erklärung zu unterschreiben, daß sie das deutsche „Reichsgebiet" innerhalb von acht Tagen verlassen und nie mehr betreten würden. Sie tun es. Mein Vater fährt von Neutitschein nach Ungarisch-Brod, dem Geburtsort meiner Mutter. Er liegt in Südmähren und ist durch Comenius bekannt. Der Gestapo müssen wir eine Liste des Umzugsguts zur Genehmigung vorlegen. Der Möbelwagen ist gepackt. Die Zollbeamten, die das Packen überwachen, verhalten sich korrekt. Es sind alte Beamte aus dem Reich, die vermutlich bereits während der Weimarer Republik ihren Dienst versehen hatten. Marie, unser tschechisches Hausmädchen, weint, als sie von uns Abschied nimmt. „Man weint doch Juden nicht nach", sagt Tischlermeister Jirgal, der in unserem Haus wohnt und den Auszug nicht ganz ohne Schadenfreude beobachtet. In den vergangenen Jahren ist er immer so freundlich zu uns gewesen, seine Töchter Minna und Hildegard haben mit uns im Hof gespielt. Vielleicht weint man Juden wirklich nicht nach.

Am 27. Januar 1939 verlassen wir unser Haus in Neutitschein in der Hoffnung, in dem nicht besetzten Teil der ČSR ein Leben ohne Angst führen zu können. Vater hatte inzwischen in Ungarisch-Brod, Masarykplatz 165, eine sehr alte Wohnung mit zwei Zimmern und Wohnküche besorgt. Sie ist für sechs Personen nicht gerade groß, doch wir sind froh, entkommen zu sein. In der Gewürz-

und Samenhandlung Rudolf Holz beginne ich wieder zu arbeiten. Wenige Wochen später erlebe ich zum zweiten Male den Einmarsch der deutschen Truppen. Es ist genau das gleiche Bild wie vier Monate früher in Neutitschein. Die öffentlichen Gebäude sind mit Hakenkreuzfahnen beflaggt. Die Motorräder mit und ohne Beiwagen, stellen sich in einer Reihe auf dem Stadtplatz auf, die Autos daneben. Aus dem Masarykplatz, auf dem wir wohnen, wird über Nacht der Adolf-Hitler-Platz. Nur die Begeisterung von Neutitschein fehlt. Ungarisch-Brod hat nur wenige deutsche Familien. Vielleicht sind die Truppen etwas enttäuscht, doch sie erkennen den Unterschied: Während sich die deutschen Randgebiete „befreit" fühlten, fühlt sich die tschechische Bevölkerung „besetzt". Mit Ausnahme der vereinzelten tschechischen Faschisten.[3]
Da es den Juden nur erlaubt ist, manuelle Arbeiten zu verrichten, nehme ich im Sommer 1939 eine Arbeit beim Straßenbau an. Am 1. September rollt auf „meiner" Straße eine unübersehbare Kolonne von Militärfahrzeugen - es ist der Anfang des deutschen Feldzuges gegen Polen.

1940

Im alten Judenviertel von Ungarisch-Brod diskutiert man. Im Café, im Haus, selten auf der Straße. Trotz des Blitzkrieges gegen die Polen ist man optimistisch. Ein Optimismus ohne sichtlichen Grund. Zweckoptimismus. Juden dürfen von 20 Uhr bis zum frühen Morgen nicht aus dem Haus. Einschränkungen beim Einkauf werden angeordnet: Juden dürfen nur zwischen 15 und 17 Uhr in die Geschäfte. Das Betreten der Parkanlagen ist Juden verboten. Jetzt arbeite ich beim Straßenbau in der Nähe des Kurortes Luhacovice. Mein Quartier während der Woche ist eine Bretterbude hinter dem Geräteschuppen. Von da aus gehe ich trotz der 20 Uhr-Sperre und des Verbotes, die Anlagen zu betreten, in den Kurpark. Ich zähle die Verbotsschilder „Für Juden verboten". Es sind sechs an der Zahl. Später, gegen elf, reiße ich alle Verbotsschilder aus dem Boden und werfe sie teils ins Gebüsch, teils in einen Bach. Mein ganzer Mut war vergebens. Am nächsten Abend waren alle Schilder wieder da. Ein zweites Mal brachte ich den Mut nicht auf. Ich bin eben kein Held.
Die Arbeit beim Straßenbau ist eigentlich gar nicht so schlecht. Es ist eine konstruktive Arbeit und man sieht etwas. Die Straße führt durch einen Wald, nur fünf Minuten entfernt ist ein Stausee und nach der Arbeit kann man sich erfrischen. Und zum Kurpark sind es nur 20 Minuten zu gehen. Die Verbotstafeln übersehe ich einfach mit der Unbekümmertheit eines Zwanzigjährigen. Meine Arbeitskollegen, ausschließlich Tschechen, sind zu mir freundlich und ich werde von ihnen als vollwertig anerkannt. Sie nehmen mich sogar in die Akkordpartie, was als große Anerkennung gewertet werden kann. Und als ich das Fluchen richtig erlerne, bin ich „ihr Mann".

---

[3] Unter Bruch der im Münchner Abkommen protokollierten Garantie des Bestandes der Rest-Tschechoslowakei oktroyierte Hitler am 14./15. März 1939 dem tschechoslowakischen Präsidenten Hacha einen Vertrag, der die ČSR der Souveränität beraubte und das tschechische Territorium als „Protektorat Böhmen und Mähren" dem Deutschen Reich angliederte (die Slowakei wurde als Satellitenstaat „unabhängig").

Eines Tages fährt ein Mercedes Cabriolet an uns vorbei, in ihm sitzen drei Männer und zwei Frauen. Der Wagen kommt aus meiner Heimatstadt. In einem der Insassen erkenne ich den Sohn des Seifensieders Piesch, der andere ist der Sohn eines Rechtsanwalts. Die Gesellschaft hat vermutlich das Wochenende im Kurort verbracht. Ich sehe dem Wagen nach, bis er hinter einer Biegung verschwindet. Ich schaufle meinen Schubkarren voll und denke: Im Schweiße Deines Angesichts ...

Der Straßenbau allein kann die Familie nicht ernähren. Die Reserven sind längst verbraucht. Der Umzug vieler jüdischer Familien aus Ungarisch-Hradisch bietet neue zusätzliche Verdienstmöglichkeiten. Möbel werden transportiert, Brennholz gesägt und zerkleinert.

Mein Bruder Edi lernt das Schuhmacherhandwerk bei Meister Cingalek. Schon als Dreizehnjähriger richtet er sich im Holzschuppen eine Schusterecke ein. Karli Langer, zehnjährig, war sein „Lehrling". Er suchte jüdische Familien auf, bot ihnen die Reparatur von Schuhabsätzen an und sein „Meister" reparierte sie. Die Preise waren natürlich niedriger als bei Bata, denn mit dieser Weltfirma konnte er freilich nicht konkurrieren.

Der 20. April, der Geburtstag Adolf Hitlers, hat 1939 für mich eine andere Bedeutung als für die Nazis. An diesem Tage begegne ich meiner ersten Liebe. Viola ist achtzehn und ich bin sehr verliebt in sie. Sie kommt aus einem jüdisch-orthodoxen Hause, empfindet jedoch diese strenge Erziehung als übertrieben und unzeitgemäß. Wir treffen uns heimlich am Stadtrand und unternehmen von da aus Ausflüge mit dem Motorrad, das ich wegen meiner Arbeit beim Straßenbau noch behalten durfte. Für eine Tochter aus orthodoxer Familie ist es schon gewagt, mit einem jungen Mann spazieren zu gehen; Motorradfahren gilt als unmöglich.

1940 übersiedelt Viola mit ihren Eltern nach Prag. Als ich sie dort besuche, schlagen mir ihre Eltern vor, mit ihnen nach Palästina auszuwandern. Ich denke an meine Eltern und Geschwister und entscheide mich für meine Familie. Ich bin der älteste Sohn und muß bleiben.

Ende 1940 lerne ich Eva Bock kennen. Sie hat gerade, als Vorbereitung auf Palästina, eine Hachscharah, ein Praktikum auf einem landwirtschaftlichen Gut, hinter sich. Anfangs waren wir immer mit anderen jungen Leuten zusammen und diskutierten über Politik, Literatur, Philosophie. Auch mit Psychoanalyse beschäftigten wir uns. Freud und seine Traumdeutung hatten es uns besonders angetan. Es war zumindest ein Weg, einen Teil unserer Hemmungen zu beseitigen. Wir taten alle so, als verstünden wir alles und versuchten, durch die soeben „erlesenen" Weisheiten die Mädchen zu beeindrucken. Es gab für uns damals wenig andere Möglichkeiten, so versuchten wir es im Geistigen. Und die Konkurrenz war damals sehr stark. Über Straßenbauarbeit zu reden, hätte wenig Reiz gehabt. Anders über Freud.

Es gelingt mir, Eva zu beeindrucken. Wir mögen uns und wir sehen uns jeden Tag. Bei schlechtem Wetter gehe ich zu Bocks nach Hause und „lehre" Stenographie. Wie gut, daß ich stenographieren kann.

Das Jahr 1941 bringt für die Juden in Ungarisch-Brod nicht viel Neues. Die meisten Männer unter 45 Jahren werden zur Arbeit verpflichtet. Sie arbeiten am Bau, Straßenbau oder bei privaten Firmen als Hilfsarbeiter. Von Zeit zu Zeit gibt es Razzien durch die Gestapo. Einzelne werden verhaftet und in das Gestapo-Gefängnis nach Ungarisch-Hradisch gebracht. Später kommen sie ins Konzentrationslager.

Da Juden seit langem keine Radioapparate besitzen dürfen, werden die neuesten Nachrichten der ausländischen Sender von Tschechen an sie weitergegeben. Im Café Smetana, dem einzigen offiziellen Treffpunkt der Juden in Ungarisch-Brod, werden sie diskutiert. Unter anderem erinnere ich mich an eine Nachricht, die besagte, daß die über Theresienstadt nach dem Osten deportierten Juden in Schwefelgruben arbeiten müßten und dabei keine Gasmasken trügen. Infolgedessen seien sie nach und nach vergiftet worden, lautete der Bericht.

Theresienstadt, die alte Festung und Militärstadt, ist der große Sammelplatz der Juden aus dem Protektorat Böhmen und Mähren und aus Deutschland.[4] Viele bleiben dort, hauptsächlich ältere Leute, für die meisten jedoch ist Theresienstadt ein Durchgangslager vor der Deportierung in eines der Vernichtungslager in Polen.

Anfangs 1942 werden die meisten Juden aus Ungarisch-Hradisch nach Ungarisch-Brod übersiedelt. Die jüdischen Wohnungen sind überfüllt, die Lebensmittel werden immer knapper und die Nachrichten, die über das Schicksal der bereits Deportierten eintreffen, sind sehr schlimm.

Dennoch versuchen Eva und ich den Ernst der Situation zu bagatellisieren. Das fällt einem leicht, wenn man jung und zuversichtlich ist. Wir sind verliebt und glauben an das Glück. Trotz der drohenden Lage schmieden wir Pläne für unser künftiges Leben. Nach meiner Arbeit bis zur Acht-Uhr-Sperre bleibt uns nur eine Stunde Zeit miteinander zu reden, zu träumen. Die Sperre wollen wir nicht verletzen. Unsere Freunde Ilse Jellinek, Ernst Schön und Adolf Rosenfeld wurden schon deshalb verhaftet.

Im Jahre 1942 sind die Transporte, die über das Getto Theresienstadt rollen, in vollem Gange. Heute werden sie in einer Stadt zusammengestellt, morgen in einer anderen. Ein Entrinnen gibt es nicht. Auch für uns nicht. Ein Mann in Ungarisch-Brod hat Verbindung zu Leuten, die gegen Bezahlung Juden nach der Slowakei schmuggeln. Von dort kann man vielleicht über Ungarn und die

---

[4] Das Lager Theresienstadt hatte eine Sonderstellung im System der NS-Judenpolitik. Es diente zunächst als Sammellager und Durchgangsstation für die Juden aus dem Protektorat, die von Theresienstadt aus nach dem Osten deportiert wurden. Ab Frühjahr 1942 war Theresienstadt dann vor allem „Altersgetto" für prominente und privilegierte Juden aus dem Deutschen Reich. Die Überlebenschancen waren freilich kaum günstiger als in anderen Lagern, wie folgende Bilanz zeigt: Von den insgesamt über 141 000 Eingelieferten waren 88 000 deportiert und dann größtenteils vernichtet worden, etwa 33 500 Menschen waren in Theresienstadt gestorben, knapp 17 000 Menschen wurden am 7. Mai 1945 von der Roten Armee befreit.

Türkei nach Palästina gelangen. Mein Bruder Erich gibt die Adresse dieses Mannes an einen jungen Mann namens Lazarowicz weiter. Drei Tage später wird mein Bruder verhaftet. Er wird verhört, ins Gestapogefängnis nach Ungarisch-Hradisch gebracht. Dann nach Brünn. Ins berüchtigte Kaunitz-Kolleg - ein Gestapogefängnis mit Foltermethoden, wie sie im Mittelalter in der über der Stadt stehenden Festung Spielberg nicht schlimmer hätten sein können. Werden wir Erich je wiedersehen?

Meine Mutter weint sehr viel. Wir trösten sie, so gut es geht. Anfang September beschließen Eva und ich zu heiraten. Wir wollen auch nach dem Transport zusammenbleiben. Wir gehen zum Rabbiner und erledigen die Formalitäten. Die Trauungszeremonie steht im Zeichen der Zeit. Insbesondere lastet das Fehlen meines verhafteten Bruders auf uns, zumal wir nicht wissen, ob er noch lebt.

Wir ziehen in ein Untermietzimmer, genauer gesagt, in ein halbes Zimmer. Die andere Hälfte gehört dem Wohnungsvermieter und ist durch eine spanische Wand abgeteilt. In unserer Phantasie planen wir eine wunderbare Hochzeitsreise, die wir nach dem Krieg in ein fernes Land unternehmen wollen. Und wir träumen und träumen. Wir sehen nicht die Gefahr, die auf uns zukommt. Wir wollen sie nicht sehen. Wir lieben uns und vergessen für einen Augenblick den Krieg, die rollenden Transporte, die Gestapogefängnisse.

Am 24. Januar 1943 ist es so weit. Die Vorladung des Sicherheitsdienstes, die wir in Händen halten, beendet die monatelange Spannung. Wir haben uns am 27. Januar morgens in einer Schule in der Nähe des Bahnhofs zu stellen. Sämtliche Dokumente sind mitzubringen, ein Verzeichnis der in der Wohnung hinterlassenen Gegenstände ist anzufertigen. Zu Hause werden die letzten Vorbereitungen getroffen. Wir jungen Leute jedenfalls empfinden im Augenblick unser Schicksal als nicht besonders schlimm. Es trifft uns alle, wir sind zusammen, wir können arbeiten, wir haben ja immer gearbeitet. Und in Theresienstadt - und weiter will keiner von uns denken - sind viele Bekannte, Verwandte und Freunde von uns. Weniger als es jetzt für uns zu essen gibt, wird es auch dort nicht geben.

In der Schule werden wir auf die einzelnen Klassenzimmer verteilt, werden registriert, und dieses Personalblatt mit allen möglichen Angaben wird uns von nun an begleiten. Am späten Nachmittag besteigen wir einen Personenzug, der uns nach Theresienstadt bringen soll. Zum ersten Male werde ich numeriert. Die Nummer, die ich um den Hals trage, lautet CP 510.

Theresienstadt, Ende Januar 1943

Schleuse. Kaserne. Transitraum. Strohlager. Namen fallen. Zum Abtransport nach dem Osten. Umzug in eine andere Kaserne. Für eine Nacht. Strohlager. Ein dumpfigfeuchtes Gewölbe. Vollgepfercht mit Menschen. Nein, mit „Untermenschen".

Osten - Arbeitseinsatz, sagt man. Wir sind alle zusammen: Meine Eltern, meine Frau, zwei Brüder, meine Schwester, Schwägerin. In acht Tagen werde ich dreiundzwanzig. Seit vier Jahren an Straßenbau und Steinbruch gewöhnt. Die

letzten Wochen ans Sägewerk. Der Gedanke beruhigt mich. Es wird schon nicht so schlimm sein. Vater meint es auch. Er zahlte pünktlich Steuern. Für König und Kaiser im Ersten Weltkrieg drei Jahre an der Front. Hat sich nie etwas zuschulden kommen lassen.
Transportnummern werden verteilt. Um den Hals gehängt. CU 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217. Tausend Frauen, Männer, Kinder. Schleppen sich. Nach Bauschowitz. Personenzug wartet. Werden einzeln aufgerufen. Steigen ein. Zehn im Abteil. Etwas gedrängt. Kann doch nicht so schlimm sein: Personenzug.
Osten - Arbeitseinsatz. Einsatz? Warum nicht einfach Arbeit? Abfahrt. Es ist neun Uhr morgens. Sehen Trümmer. Hören sächsisch. Entdecken Notizen an der Wand des Wagens. Abfahrt Theresienstadt 9.00 Uhr, dann Dresden, Bautzen, Görlitz, Breslau, Brieg, Oppeln, Hindenburg. Dann nichts. Tag und Nacht. Auf der Strecke entdecken wir Juden. In Zivilkleidung. Mit Stern. Mit Schaufeln. Werfen Brot aus dem Fenster. Sie stürzen sich darauf. Stoßen sich. Arbeitseinsatz? Werden wir auch so aussehen? Handeln? Stoßen? Nochmals Tag. Und halbe Nacht. Der Zug hält kreischend an. Eintausend Männer, Frauen, Kinder. Die Begleitmannschaft umstellt den Zug. Wir haben im Zug zu bleiben. Nicht mehr lange. Eine Kolonne LKWs kommt. Starke Scheinwerfer erhellen plötzlich die Rampe. SS-Offiziere und Wachtposten stehen da. Wir sind an der Todesrampe von Auschwitz-Birkenau.[5]
Auschwitz-Birkenau, Todesrampe, Mitternacht vom 1. zum 2. Februar 1943.
Alles aussteigen! Alles liegenlassen! Eine Panik. Jeder versucht, so viel wie möglich in die Taschen zu stopfen. Die SS-Leute brüllen: Bewegung! Ein bißchen Dalli! Noch ein Hemd wird angezogen. Noch ein Pullover. Zigaretten. Vielleicht als Tauschobjekt. Männer auf diese Seite, Frauen auf die andere Seite, Frauen mit Kindern auf die LKWs. Männer und Frauen, die schlecht zu Fuß sind, können mit den LKWs mitfahren. Viele melden sich.
Der Rest wird in Fünferreihen aufgestellt. Eine Frau versucht, zu uns herüberzukommen. Sie will vermutlich ihren Mann oder Sohn sprechen. Ein SS-Mann reißt sie mit einem Spazierstock zu Boden. Am Hals. Sie bleibt liegen. Wird weggezerrt. Arbeitseinsatz?
Ein SS-Offizier steht vor uns. Obersturmführer. Wird von einem Posten so angesprochen. Vermutlich Arzt. Ohne weißen Kittel. Ohne Stethoskop. In grüner Uniform. Mit Totenkopf. Einzeln treten wir vor. Seine Stimme ist ruhig. Fast zu ruhig. Fragt nach Alter, Beruf, ob gesund. Läßt sich Hände vorzeigen. Einige Antworten höre ich.
Schlosser - links.

---

[5] Das KL Auschwitz bestand aus drei Komplexen mit 38 Außenlagern. Auschwitz (I), am 20. Mai 1940 errichtet, war Hauptlager und Zentrale, Auschwitz II (Birkenau) bestand ab 26. November 1941 und war ab Januar 1942 Vernichtungslager, in dem die „Selektierung" auf der Ankunftsrampe stattfand, dort befanden sich die großen Vergasungsanlagen, Auschwitz III (Monowitz) diente ab 31. Mai 1942 als Arbeitslager für das Buna-Werk des IG-Farben-Konzerns.

Verwalter - rechts.
Arzt - links.
Arbeiter - links.
Magazineur der Firma Bata - rechts. Es ist unser Bekannter. Büchler aus Bojkowitz.
Schreiner - links.
Dann ist mein Vater an der Reihe. Hilfsarbeiter. Er geht den Weg des Verwalters und Magazineurs. Er ist fünfundfünfzig. Dürfte der Grund sein.
Dann komme ich. Dreiundzwanzig Jahre, gesund, Straßenbauarbeiter. Die Schwielen an den Händen. Wie gut sind die Schwielen. Links.
Mein Bruder Ernst: zwanzig, Installateur - links.
Mein Bruder Edgar: siebzehn, Schuhmacher - links.
Versuche meine Mutter, Frau, Schwester, Schwägerin zu entdecken. Es ist unmöglich. Viele Autos sind abgefahren.
Aufstellung in Dreierreihen. Ein SS-Posten fragt nach tschechischen Zigaretten. Ich gebe ihm welche. Er beantwortet meine Fragen. Die Kinder kommen in den Kindergarten. Männer können ihre Frauen sonntags besuchen. Nur sonntags? Das reicht doch! Es muß wohl reichen.
Wir marschieren. Auf einer schmäleren Straße. Wir sehen ein hell erleuchtetes Quadrat. Mitten im Krieg. Keine Verdunkelung. Wachtürme mit MGs. Doppelter Stacheldraht, Scheinwerfer, Baracken. SS-Wachen öffnen ein Tor. Wir marschieren durch. Wir sind in Birkenau.
Vor einer Baracke bleiben wir zehn Minuten stehen. Dann werden wir eingelassen. Aus dem Transport von eintausend Männern, Frauen, Kindern sind es jetzt 155 Männer. Mehrere Häftlinge sitzen an Tischen. Geld und Wertgegenstände sollen abgegeben werden. Auch Verstecktes. Sonst gibt es harte Strafen. Aus meinem Hemdkragen trenne ich ein Stück auf. Zehn-Dollar-Note. Von meinem Schwiegervater. Als Reserve für Notzeiten. Die Namen werden registriert. Ich frage, ob ich die Kennkarte behalten soll. Nein, heißt es. Wir bekämen neue. Wir kommen ins Freie. Dann eine andere Baracke. In einem Raum legen wir unsere Kleider ab. Nur Schuhe und Gürtel behalten wir. Sämtliche Haare werden abgeschnitten. Und abrasiert. Wegen der Läuse. Wir werden mit Cuprex eingesprüht. Kommen in einen sehr warmen Raum. Stufenartig angelegt. Wie eine Sauna. Wir sind nackt und freuen uns über die Wärme. Eigenartig sehen wir aus. Komisch. Glatzen, um den nackten Bauch einen Gürtel und wir haben Schuhe an. Ein Häftling in gestreifter Kleidung kommt herein. Stellt sich vor uns. Wir fragen nach den Frauen, Kindern. „Gehen durch den Kamin"! Wir verstehen ihn nicht. Wir halten ihn für einen Sadisten. Wir fragen nicht mehr.
Im Raum wird es immer heißer. Plötzlich wird eine Eisentür aufgerissen. Führt zu einem Nebenraum. Häftlinge brüllen: Bewegung, Dalli ... genau wie die SS an der Rampe. Scheint die Lagersprache zu sein. Mit Stockschlägen werden wir in den eiskalten Raum unter die Brausen getrieben. Eiskalter Raum. Eiskaltes Wasser. Nach der warmen Sauna. Beim Versuch, dem kalten Strahl

auszuweichen, gibt es Stockschläge. Nach zehn Minuten wird das Wasser abgestellt. Handtücher gibt es nicht. Dafür Kleidung. Fremde Kleidung. Zivilkleidung mit einem breiten roten Strich auf der Rückseite der Jacke, je einem Strich an den Hosenbeinen. Scheint Ölfarbe zu sein. Es gibt eine Jacke, Hose, Unterhose, Hemd, Socken. Keinen Mantel. Keine Mütze.

2. Februar 1943

Mein Bruder Edgar ist groß. 186. Die Ärmel seiner Jacke sind zu kurz. Viel zu kurz. Er bittet um Umtausch. Bekommt einen Faustschlag ins Gesicht. Fällt auf den Betonboden. Ich helfe ihm auf die Beine. Die Jacke bleibt die gleiche. Das ist also der Arbeitseinsatz. Wie lange kann man das aushalten?

Wir treten draußen an. Warten eine halbe Stunde. Die Tür einer Desinfektionsanlage ist offen. Wir sehen zwei Häftlinge. Sie tasten die Kleidungsstücke nach eingenähtem Geld und nach Wertsachen ab. Das Geld werfen sie auf einen Haufen. Meistens Dollar-Noten. Scheint hier wertlos zu sein. Wir warten und frieren. Endlich geht es weiter. Wir marschieren. Kommen in einen Block. Dreistöckige Bettgestelle. Sechs Häftlinge eine Pritsche. Die Stubendienste brüllen: Marsch, marsch in die Betten, Schuhe unten stehen lassen. Wir klettern auf die Pritschen. Pritschen ohne Stroh und ohne Decken. Schlafen können wir nicht. Beten wir, schlägt jemand vor. Wir beten. Schema Israel ...

Aufstehen, Bewegung, brüllen die Stubendienste. Einige von uns suchen verzweifelt nach ihren Schuhen. Viele finden sie nicht. Alte Schuhe, die nicht passen, sind da. Sie fragen die Stubendienste. Faustschläge sind die Antwort.

Uns alle beschäftigt nur die Frage: Wo sind unsere Eltern, Frauen, Geschwister? Wo sind die Kinder? Wo sind sie?

Vor dem Block antreten. Wir frieren. Es ist noch dunkel. Der Boden ist schlammig. Links von uns ist der Stacheldraht. Elektrisch geladen. Totenkopf. Darunter: „Lebensgefahr". Ich bin verzweifelt. Schaufeln werden wir bekommen. Eigenes Grab schaufeln. Das sind meine Gedanken. Ich spreche sie aus. Mein kleiner Bruder tröstet mich. Ich sollte ihm Stütze sein. Elektrisch geladener Stacheldraht. Nur berühren - aus. Tut nicht weh. Mein kleiner Bruder fragt: Willst Du mich allein lassen?

Vordermann! Seitenrichtung! Sauhaufen! Der Blockälteste schreit. Die Stubendienste schreien. Versuchen durch Stoßen die Reihen zurechtzurücken. Ein SS-Mann kommt. Der Blockälteste meldet die Zahl. Wir werden gezählt. Bleiben noch eine halbe Stunde stehen. Abmarsch in eine andere Baracke. Wir treten ein. Die Baracke ist ganz leer. Stehen herum. Eine andere Gruppe kommt wenige Minuten nach uns. Juden aus Polen. Aus Pruszana. Ein Tisch wird hereingebracht. Mehrere Häftlinge in gestreifter Kleidung kommen. Mit Karteikarten. Mit Tätowiernadeln. Namen werden aufgerufen. Zum letzten Mal. Später werden nur noch die Nummern gelten. Der linke Unterarm ist das Namenschild. Edgar 99727, ich 99728, Ernst 99729. Unser Einbrennstempel. Wie beim Vieh. Damit es nicht verloren geht. Die Häftlinge mit den Tätowiernadeln sind sehr gewandt. Das macht die Erfahrung. Beim neunundneunzigtausendsiebenhundertachtundzwanzigsten Mal hat man Erfahrung.

Wir warten noch eine Stunde. Treten draußen an. Wir marschieren wieder. In ein neues Lager. Zwei unübersehbare Reihen Pferdeställe. Überall Schlamm. Leicht gefroren. Das Lager ist menschenleer. Wir sind also die Pioniere. Das ganze Bild ist etwas gespenstisch. Zwei lange Reihen Baracken, Schlamm, Stacheldraht. Von weitem hört man das Geräusch von Dieselschleppern. Tuck, tuck, tuck, tuck ... Die Betten kennen wir schon. Dreistöckig. Für sechs Personen. Keine Decken. Blankes Holz. Wir werden in die Betten befohlen. Hier befiehlt der Blockälteste. Ein Reichsdeutscher mit grünem Winkel: ein Krimineller.[6] Er spricht zu uns. Birkenau sei kein Sanatorium, Disziplin, Sauberkeit. Fleiß. Nur so könne man überleben.

Die Baracke hat an den Stirnseiten Tore. Auf einer Seite der Baracke ist der Schlafraum des Blockältesten. Hierher wird auch die Verpflegung gebracht: Brot, Margarine, Marmelade, Suppe, eine schwarze Brühe, die man Kaffee oder Tee nennt. Auf der anderen Stirnseite ist ein Abort. Ein Häftling wird zum Scheißmeister bestimmt. Er hat hier für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen. Seit gestern abend haben wir nichts zu essen bekommen. Inzwischen ist es Mittag. Seit zwei Stunden stehen wir zwischen zwei Blocks herum und tun gar nichts. Wir bewegen die Arme, hüpfen, nur um nicht zu frieren. Anfang Februar ohne Mantel. Ohne Hut. Ohne Essen. Ohne Eltern. Ohne Geschwister, Frauen. Ohne Heim. Ohne Hilfe. Ohne Hoffnung.

Es kommt der Abendappell. Bereits eine Stunde vorher üben wir das Antreten. Stillgestanden! Rührt Euch! Der Blockführer kommt. Ein SS-Unteroffizier. Der Blockälteste meldet die Zahl. Wir werden gezählt. Nach dem Appell gehen wir in den Block. Wir bekommen eine Ration Brot. Ein Sechstel eines Kommißbrotes. Wenn wir arbeiten, bekommen wir mehr, heißt es. Einen Eßlöffel Rübenmarmelade und schwarze Brühe. Die guten Tischsitten sind dahin. Nach 24 Stunden. Die meisten essen gierig. Ich auch. Wir diskutieren. Wir sprechen von Kameradschaft, Solidarität. Unsere Glaubensbrüder aus Pruszana halten zusammen. Wir auch. Ein Instinkt, herausgebildet in zwei Jahrtausenden. Sich in der Not zusammenzuschließen. Wir schließen uns zusammen. Und doch sind wir zwei Gruppen. Aus Ost und West. Unsere Akzente sind verschieden. Vielleicht auch die Lebensgewohnheiten. Lebensgewohnheiten?

Es ist schon sehr finster draußen. Eine Trillerpfeife durchbricht die Ruhe. Rufe dringen zu uns. Postenkette einziehen! Ab jetzt dürfen wir den Block nicht verlassen. Es wird auf jeden scharf geschossen. Die erste Nacht im Quarantänelager ist angebrochen. Auf Befehl der Stubendienste steigen wir auf die Pritschen. Wir drängen uns zusammen. Wegen der Wärme. Rechts von mir liegt Bobek Alt, links meine zwei Brüder. Ich weine und bete. Beides tue ich heim-

---

[6] Die Häftlinge in Konzentrationslagern waren durch verschiedenfarbige Stoffdreiecke - Winkel -, die der Kleidung aufgenäht waren, nach Kategorien gekennzeichnet: u. a. rot für politische Häftlinge, grün für Kriminelle (Berufsverbrecher), schwarz für „Asoziale", rosa für Homosexuelle, lila für Bibelforscher (Zeugen Jehovahs).

lich. In vier Tagen werde ich dreiundzwanzig. Und weine. Meine Eltern ... Schema Israel Adonaj Elohenu ...

3. Februar 1943

Aufstehen! Bewegung! Die Stubendienste laufen zwischen den Bettreihen. In der Hand haben sie kurze Stöcke. Vorläufig werden diese gegen die Holzpritschen geschlagen. Eine Art Gong. Waschen! Wir gehen zwei Blocks weiter. Dort gibt es einen Wasserhahn im Freien. Es kommt kein Wasser. Vielleicht eingefroren. Wir gehen in den Block zurück. Es gibt schwarze Brühe. Sonst gar nichts. Dann heißt es zum Appell antreten. Wie gestern abend. Der Temperaturunterschied zwischen Block und Feld ist groß. Besonders morgens spüren wir ihn stark. Frieren wir - und wir frieren oft - umarmen wir uns und reiben gegenseitig unsere Rücken mit den Händen. Wir reiben uns warm und müde. Wir stellen uns in Fünferreihen auf. Stehen und warten. Eine Stunde. Der Blockälteste kommt heraus. Die Stubendienste, die uns auf Vordermann und Seitenrichtung brachten, bilden die erste Fünferreihe. Eine Art Prominenz. Für ein Stückchen Brot versehen sie diesen Dienst. Ein Stückchen Brot bedeutet viel in Birkenau. Brot ist das häufigste Wort in unseren Gesprächen. Wenn jemand Brot sagt, hören sofort alle gespannt zu. Wir warten auf Brot seit dem Aufstehen. Vielleicht werden wir schon bald arbeiten, dann gibt es mehr.

Der Blockführer kommt. Stillgestanden! Block 18 angetreten mit soundsoviel Häftlingen, meldet der Blockälteste. Seine Meldung ist zackig und knapp. Diesen Ton muß man sich merken. Alle „alten" sprechen hier so. Uniform, ja, die Uniform wird es sein. Sei es nur die Uniform eines Häftlings. Eines Häftlings mit grünem Winkel. Noch leben alle. Die Rechnung stimmt. Rührt Euch!

Bis Mittag stehen wir draußen. Dann gibt es Rübensuppe. Wir haben Blechtöpfe, die einen dreiviertel Liter fassen. Nachmittags bekommen wir Leinenstreifen, Nadeln und Zwirn. Wir schreiben unsere Häftlingsnummern darauf. Davor zeichnen wir einen Davidstern. Jetzt sind wir fertig numeriert. Auf der Haut und auf der Jacke. Der Nachmittag ist ruhig. Der Wasserhahn funktioniert. Es gibt Wasser zum Waschen. Nur zum Waschen. Wir trinken trotzdem. Wir waschen nur das Gesicht und die Hände. Handtuch gibt es nicht.

4. Februar 1943

Der dritte Tag bringt etwas Neues. Wir bleiben nach dem Appell zwischen Block 18 und 19 stehen. Wir kommen auf Block 19. Auch Block 20 ist belegt. Ein Judentransport aus Berlin. Tätowierte Nummern 100000. Wo sind die 99000? Wo sind sie? Wie viele sind wohl nicht registriert worden?

Jetzt sind insgesamt drei Blöcke belegt. Dreimal vierhundert - macht zwölfhundert. An der Zahl gemessen ein ansehnliches Dorf - in drei Pferdeställen. Tagsüber taut der gefrorene Schlamm zwischen den Blöcken auf. Befehl zum Läuseappell: Hemd ausziehen. Läuse suchen! Fleckfiebergefahr. Deshalb die Quarantäne. Wir suchen - finden keine. Ein Häftlingsarzt kommt. Sieht gleichfalls nach Läusen. Auch er findet keine. Der Blockälteste kommt. Antreten in Dreierreihen. Block 19, vorwärts Marsch! Im Schlamm geht es sehr schwer vorwärts. Er kommandiert Laufschritt. Nimmt wegen des Schlamms

das Kommando wieder zurück. Mein Nachbar, Dr. Rabinovitsch verliert seine Galoschen - Schuhe hat er keine, man hat sie ihm gestohlen. Es ist unmöglich, diese aus dem Schlamm hervorzuziehen. Er läuft jetzt - die Füße in Fußlappen gewickelt. Die verliert er auch. Nein, frieren tun wir jetzt nicht. Die Bewegung und die Aufregung, was nun kommt oder kommen kann, machen uns warm.
Denkt wohl Erwin Rosenblum, den alle Ružička nennen, was zu deutsch Röslein bedeutet, auch jetzt noch an das Grand Hotel Pupp in Karlsbad und die feinen Menüs, die er dort vor dem Kriege genoß?
Heute morgen hielt er uns einen Vortrag über seinen Aufenthalt in Karlsbad. Die einen hielten es für Sadismus. Die anderen ließen ihm die Freude, zurückzublicken. In eine Zeit ohne Stacheldraht. Ohne Schlamm. Ohne Hunger.
Jetzt sind wir da. Ein Stacheldrahtzaun. Innerhalb eines großen Stacheldrahtzaunes. An einer Stelle ein Durchschlupf. Fünfzig Zentimeter vom Boden. Bückt man sich, kann man durchkriechen. Wir robben uns durch. Dem Blockältesten geht es zu langsam. Mit Fußtritten hilft er nach. Wir sind an einer Kiesgrube, Häftlinge in gestreifter Kleidung schaufeln Kies. Abgemagert. Blutunterlaufene Wunden. Ein Kapo brüllt und schlägt die Häftlinge mit einem Schaufelstiel. Es sind eigentlich wandelnde Skelette. Ob wir wohl auch einmal so aussehen werden?
Bewegung, ruft der Blockälteste. Jacken ausziehen! Verkehrt anziehen! Gegenseitig knöpfen wir uns die Jacken zu. Die Knöpfe sind am Rücken. Verrückt, denke ich. Wir haben das Rückenteil der Jacke mit Kies aufzufüllen. Mit den Händen. Manche nehmen nicht genug. So meint der Blockälteste. Mit dem Fuß tritt er die Häftlinge in die Bauchgegend. Neuer Kies. Dann ist er zufrieden. Der Kapo von der Kiesgrube kommt an den Stacheldraht. Wir haben durchzukriechen. Mit dem Kies. Es ist nicht leicht. Stützen wir uns, fällt der Kies heraus. Jeder, der durchkriecht, erhält einen oder zwei Stockhiebe. Von dem Kapo. Mit dem Schaufelstiel. Wer den Kies verschüttet, muß nochmals zurück. Neuer Kies. Neue Hiebe. Wie lange kann man das aushalten?
Zurück zum Block. Der Kies wird zwischen Block 18 und 19 geschüttet. Zur Trockenlegung des Schlammes. Vierhundert Häftlinge - vierhundert Schaufeln Kies. Ein Tropfen auf den heißen Stein. Das sinnlose Spiel wiederholt sich noch zweimal.

5. Februar 1943
Wir müssen nur noch zweimal Kies holen. Eigentlich empfinde ich es jetzt nicht mehr so schlimm. Es ist alles Gewöhnung. Auch an Schläge kann man sich gewöhnen. Bei unserer Rückkehr wartet der Lagerkapo auf uns. Er ist ein Asozialer, er hat einen schwarzen Winkel. Er hat sich ein seltsames Spiel ausgedacht. Spießrutenlaufen. Mit dem Kies. Zwei Reihen Häftlinge, ungefähr zehn auf jeder Seite, stehen mit dem Gesicht zueinander. In den Händen halten sie Schaufelstiele. Die übrigen müssen durchlaufen. Und müssen geschlagen werden. Ich werde zu den Schlagenden ausgesucht. Ich hole zum Schlag

aus, ohne in Wirklichkeit zu schlagen. Ich bemerke nicht, daß mich der Kapo beobachtet. Unter seinem Schaufelstiel breche ich zusammen. Mein Rücken tut weh. Mit zehn Berlinern mache ich viel mehr als mit Euch, Ihr Saubande!

Das ist also Quarantäne. Eine Art Tauglichkeitsprüfung. Eine Elite. Eine Elite der Skelette. Denn es kann nicht mehr lange dauern. Wir sind auf dem besten Wege. Die kalorienarme Wasserkost und das nicht trinkbare Wasser sind Ursache des Durchfalls. Der Andrang zur zweisitzigen Latrine ist groß. Der Scheißmeister hat keine Not. Wer ihm eine Scheibe Brot zusteckt - wird vorgelassen. Wer keines hat, muß warten. Bis es zu spät ist. Von da an wird er immer etwas Brot aufbewahren. Als Maut.

Die Kranken knien vor den Ofentüren und greifen in den Ofen. Verbranntes Holz soll die Tierkohle ersetzen. So gibt es vor dem Ofen ein Gedränge und Streit.

Wir treten zum Abendappell an. Dann gibt es Brot und Margarine. Wir bekommen Decken. Richtige Decken. Bunte Decken. Keine einheitlichen Farben. Sie stammen aus einem Transport aus Holland. Das Einnähetikett ist ein Beweis dafür. Jeder bekommt eine Decke. Alle sind glücklich. Vielleicht werden wir wirklich gebraucht. Osten - Arbeitseinsatz. Wir haben Decken. Zwei Decken aufeinander wärmen besser. Bobby Alt und ich schlafen unter zwei Decken. Warmen Wolldecken. Aus Holland. Decken, deren Besitzer möglicherweise nicht mehr am Leben sind. Jetzt können wir sogar die Kleider ausziehen. Wir legen sie unter den Kopf.

6. Februar 1943

Heute bin ich dreiundzwanzig. Meine Brüder gratulieren. Nächsten Geburtstag in Freiheit! Die Freunde schließen sich an. Ich habe Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Härte macht nicht hart. Zumindest nicht mich.

Appell. Läuseappell. Kiesholen. Schläge. Gegen Mittag hören wir ein großes Geschrei aus dem Nebenblock. Ein Häftling hat aus einer Decke ein Stück herausgeschnitten. Für Fußlappen. Alle drei Blöcke antreten! Alle für einen, brüllt der Blockälteste. Sabotage! Volksschädling! Der Saboteur liegt zusammengeschlagen vor dem Block. Er wird nicht mehr lange leben. Zwischen den Blockreihen, auf der breiten schlammigen Lagerstraße treten wir an. Lagerälteste, Stubendienste, Blockälteste laufen aufgeregt und brüllend hin und her. Sie stoßen und schlagen. Jetzt sind sie zufrieden. Um einen Sonderappell kann es sich nicht handeln. Alle stehen zusammen. Durcheinander. Die Spannung steigt. Was wird wohl kommen? Der Lagerälteste mit dem schwarzen Winkel übernimmt das Kommando. Stillgestanden!

Er droht mit hundert Stockhieben, mit Stehbunker, Entzug der Verpflegung, falls sich der Fall wiederholen sollte. Jetzt läßt er uns in Kniebeuge gehen. Aufstehen! Kniebeuge! Auf! Kniebeuge! Auf! Kniebeuge! Vorerst bleibt es bei diesem Befehl. Unsere Blechnäpfe, die an unseren Gürteln baumeln, versuchen wir als Sitz zu verwenden. Wer erwischt wird, bekommt Schläge. Nach einer Stunde kippen die ersten um. Stubendienste helfen mit Stockhieben nach.

Die Kälte, der Hunger, die Kniebeugen. Nach sieben Stunden dürfen wir in die Blöcke. Die Liegengebliebenen werden zur Seite geschleift. Vor den Block gelegt. Sie werden zum Appell nicht mehr antreten müssen. Sie werden liegend gezählt. Behandelt wie die Toten. Die Blockschreiber notieren sich ihre Nummern. Den Blockältesten werden heute mehrere Rationen übrigbleiben. Auch Margarine. Oder Wurst. Ja, es war mein dreiundzwanzigster Geburtstag. Ich werde ihn nicht so schnell vergessen.

7. Februar 1943

Viele haben Fieber. Wer muß zum Arzt? ruft der Stubendienst. Viele melden sich. Stehen an der Außenwand des Nebenblocks gelehnt. Manche setzen sich. Sie warten eine Stunde. Oder länger. Die Zeitbegriffe sind uns allen verloren gegangen. Wir sehen nur, ob es hell oder dunkel ist. Noch kein Tag mit Sonne. Nur Wolken. Graue Wolken. Wolken, hinter denen wir keine Sonne vermuten. Die Kranken werden jetzt weggeführt. Sie schleppen sich mühsam durch den Schlamm. Wir sehen sie nicht wieder.

Dem Blockältesten erscheint das Kiesholen wenig sinnvoll. Der Raum zwischen den Blöcken ist immer noch schlammig. Heute marschieren wir in eine andere Richtung. Wir müssen unsere Jacken nicht mehr verkehrt anziehen. Wir marschieren zu einem Baugelände besonderer Art. Alte Häftlinge, mit denen wir einen Augenblick flüsternd sprechen können, verraten uns: Krematorium. Endstation. Ein bißchen Asche. Verstreut über die Felder in einem fremden Land.

Wir haben jeweils vier Ziegelsteine zu nehmen. Dies muß heimlich geschehen. Man nennt es organisieren. Es ist nicht leicht, vier Ziegelsteine auf einmal zu tragen. Nicht in diesem Zustand. Nicht alle waren Straßen- und Bauarbeiter. Ziegelsteine in Freiheit sind nicht so schwer. Um den Block soll ein Ziegelsteinstreifen gelegt werden. Besser als Kies. Für uns. Es gibt weniger Schläge.

Dr. Beck aus Ungarisch-Brod versteckt sich heute im Block. Mit hohem Fieber liegt er auf der untersten Pritsche. Zum Appell schleppen wir ihn heraus. Wir stützen ihn. Am nächsten Tag liegt er im Sterben. Zwei Mithäftlinge versuchen, dem Sterbenden die Schuhe auszuziehen. Er hat gute Schuhe. Schuhe bedeuten viel. In diesem Schlamm. In dieser Kälte. Die Häftlinge stoßen aneinander. Der Stärkere gewinnt. Wenige Minuten später lebt Dr. Beck nicht mehr. Wir sagen Kaddisch, das Totengebet. Er wird vor den Block gelegt. Beim Appell mitgezählt. Er ist nicht der einzige. Ihm folgen mehrere aus anderen Blöcken. Ein Leichenkommando kommt. So geht es jeden Tag. Immer mehr und mehr. Schläge. Durchfall. Fieber. Jetzt weiß ich, was Quarantäne bedeutet. Ein Sieb mit großen Löchern. Viele fallen durch.

So vergeht Tag für Tag. Tote. Tote. Tote. Hunger und das Wasser verringern unsere Reihen. Zur Ergänzung unseres Blocks kommen holländische Juden zu uns. Sie sterben wie die Fliegen. Die Juden aus Polen sind am widerstandsfähigsten. Vielfach Handwerker oder Arbeiter. Auch körperlich sind sie besser daran. Nicht so verweichlicht wie die Holländer oder Tschechoslowaken.

Der Tag ist ausgefüllt mit Herumstehen zwischen den Blöcken, mit Läuseappell, Essen. Zum Essenholen werden die noch nicht so sehr abgemagerten Häftlinge bestimmt. Oft versuchen sie, unbemerkt in den Kessel zu greifen. Kartoffel kann man am besten organisieren. Man stopft sich eine in den Mund. Natürlich gibt es auch hier Schläge. Das nimmt man schon in Kauf.
Die Nachtwache im Block schlägt Alarm. Ein Häftling aus Pruszana ist in den Raum des Blockältesten eingedrungen. Zwei Würfel Margarine sind die Beute. Die Schreie, durch die Schläge des Blockältesten ausgelöst, wecken den ganzen Block. Kameradschaftsdiebstahl! brüllt der Blockälteste. Morgen sprechen wir uns noch! Zitternd klettert der Dieb auf seine Pritsche. Er wollte ja nur Gestohlenes stehlen. Gestohlen von den Rationen der Häftlinge - durch den Blockältesten.
Nach dem Morgenappell wird uns ein Schauspiel geboten. Der Block ist angetreten. Die Arena ist der Raum zwischen Block 18 und 19. Der Tiger, ein baumlanger Blockältester aus einem Nebenblock. Seine Pranke ist berüchtigt. Holt er zum Schlag aus, tut er es in Lederhandschuhen. Wegen des Effektes. Des Schalleffektes. Bisher beobachtete ich nur einen, der nach einem Schlag von dem Baumlangen nicht umkippte. Und das lohnte wirklich nicht. Dieser Mißerfolg brachte den Mann mit dem harten Schlag in Wut. Sein Prestige war gesunken. Er arbeitete nie ohne Zuschauer.
Erst spricht der Blockälteste. So ergeht es jedem ... Kameradschaftsdiebstahl ... Der Delinquent steht mit blutunterlaufenem Auge vor dem angetretenen Block. Zehn Meter seitwärts ist eine Grube. Etwa drei Meter tief. Mit Grundwasser. Der Boden ist an diesem Tage schlammig. Die Pranke des Tigers erhebt sich zum ersten Schlage. Er schlägt zu. Das Opfer geht zu Boden. Das wiederholt sich mehrere Male. Jetzt sind es nur noch zwei Meter zur Grube. Nun erkennen wir die Absicht. Bestenfalls zwei Schläge. Nein, einer reichte. Mit Geschrei stürzt unser Mithäftling in die Grube. Niemand darf ihm helfen. Eine Stunde später sehen wir ihn schlammverschmiert aus der Grube steigen.
Jeden zweiten oder dritten Tag kommt ein Häftlingsarzt. Der Block hat anzutreten, die Hemden werden nach Läusen durchgesehen. Wir haben die Zungen herauszustrecken. Wer eine belegte Zunge hat, wird aufgeschrieben und angeblich in den Krankenbau im Hauptlager Birkenau gebracht. Viele kommen fort. Keiner kehrt zurück. Unsere Reihen lichten sich.
5. März 1943
Mein Bruder Ernst bekommt Durchfall. Er hat hohes Fieber. Der Häftlingsarzt ist wieder da. Wir treten an. Strecken die Zungen heraus. Ich stehe in der ersten Reihe. Diese hat nach der Kontrolle vorzutreten. Edgar ist in der zweiten. Ernst in der dritten. Seine Zunge ist stark belegt. Der Arzt und der Blockälteste sind gerade am anderen Ende des Blocks. Blitzschnell reiße ich Ernst nach vorne. Tausche mit ihm den Platz. Für heute ist die Gefahr vorüber.
Nacht vom 5. zum 6. März 1943
Ernst hat immer noch hohes Fieber. Seine Lippen sind trocken und aufge-

sprungen. Er verlangt Wasser. Wir geben ihm zu trinken. Die Nacht bricht herein. Wir haben zwei Becher für die Nacht. Wir stellen sie ans Kopfende der Pritsche. Bitten den Nachbarn, das Wasser nicht zu nehmen. Trotzdem ist das Wasser eine halbe Stunde später nicht mehr da. Im Block gibt es kein Wasser. Verläßt man nachts den Block, wird scharf geschossen. Der Stacheldraht ist nur zwei Meter vom Block entfernt. Wasser, Wasser, Wasser... Wir haben keines. Unser Mithäftling hat es getrunken. Trotz Versprechens.

6. März 1943

Aufstehen! Zum Appell antreten! Pepa Brammer zieht seine gefütterte Jacke aus. Es ist ein großes Glück, solch eine Jacke zu besitzen. Er gibt sie Ernst. Er nimmt dafür seine dünne Jacke. Edgar und ich umarmen Pepa. Wir kennen ihn von zu Hause. Die Tränen können wir nicht unterdrücken. Es ist ja selbstverständlich, wehrt Pepa ab. Nein, es ist nicht selbstverständlich. Nur wenige würden dies tun. Pepa gehört zu den wenigen. Edi würde es auch tun. Ich - ich weiß es nicht. Wir stützen Ernst und treten zum Appell an. Bleiben in der fünften, letzten Reihe. Aus Sicherheitsgründen. Der Blockführer kommt. Wir ermutigen Ernst. Nur zehn Sekunden! Nur zehn Sekunden! Auf die kommt es an. Dann sind wir durch! Wir lassen Ernst los. Der Blockführer ist vorbei. Damit auch die augenblickliche Gefahr. Bis zum Abendappell. Auch da geht es gut.

7. März 1943

Zwanzig Häftlinge werden zum Deckenholen im Hauptlager ausgesucht. Edgar und ich sind auch dabei. Ernst haben wir auf einer der untersten Pritschen versteckt. Mit Decken zugedeckt. Wir werden ja bald zurück sein. Zehn Minuten hin - zehn Minuten Aufenthalt - zehn Minuten zurück. In einer halben Stunde könnten wir zurück sein. Wir marschieren ins Hauptlager. Bei der Kleiderkammer bleiben wir stehen. Wir warten zwei Stunden. Wir sind ungeduldig. Ernst ist ja allein. Dann bekommen wir die Decken. Jeder von uns zehn. Wir gehen zurück. Eine Gruppe von Häftlingen steht an einer Blockwand. An der Blockwand des Blocks 18. Von hier aus werden die Kranken abgeführt. Es ist ein Wartesaal des Todes. Wir kommen näher. Erkennen den Blockschreiber. Den Lagerkapo. Ernst. Er zittert. Wir wissen es jetzt. Ein SS-Arzt war inzwischen hier. Eine Selektion. Edgar und ich flehen den Blockschreiber namens Wertheimer an, die Karte 99729 verschwinden zu lassen. „Glaubt Ihr, ich gehe für Euch ins Gas?", lautet seine Antwort. Wir dürfen uns nicht verabschieden. Wir winken. Die ungefähr zwanzig Todeskandidaten werden abgeführt. Wir weinen. Andere trösten uns, er käme in den Krankenbau.

10. März 1943

Dr. Mengele kommt. Er ist in Begleitung einiger SS-Unteroffiziere. Wir müssen uns nackt ausziehen. Breitbeinig steht er am Tor des Blocks. Einzeln haben wir nackt vorzutreten. Fünf Meter laufen wir. Dann bleiben wir stehen. Zeigen die Zunge vor. Die meisten passieren. Einige werden abgeführt. Jetzt kennen wir die Prozedur.

Eine halbe Stunde später werden wir zum Baden geführt. Wir freuen uns. Es ist ein Brausebad. Warmes Wasser. Seife, auf der die Buchstaben RIF eingeprägt sind. Manche behaupten, es bedeute *R*ein *J*üdisches *F*ett.[7]
Wir gehen ins Freie. Der eisige Wind verrät noch nichts vom nahenden Frühling. Wir treten an. Wieder einmal Läuseappell. Mit nacktem Oberkörper stehen wir zwei Stunden da.
12. März 1943
Wieder fallen viele durch die Löcher des Siebes. Ein Tag gleicht dem anderen. Wir bemerken einen schwarzen Menschenstrom, der sich uns durch die breite Lagerstraße nähert. Es ist ein Zigeunertransport. Männer, Frauen, Kinder. Sie bleiben zusammen. Behalten ihre eigenen Kleider. Ohne Desinfektion. Sie werden in mehreren Blöcken untergebracht. Man hört deutsch, tschechisch oder die Zigeunersprache.
Am nächsten Tag betrete ich einen Block. Kinder schreien, Frauen weinen, Männer fluchen. Ich erkenne einen Zigeuner, mit dem ich vor der Deportierung in Ungarisch-Brod in einem Sägewerk arbeitete. „Ihr kommt ins KZ, Ihr Juden", sagte er vor drei Monaten zu mir. Etwas schadenfroh. Heute sind wir beide hier. „Hast Du Brot für mich?" Er nickt. Ich darf in seine Manteltasche greifen. Dort finde ich Brotbrösel. Ich stopfe sie in den Mund. Mit dem Schmutz in der Tasche. Welch' Glück. Ich bedanke mich. Ich bedanke mich nochmals. Er weiß nicht, daß er nach wenigen Tagen selbst nach Bröseln suchen wird.
Der Hunger wird immer schlimmer. Ich esse die Kartoffel mit der Schale. Diejenigen, die noch die Kraft besitzen, die Kartoffeln zu schälen, behalte ich besonders im Auge. Ich bettle um ihre Kartoffelschalen. Ich esse sie. Nein, ich esse sie nicht. Ich verschlinge sie gierig. Wie ein Vieh. Als ob ich Angst hätte. Vielleicht vor dem Neid der übrigen Schalenesser. Es gibt mehrere. Früher konnte ich kein Wasser aus einer Tasse trinken. Nur aus einem Glas. Tiefer geht es nicht mehr. Ich schäme mich. Und beobachte scharf, wer Kartoffeln schält.
15. März 1943
Die sechs Wochen Quarantäne sind vorbei. Wir bleiben im Block und warten. SS-Arzt Mengele und drei SS-Unteroffiziere sind da. Es ist das gleiche wie vor wenigen Tagen. Laufen. Zunge zeigen. Einige bleiben zurück. Wir stellen uns auf. Marschieren. Nach einer Stunde kommen wir im Hauptlager Auschwitz an. Über dem Tor die Aufschrift „Arbeit macht frei".
„Augen links". Zu Ehren unserer Bewacher in SS-Uniformen, die neben dem Tor stehen. Zählen im Vorbeimarsch. Wir kommen in den Block 1. Desinfektion und Brausebad. Unsere Wäsche und Kleider werfen wir auf einen Haufen. Wir bekommen Stockschläge von den „alten" Häftlingen, die hier regie-

[7] Die Abkürzung RIF stand für „Reichsstelle für industrielle Fettversorgung" bzw. „Reichs-Industrie-Fette". Die lange Zeit weitverbreitete Interpretation „Reines Judenfett" hat keinen realen Hintergrund.

ren, ein Brausebad, frische Wäsche, gestreifte Häftlingsuniform, Häftlingsmantel, Mütze. Vor dem Block treten wir an. Ein Häftling vom Arbeitseinsatz kommt. Arbeitseinsatz. So hieß es doch in Theresienstadt. Hat also doch gestimmt. Osten eigentlich auch. Den Stacheldraht und die Gaskammern hat man nicht erwähnt. Es würde wohl die Disziplin stören.
Wir werden nach dem Beruf gefragt. Straßenbauarbeiter. Ich bleibe dabei. Ich komme auf Block 17. Mein Kommando heißt Huta-Betonbau. Ein brüllender Blockältester. Jeder wird einzeln angebrüllt. Ordnung, Disziplin, Sauberkeit! Verstanden? Ja! antworte ich. „Jawoll" heißt es. Ich bekomme eine Ohrfeige. „Jawoll" wiederhole ich.
Die Stube ist sehr sauber. Dreistöckige Einzelbetten. Strohsäcke. Decken. Warm. Eine Wohltat nach Birkenau. Wir sind alle sehr optimistisch. Vielleicht macht uns der Spruch „Arbeit macht frei" optimistisch.
Um 5.30 werden wir geweckt. Der Waschraum ist sauber, die Toiletten auch. Wir bekommen eine Art Pfefferminztee und treten dann zum Morgenappell an. Bei „Stillgestanden" herrscht eine Stille im ganzen Lager. Mehrere Blockführer sind mit dem Zählen beschäftigt. Dann treten die Arbeitskommandos an.
Mein Kommando hat seinen Sammelplatz auf der Lagerstraße, unweit der Küche. Dann beginnt der Ausmarsch der einzelnen Kommandos. Ich suche nach meinem Bruder Edgar. Er hat sich als Schuhmacher gemeldet. Ich werden ihn schon finden. Abends werde ich die Blöcke mit Neuzugängen absuchen. Er wird sicherlich das gleiche tun. Eine Musikkapelle spielt Marschmusik. Könnte in jedem Kurort spielen. So gut ist sie. Es sind alles Häftlinge. Jetzt sind wir dran. Wir marschieren so stramm es nur geht. Links, links, links, links ... Vor dem Tor heißt es „Mützen ab! Augen rechts!" Für diesen Augenblick sind wir in Birkenau gedrillt worden. Dafür klappt es jetzt. Mein Nebenmann, ein etwa dreißigjähriger Häftling aus Pruszana, hat Magenkrämpfe. Er kann den Gleichschritt nicht halten. Der Kapo, ein Reichsdeutscher mit grünem Winkel, bemerkt es. Erkundigt sich. Mein Nebenmann spricht von Magengeschwüren, von zu Hause, von Diät. Kapo Helmuth, er wird inzwischen vom Oberkapo so angesprochen, verspricht baldige Hilfe. Er habe ein gutes Mittel. Der Kranke freut sich über so viel Hilfsbereitschaft. Ich auch. Bis Mittag wird es sicher wieder gut.
Wir treffen am Arbeitsplatz ein. Kanalbau. Großbaustelle. Geräteschuppen. Schaufeln und Pickel werden verteilt. Wir gehen an die Arbeit. Zivilmeister und Vorarbeiter zeigen uns den Weg. Der Kranke bleibt mit Kapo Helmuth zurück. Kurz darauf höre ich Schreie. Ein Schaufelstiel war das gute Mittel. Um elf kommt der Leichenwagen.
Die Arbeit besteht aus Erdarbeiten, Zementholen, Betontransport. Die Mischmaschine ist ungefähr zweihundert Meter von der Schüttstelle entfernt. Der Beton wird in Loren befördert. Drei Mann - eine Lore. Auf Schienen. Mit mir zwei ehemalige tschechische Gendarmen. Roter Winkel. Politisch. Hilfsbereit. Kameradschaftlich. Der Zivilmeister ist ein Schlesier. Wir schütten Beton in ei-

ne Schalung. Der Transport hat im Laufschritt zu erfolgen. Zum Glück geht es mit der vollen Lore bergab. Mit der leeren kann man leichter laufen. Glauben wir uns unbeobachtet, verlangsamen wir das Tempo.
Beim Zementholen muß die Hauptstraße überquert werden, die in die Stadtmitte von Auschwitz führt. Ich erkenne die Straße wieder. Als Sechzehnjähriger verbrachte ich in Auschwitz einen Urlaub; in einem Auschwitz ohne Stacheldraht und Gaskammern. Ich denke an die Spaziergänge mit jungen Leuten zum Sola-Fluß, an Heimabende in einem Jugendclub, an das erste Mädchen, für das ich schwärmte und das in dieser Stadt zu Hause war. Es sind schöne und schmerzliche Erinnerungen zugleich. Für einen Zloty fuhr ich damals mit einer Pferdedroschke vom Bahnhof in die Stadt. Es war ein großes Erlebnis für mich. Es war die erste Reise, die ich allein machen durfte. Nach Auschwitz. Sollte die jetzige meine letzte sein? Ich versuche, nicht darüber nachzudenken. Ich will jetzt auch nicht denken. Nur überleben. Um jeden Preis. Um jeden Preis?
Der Blockschreiber bringt eine gute Nachricht. Wir dürfen an Verwandte eine Postkarte schreiben. An die wenigen, die nicht deportiert wurden. Ich schreibe an meine Schwägerin. Sie ist die Stiefschwester meiner Frau, Halbjüdin. Es geht mir gut. Ich bin gesund. Der Absender ist vorgeschrieben. Name, Vorname, Waldsee, Haus Nr. 17. Wie aus einem Erholungsort mit Wald und See. Warum nicht Villa Nr. 17? Mit einer Antwort rechne ich kaum. Der Zweck war wohl, die noch Daheimgebliebenen in Sicherheit zu wiegen.
Beim Zementholen gibt es Ärger. Ein Berliner namens Martin kann einen Zentnersack mit Zement nicht tragen. Er läßt zweimal hintereinander den Zementsack fallen. Zerrissen liegt er auf der Erde. Martin bekommt Schläge. Er kann nicht mehr. Er ist verloren. Wir wissen, was bald geschehen wird. Wir fahren mit den zementbeladenen Loren zur Mischmaschine. Armer Kerl, sagt der eine Gendarm. Wir nicken stumm.
Meinem Cousin Fritz Gelb aus Ungarisch-Brod geht es seit einigen Tagen schlecht. Nur mühsam schaufelt er Kies. Er hat Durchfall und ist sehr geschwächt. Er traut sich nicht, zum Krankenbau zu gehen. Auf Grund der Erfahrungen in Birkenau hat er recht. Am nächsten Tag kommt er nicht mehr zum Kommando. Er hat nicht durchgehalten.
Nach wenigen Tagen sind meine Beine und Füße sehr geschwollen. Immer mehr und mehr. Hungerödem. Abends drücke ich meinen Daumen gegen die Schwellung. An mehreren Stellen. Es bleiben Löcher, die sich wieder langsam füllen. Ich bin nicht der einzige. Abends sind die Füße geschwollen, morgens das Gesicht. Füße, Gesicht. Ich habe Schmerzen in der Leistendrüsengegend. Trotzdem rücke ich mit dem Kommando aus. Ich kann nicht Gleichschritt halten. Ich denke an die Magengeschwüre. Hilfe bis Mittag. Kapo Helmuth. Leichenwagen. Ich reiße mich zusammen. Links, links, links, links ... Meine zwei guten Engel befehlen mir, mich einfach auf das Gestell der Lore zu kauern. Meine Schutzengel. Kapo Helmuth haben wir überlistet. Abends melde ich mich beim Krankenbau. Der Pförtner im Ambulatorium des Häftlingskran-

kenbaues, kurz HKB genannt, wiederholt meinen Namen. Mannheimer. Mannheimer? Von wo bist Du? fragt er. Ich sage es ihm. Auf meine Frage, ob er meinem Bruder Erich begegnet ist, schweigt er. Jetzt bin ich sicher, daß er ihn kannte. Er will nichts sagen. Sein Name ist Weiß und er stammt aus Holić in der Slowakei. Er trägt die Nummer 29000. Ein Zufall, daß er noch am Leben ist. Jüdische Häftlinge leben selten so lange. Vielleicht verdankt er es seiner Stellung.

Ich muß mich entkleiden, muß unter die Brause, dann wird meine Häftlingsnummer ganz groß mit einem Tintenstift auf die Brust geschrieben. Es ist alles sehr gut organisiert. Anders als in Birkenau.

Auschwitz, HKB, Anfang 1943

In einer halben Stunde soll ich operiert werden. Leistendrüsenentzündung. Durch die Schmerzen bin ich etwas apathisch. Das linke Bein ist stark angeschwollen. Ich habe Schwierigkeiten, die Unterhose auszuziehen. Operationstisch. Ein Chirurg. Ein Narkotiseur. Beide polnische Häftlinge. Äther. Ich zähle bis dreiundvierzig. Ich erwache aus der Narkose. Werde verbunden. Ein Papierverband. Auf die Beine gestellt, gehe ich wackelig zur Holzpritsche. Es ist das oberste Bett eines Dreier-Bettgestelles. Wie mit einer Leiter, steige ich mit Hilfe des danebenstehenden Bettgestells in mein Bett. Ich fühle mich in Sicherheit.

Die Nacht ist sehr lange. Neben mir stöhnt ein Häftling. Ich kann nicht schlafen. Das Stöhnen, der Geruch des Krankensaals mit mehr als 200 Betten. Es wird hell. Ich bin froh, daß die Nacht vorüber ist. Die Freude dauert nicht lange. Einer der Pfleger ruft: Alles aus den Betten! Verband abnehmen! Ein SS-Arzt steht an der Eingangstür. Der Häftlingsschreiber ruft die Häftlingsnummern auf. Der zwei Meter breite und zwölf Meter lange Gang zwischen den Bettreihen wird zur Aschenbahn. Ohne Asche. Die soll später folgen. Ich ahne es. Ich habe Angst. Ich habe große Angst. Die zwölf Meter müssen im Laufschritt bewältigt werden. Die es schaffen, dürfen wieder in die Betten. Die anderen bleiben in der Nähe der Türe stehen. Meine Nummer wird aufgerufen. Laufschritt! Ich laufe, ich laufe, ich laufe um mein Leben. Ich empfinde keinen Schmerz. Die zwölf Meter erscheinen mir wie eine Ewigkeit. Meine Arme sind vorschriftsmäßig angezogen. Die Brust heraus. Genauer, das Skelett einer Brust. Ich darf ins Bett zurück.

In dem stöhnenden Nachbarn, der jetzt an der Reihe ist, erkenne ich meinen Freund Riesenfeld. Der ganze Körper ist mit Furunkeln besät. Die Beine geschwollen. Nach acht Wochen Lageraufenthalt. Er kann nicht laufen. Er schleppt sich. An der Tür wird er festgehalten. Dann noch einige andere. Der Lauf ums Leben ist zu Ende. An der Tür dürften es an die vierzig sein.

Die Nummern werden nochmals verlesen. Einer fehlt. Es gelang ihm zu entkommen. Entkommen? Er wird aus dem Bett gezerrt. Er schreit, schreit, schreit ...

Die Skelette, die wir in der Lagersprache Muselmänner nennen, bekommen Decken. Es ist ja April. Mit Hemd und Decke geht es treppabwärts. Nach zehn

Minuten hört man einen Lastwagen abfahren. Die Zurückgebliebenen kennen das Ziel. Niemand spricht darüber. Diese Woche gibt es keine Selektionen mehr. Was wird die nächste Woche bringen? Wie lange muß ich wohl hierbleiben? Ich weiß es nicht. Niemand kann es mir sagen.

Zweite Aprilhälfte 1943

Ich verlasse den Krankenbau. Mein Bruder Edgar arbeitet als Schuhmacher. Er repariert Holzschuhe für Häftlinge. Er sagt, ich solle mich beim Arbeitseinsatz diesmal als Schuhmacher ausgeben. Dann käme ich zu seinem Kommando. Ich melde mich. Mein Block heißt 14a - mein Kommando: Bekleidungswerkstätten. Ich bin mit meinem Bruder zusammen.

Nächster Tag. Ich rücke mit dem Kommando aus. Ein großes Kommando. Ungefähr dreihundertfünfzig Häftlinge. Zwanzig Minuten Fußmarsch. Eine alte Fabrik. Muß eine Gerberei gewesen sein. Ein Dach über dem Kopf. Mein Bruder stellte mich dem Häftlingsmeister vor. Wie im Zivilleben. Heißt Lipczak. Aus Posen. Mein Bruder bekommt jeden Tag von ihm fünf Schläge auf den Hintern. Mit einem Schuhleisten. Obwohl er meinen Bruder mag. Ich soll einen Holzstift in einen Lederschuh einschlagen. Ich muß mich bücken. Wußte gar nicht, daß so ein Schuhleisten so weh tut. Ich soll Holzstifte schneiden. Mit einem Schustermesser. Abends gibt es wieder Schläge. Zu ungleichmäßig und zu wenig, sagt der Meister. Nach einigen Tagen geht es besser. Die Schläge gehören nur noch zum guten Ton. Ein Steckenpferd des Meisters. Unter dem rechten Schlüsselbein bildet sich eine rot-blaue Geschwulst, die sehr schmerzhaft ist. Es ist eine Phlegmone. Abends melde ich mich im Krankenbau.

Ich muß wieder operiert werden. Wieder das Bad, die mit dem Tintenstift an die Brust geschriebene Häftlingsnummer. Ein polnischer Chirurg. Ich komme auf Block 9. Nebenan ist der Frauen-Experimentier-Block. Die Angst vor einer Selektion überfällt mich. Ich versuche nicht daran zu denken. Ich bin sehr abgemagert. Die Rationen im Krankenbau sind sehr schmal. Mein Bruder Edgar kommt unmittelbar vor dem Morgenappell zum Krankenbau. Er pfeift. Es ist ein Signal aus unserer Kindheit. Der Krankensaal liegt im ersten Stock. Ich taumle ans Fenster. „Wie geht es Dir?" ruft er hinauf. „Gut" antworte ich. Er kann meinen Körper nicht sehen. „Fange" ruft er. Eine Tagesration Brot fliegt ins Fenster. Seine Ration. Er hungert. Für mich. Damit ich schneller gesund werde, sagt er. Morgen komme ich wieder. Nach zwei Wochen werde ich entlassen. Mein Bruder wartet vor dem Block. Er umarmt ein Skelett. Er unterdrückt die Tränen. Ich versuche, es ihm gleichzutun.

Der Arbeitseinsatz teilt die Entlassenen ein. Wie gewöhnlich. Tapezierer sagst Du einfach. Ich mache es schon, sagte Edi gestern. Block 14a - Bekleidungswerkstätten. Ich kenne den Betrieb. „Tapezierer vortreten". Der Tapeziererkapo, ein grüner Winkel, hat den „langen Schuster" gern. So nennt man meinen Bruder in dem Kommando. Er ist auffallend groß, auffallend jung. Jetzt siebzehneinhalb. Ich habe eine gute Arbeit. Wie lange wohl? Ich zupfe Wolle. Griechische Wolle. Die Juden aus Griechenland hatten viel Wolle mitge-

bracht. Oliven und Wolle. Ein Pole, ein Politischer, beaufsichtigt die Zupfarbeit. Er ist angenehm und spricht mich beim Vornamen an. Oleg heißt er. Nicht alle Polen sind zu den jüdischen Mithäftlingen so freundlich. Ich schrubbe die Werkstätte. Als ich mit dem Aufwaschen fertig bin, kippt der weniger freundliche „Kamerad" den Eimer um und versetzt mir einen Tritt ins Gesäß. Ich falle hin. Die Anwesenden lachen. Ich nicht. Auf Veranlassung des Tapezierers werde ich zum „Hofkommando" versetzt.

September 1943

Rudi Müller ist ein ehemaliger Handschuhfabrikant aus Prag. Wir sind im gleichen Block, in der gleichen Stube, im gleichen Kommando. Wir haben uns angefreundet. Er sortiert leere Koffer nach Qualität, Verwertbares wird aussortiert. Koffer sind nicht gefragt. Es gibt genug davon. Jeden Tag kommen neue Judentransporte. Neue Koffer. „Ich habe etwas für Dich", sagt er. Der Oberkapo bemerkt, daß wir uns unterhalten, und so kommt auch Rudi Müller in das Hofkommando. Was hast Du? frage ich nachher im Block. Er gibt mir eine Photographie. Ich bringe kein Wort hervor. Verkrieche mit in eine Ecke. Es ist unser Familienphoto. Er fand es in einem Koffer. In unserem Koffer. Ich zerschneide es in zwei Streifen. Diese lege ich in meinen Gürtel, der doppelt genäht ist. Meine Eltern und Geschwister sind mit mir. Sie werden mich begleiten.

Die Arbeit im Hofkommando besteht aus Holzsägen, Hoffegen und sonstigen Hilfsarbeiten. Rudi Müller und ich haben heute Holz zu sägen. Es ist ein warmer Tag. Wir rasten ein wenig. „Drecksäcke!" ruft der Oberkapo aus einem Fenster. Er hatte uns beobachtet. „Mitkommen!" Wir kommen in die Gerberei. Ein großes Becken. Rotbraunes Wasser. Für Häute. Wasserstand einen halben Meter vom oberen Rand. Wir ahnen, was uns blüht. Wir werden in unseren Häftlingskleidern hineingestoßen. Versuchen, herauszuklettern. Der Oberkapo tritt auf unsere Finger. Stößt uns zurück. Tritt uns auf den Kopf. Dies wiederholt sich einige Male. Dann sagt er: „Ihr seid Kerle". Wir klettern mühsam heraus. Wir zittern vor Kälte, vor Angst. Bronchitis ist bei mir die Folge. Fieber. Es gelingt mir, Blockschonung zu bekommen. Es bildet sich ein Abszeß an der Brust. Ich habe Angst, in den Krankenbau zu gehen. Wer dreimal dagewesen ist, kommt in die Gaskammer, geht ein Gerücht. Die Erlebnisse der letzten Wochen, die mich nur indirekt betrafen, haben meinen Lebensmut gedämpft. Vor allem führten drei Ereignisse dazu.

Beim Einrücken unseres Kommandos wird wie gewöhnlich der Befehl „Mützen ab! Augen links!" gegeben. Wir werden gezählt. Die Musik spielt wie sonst auch. Unsere linksgerichteten Augen sehen folgendes Bild: Auf schräggestellten Brettern, die an den Block links neben dem Tor gelehnt sind, liegen sechs Häftlinge mit aufgeschlitzten Bäuchen. Die Gedärme quellen heraus. Die Gesichter sind blutbeschmiert und nicht zu erkennen. Später erfahren wir, daß die Häftlinge einem landwirtschaftlichen Kommando angehörten. Angeblich wollten sie flüchten.

Es ist Sonntag, die Musik spielt zur Unterhaltung der Häftlinge. Unterhal-

tung? Vor der Küche wird ein Galgen aufgebaut. Ein Galgen besonderer Art. Links und rechts ein Gestell, quer darüber ein Eisenträger. Mehrere Häftlinge werden aus dem Block 11, dem Bunker, gebracht. Sie besteigen die bereitgestellten Stühle, Schlingen werden ihnen um den Hals gelegt. Die Stühle mit einem Ruck weggezogen. Zwei Stunden bleiben die Gehängten hängen. Zur Warnung. Die Musik spielt weiter. Wir sagen nichts. Es gibt nichts zu sagen.
Eines Abends steht ein altes Mütterchen unweit des Toreinganges. Auch ihr Mann steht da. Vor ihnen eine Tafel. Auf ihr steht zu lesen: So ergehe es allen, deren Kinder versuchten, aus Auschwitz zu flüchten. Geiseln also. Stumm werden die alten Leute von uns gegrüßt.
Man müßte aus Auschwitz fort. Die ständigen Selektionen. Die Angst. Immer wieder Angst. Bist du diesmal dran? Das Kommando: Alle Juden bleiben nach dem Appell stehen, ist das Signal für diese Selektionen.
Poldi Gelbkopf ist es, an den ich mich jeweils halte. Er ist zwar hager, aber ein zäher Bursche. Landwirt, schwere Arbeit gewohnt. Stelle ich mich hinter ihn, sehe ich nicht mehr so mager aus. Mein Körper wirkt etwas breiter. Auf Grund des Knochenbaues. Was einem alles einfällt, wenn man überleben will. Und ich will überleben. Es gibt eine Kraft, die mich hält. Vielleicht mein Bruder. Bestimmt mein Bruder. Was hält wohl die anderen? Den Glauben an Gott habe ich längst verloren. Dies alles kann nicht vor Gottes Augen geschehen. Wozu diese Prüfung, falls es eine sein sollte? Wozu diese Opfer? Wozu?
In Birkenau soll ein Transport aus Theresienstadt eingetroffen sein. Im Familienlager. Gleich den Zigeunern, bleiben die Familien zusammen. Mein Freund Hermann aus Troppau ist im Dachdeckerkommando und arbeitet zur Zeit in Birkenau. Durch ihn versuche ich zu erfahren, ob meine Schwiegereltern, die Ende Januar in Theresienstadt bleiben konnten, dabei sind. Ärzte sind vorzugsweise in Theresienstadt geblieben. So auch mein Schwiegervater. Der Siebzigjährige könnte möglicherweise dabei sein. Er ist dabei. Mein Bruder und ich schicken ihm Brot. Ich schicke auch eine Nachricht. Die Freude ist groß. Über meine Frau und Schwägerin gebe ich keine Auskunft. Die Hoffnung, ist gleich Null - ich will den alten Leuten nicht wehtun. Auch die Hoffnung, daß die Schwiegereltern überleben, ist gleich Null. Dazu kenne ich Birkenau zu gut.
Weiß, der Pförtner des HKBs, läßt sich endlich erweichen. Unseren Bruder Erich hatte er gut gekannt. Erichs Füße sind erfroren und er ging den Weg vieler. Wir fragen nicht mehr weiter. Am selben Tag begegnen wir Lazarowicz, dem Mann, der meinen Bruder verraten hat. Bei der Gestapo. In Ungarisch-Hradisch. Wir kennen die Mittel der Gestapo, mit denen sie die Gefangenen zum Sprechen bringen. Wir reden über belanglose Dinge, über Arbeitskommandos. Was sollen wir sonst sagen? Es hilft doch nichts. Wir sind keine Richter.
Die Frauen aus dem Experimentier-Block 10 kehren von einem Spaziergang zurück. Es sind durchwegs hübsche Frauen, sauber gekleidet, ihr Alter dürfte zwischen zwanzig und dreißig Jahren liegen. Meist sind es Jüdinnen aus der

Slowakei und Polen. Man kann nicht sehen, was im Block 10 mit ihnen geschieht. Ein Professor namens Clauberg[8] kommt allwöchentlich in das Lager, um die Experimente zu überwachen. Darum meinen manche, es handle sich um medizinische Experimente, vielleicht um Sterilisation, künstliche Befruchtung oder ähnliches.

Ein Transport aus Posen ist angekommen. Ich denke an Albert Göttinger und an das Brot, das wir damals für ihn aus Nivnice holten. An seinen Aufenthalt in Posen. An die Briefe voller Dankbarkeit, die er Eva geschrieben hat. So viel Dankbarkeit für ein Stück Brot. Damals konnten wir es nicht verstehen. Inzwischen haben wir es gelernt. Die Neuzugänge sind in einem Quarantäneblock. Man kommt trotzdem hinein. Ich frage nach Albert Göttinger. Ein Häftling zeigt auf einen sehr abgemagerten Mann in der Ecke der Stube. Ich spreche ihn an. Die Tränen kommen meinen Worten zuvor. Albert weiß nicht, wer ich bin. Er hat nie von mir gehört. Ich bin der Mann von Eva. Eva Bock. Jetzt versteht er. Wir sitzen schweigend auf der Holzpritsche. Ich gebe ihm etwas von meinem Brot. Und einen Pullover. Er soll wieder auf Transport gehen. In die Kohlengruben. Nach Jewischowitz. Am nächsten Tag finde ich ihn nicht mehr. Der Transport ist abgefahren.

5. Oktober 1943

Zählappell. Alle nichtpolnischen Juden haben nach dem Appell stehenzubleiben. Der SS-Obersturmführer von der Todesrampe in Birkenau kommt. Der Häftlingsblockschreiber steht mit dem Karteikasten neben ihm. Transport, flüstern alle. Wir machen den Oberkörper frei. Es verbleiben ungefähr einhundertzwanzig Häftlinge. Der Blockschreiber ruft die Häftlingsnummern auf. Die erste Selektion, vor der ich keine Angst habe. Hauptsache, wir kommen weg von Auschwitz.

Es ist der gleiche Arzt von der Rampe. Ich sehe ihn genau an. Ich stelle ihn mir ohne Uniform vor. Er sieht genau so aus wie viele andere Ärzte auch. Seine Augen, er ist Brillenträger, sind ganz ruhig. Sein Gesicht ist schmal, sein Profil etwas scharf. Seine Hände schlank, fast sensibel. Er ist sehr groß. Vielleicht 190. Seine Haltung ist kerzengerade. Wir müssen die Hände vorzeigen. Die

---

[8] Carl Clauberg (1898–1957), Gynäkologe, war 1933 als Chefarzt der Universitätsfrauenklinik Kiel der NSDAP beigetreten. 1933–1940 war Clauberg Professor an der Universität Königsberg, dann Direktor der Frauenklinik Königshütte in Oberschlesien unweit von Auschwitz. Er suchte den Kontakt mit Heinrich Himmler, den er für Experimente zur Sterilisierung von Frauen ohne Operation interessierte. Von 1942 bis 1944 erprobte Clauberg seine Methode der Massensterilisierung durch Injektion ohne Betäubung im großen Stil im Block 10 in Auschwitz I an Jüdinnen und Zigeunerinnen. Die Versuche waren mit größten Schmerzen verbunden und führten oft zum Tod der Opfer. 1945 wurde Clauberg in die Sowjetunion deportiert und wegen Beihilfe zur „massenhaften Vernichtung sowjetischer Frauen" zu 25 Jahren Haft verurteilt, aber 1955 begnadigt und in die Bundesrepublik entlassen. Er wurde im November 1955 in Kiel verhaftet und starb im August 1957, kurz vor Beginn eines Prozesses wegen „fortgesetzter schwerer Körperverletzung" an weiblichen Häftlingen in Auschwitz. Clauberg hatte sich bis zuletzt mit diesen „wissenschaftlichen" Leistungen gebrüstet.

Zunge herausstrecken. Einer nach dem anderen. Dann anziehen. Der Arzt gibt dem Blockschreiber Anweisungen, die wir nicht hören können. Mein Bruder ist an der Reihe: 99727. Dann ich: 99728. Wir sind ungefähr in der Mitte der Gruppe. Der Blockschreiber gibt mir ein Zeichen. Er ist unser Freund. Ein Berliner. Das Zeichen bedeutet: Warten. „Nur dein Bruder geht mit", sagt er. Ich befürchtete es. Die noch nicht verheilte Wunde an der Brust. Der Abszeß. Es muß etwas geschehen. Ich darf nicht allein in Auschwitz bleiben. Mein einziger Bruder. Weg von Auschwitz. Weg von den Brausen ohne Wasser.
Die Mütze in der Hand, Hände an der Hosennaht, trete ich vor den Herrn über links oder rechts, ja oder nein, Leben oder Tod. „Herr Obersturmführer, Häftling 99728 bittet um eine Unterredung!" Dieser Satz kam wie aus der Pistole. Alles oder nichts. Weg von Auschwitz. Von den Gaskammern. Krematorium. Nur weg. Meinen leicht österreichischen Akzent versuche ich durch den zackigen Lagerton zu ersetzen.
„Was wollen Sie?" Das „Sie" überrascht mich. Ein kleiner Hoffnungsschimmer. „Herr Obersturmführer, Häftling 99728 bittet auf Transport gehen zu dürfen. Bin vollkommen arbeitsfähig". „Sie haben doch eine Wunde an der Brust!" Verblüffend dieses Gedächtnis. Ich war ja inzwischen angezogen. Ein Häftling sieht wie der andere aus. „Öffnen Sie Ihr Hemd, wollen mal sehen. Schreiber! Transport!" „Danke Herr Obersturmführer!"
Einen Tag später. Die Verpflegung muß zwei Tage reichen. Brot. Wurst. Margarine. Neue Kleider. Frische Wäsche. Statt Lederschuhen gibt es Holzpantinen. Keine Holländer. Ein aus einem Stück gefertigter Holzschuh. An der Spitze ein Stück Leinwand. Hier steckt die Fußspitze drin. Es ist nicht leicht, in diesen Schuhen zu marschieren. Der Fuß muß gespreizt werden, um die Holzpantinen nicht zu verlieren. Wir marschieren zu den bereitgestellten Waggons. Es sind Güterwagen. Links und rechts je fünfunddreißig Häftlinge. Die Mitte bleibt frei. Für die SS-Posten. Wir wissen nicht, wohin es geht. Die Posten wollen uns nichts sagen. Es geht zur Arbeit, sagen sie nur. Wir sind beruhigt. Warum hätten wir sonst neue Kleider, Wäsche, Verpflegung bekommen? Ein Lichtblick genügt und schon sind wir perfekte Optimisten. Ist es Lebenswille oder Naivität? Durch einen Spalt in der Waggonwand glaubt jemand zu erkennen, daß es nach Norden geht. Mehr wissen wir vorerst nicht. Wir fahren zwei Tage und zwei Nächte. Auschwitz liegt weit weg. Wie hieß es damals? Die Kinder kommen in den Kindergarten. Männer können ihre Frauen sonntags besuchen. Die Wahrheit war anders. Es gab keine Kindergärten. Es gab keine Besuche. Es gab nur Hunger, Elend und Tod.
Am jüdischen Versöhnungstag kommen wir in Warschau an. Im Warschauer Getto. Genauer: In den Trümmern des Warschauer Gettos.[9] Auf dem Neben-

[9] Nachdem bereits 300000 Bewohner des jüdischen Wohnbezirks in Warschau in das Vernichtungslager Treblinka deportiert waren, widersetzten sich ab 19. April 1943 die restlichen 60000 Juden der weiteren Räumung des Gettos. Die SS-Verbände unter Jürgen Stroop brauchten bis 16. Mai, um den bewaffneten Aufstand niederzuwerfen. Das Getto wurde dabei vollkommen zerstört. Zur Trümmerbeseitigung und zur Bergung

gleis stehen Waggons, die mit alten Ziegelsteinen beladen sind. Es sind historische Steine. Zeugen eines Kampfes zwischen den mutigen Kämpfern des Warschauer Gettos und der Übermacht der Himmlerschen SS-Truppen. Näheres wissen wir nicht. Die Nachrichten sickerten nur spärlich nach Auschwitz. Vermutlich haben sie polnische Häftlinge mitgebracht. Jetzt stehen wir hier mitten auf historischem Boden. In Holzpantinen. Zum Abbruch des Kampfplatzes hergebracht. Der Morgen bricht an. Es sieht alles so unheimlich aus. Ausgebrannte Häuser. Eine große Stille. Keine Menschenseele weit und breit. Wir treten an. Marschieren. Das Geklapper der zweitausend Holzpantinen hört sich gespenstisch an. Ihr Echo ist in dem heranbrechenden Tag besonders unheimlich. Auf einem Straßenschild lesen wir „Dr. L. Zamenhof". Der Erfinder des Esperanto. Zur besseren Verständigung zwischen den Nationen. Nach zwanzig Minuten sind wir angekommen. Es ist die Gesia-Straße. Im Hauptgebäude befindet sich ein Gefängnis. Dahinter ist ein Lager aufgebaut. Holzbaracken mit Fenstern. Sieht ganz gut aus.

Wir stellen uns auf dem Appellplatz auf. Ein Lagerältester mit schwarzem Winkel hält eine Rede. Disziplin, Sauberkeit, Fleiß! Wir kennen es schon. Einteilung auf die einzelnen Blöcke. Eintausend Häftlinge. Fünfhundert griechische Juden kamen bereits vor uns. Sind seit drei Monaten hier. Reichsdeutsche BV-ler (Berufsverbrecher) auch. Als Blockälteste und Kapos. Die SS liebt es, diese Posten durch Berufsverbrecher zu besetzen. Mein Bruder und ich kommen auf Block 1. Die Nummern, die wir in Warschau bekommen, sind 2881 und 2882. Die tätowierten Nummern gelten nicht mehr. Neues Lager. Neue Nummern. Es gibt noch keine Betten. Wir schlafen auf dem Fußboden. Schuhe unter dem Kopf. Ohne Decken. Die vielen Menschen wärmen den Raum. Es ist ja erst Oktober. Da geht es noch. Edi und ich werden einem Abbruchkommando zugeteilt. „Merkel", heißt es. Vermutlich der Name der Abbruchfirma. Erster Ausmarsch. Ein polnischer Meister. Wir haben jetzt Zivilkleider mit roten Streifen an Hosenbeinen und Jacken. Wir bekommen Pickel in die Hand, klettern in Holzpantinen auf die ausgebrannten oder teilweise bereits abgebrochenen Mauern und haben die Aufgabe, in gefährlicher Höhe Ziegelsteine abzubrechen. Die werden gereinigt und gestapelt. Tag für Tag das gleiche.

Die Arbeitskommandos werden beim Einmarsch ins Lager oft streng untersucht. „Gefilzt" nennt man es in der Lagersprache. Die Keller der ausgebrannten Häuser bergen oft Schätze. Teller, Bestecke, verschiedene Porzellangegenstände. Sie sind ein beliebtes Tauschobjekt im Verkehr mit den polnischen Zivilisten. Ich finde einen Beutel Graupen. Dumpfig. Schmuggle sie ins Lager. Gemeinsam mit Freunden koche ich sie. Wir stellen fest: gut sind sie nicht - vielleicht nahrhaft. Auf alle Fälle: Gerste. Besser als Rüben. Eines Tages fin-

---

brauchbaren Materials wurde am 15. August 1943 in Warschau ein eigenes Konzentrationslager errichtet, dessen Häftlinge ab 24. Juli 1944 nach Dachau evakuiert wurden.

den wir Skelette. Vom Aufstand. Drei Erwachsene. Zwei Kinder. Verschüttet durch Einsturz. Oder vergiftet durch Rauch. Oder erschossen. Wir wissen es nicht. Wir sagen Kaddisch.
Einige Häftlinge gründen eine Kabarettgruppe. An einem Sonntag treten sie in Block 6 auf. Eine Ecke wird zur improvisierten Bühne. Hauptinitiatoren: Herbert Scherzer, Schauspieler, und Ernest Landau, Journalist, beide aus Wien. In der ersten und zweiten Reihe sitzt die Lagerprominenz. Alles Berufsverbrecher, Lagerältester, Blockältester, Kapos.
Das Programm besteht aus Sketschen, Couplets. Wir vergessen, in einem KZ zu sein. Nur wenige fanden Einlaß. Wegen Platzmangel.
Nach der Vorstellung sehe ich die „Künstler" mit einem kleinen Kessel Suppe aus der Küche herauskommen. Künstlersuppe. Ich gehe ihnen nach. Scherzer verschwindet in einem Block. Ich spreche Landau an. Ich kenne ihn nicht. „Kamerad, kann ich etwas Suppe haben?" „Hol' Dir eine Schüssel!" Ich laufe in den Block, hole eine Schüssel und traue meinen Augen kaum. Ernest Landau wartet tatsächlich. Er gibt mir Suppe. Ich bedanke mich. Diese Tat wird meine Einstellung zu Ernest Landau immer bestimmen.
November 1943
Der Rapportführer sucht Wäscher. Jetzt bin ich mutig. Schuhmacher und Tapezierer war ich schon. Warum nicht Wäscher? Ich melde mich. Wo als Wäscher gearbeitet? Theresienstadt. Wer schnell lügt, lügt gut. Die Wäscherei für das ganze Lager. Vier Häftlinge. Zwei Kessel. Viel Wäsche. Monatelang getragen. Von Kranken. Ekelerregend. Es gibt Läuse. Läuse bedeuten Fleckfiebergefahr. Nach zwei Wochen wird die Wäscherei geschlossen. Neues Kommando. Wäscherei Nachtschicht. In der Stadt. Außerhalb der Gettomauer. Aufregend. Es ist die Firma Winter, Leszno 20, Warschau. Die Wäsche kommt von der Wehrmacht und der SS. Zwei SS-Leute begleiten uns. Volksdeutsche aus Kroatien. Eine Polin mit Tochter beaufsichtigt die Nachtschicht. Dampfgeheizte Waschmaschinen. Warm. Zentrifugen. Heißmangeln. Alle sind glücklich. Die anderen im Lager beneiden uns. Wir waschen heimlich unsere Wäsche mit. Um acht Uhr morgens kehren wir ins Lager zurück. Ziehen abends schmutzige Wäsche an. Von unseren Freunden. Trotz Fleckfiebergefahr. Läuse gibt es jetzt sowieso genug im Lager. Seit mehreren Monaten keine saubere Wäsche. Ein Freund bringt vom Abbruchkommando ein Heft mit. In Polnisch. Ich schaue es mir an. Ein Tagebuch, geschrieben in den letzten Tagen des Aufstands im Getto. Mädchenschrift. Für Suppe kaufe ich das Heft ab. Lasse es ins Deutsche übersetzen. In der Wäscherei arbeitet seit kurzem eine Zivilistin. Blond. Jung. Hübsch. Intelligent. Spricht außer polnisch, deutsch, französisch, englisch. Wasserstoffsuperoxydblond. Cesia heißt sie. Sie ist besonders freundlich zu uns. Das läßt vermuten, daß sie eine untergetauchte Jüdin ist. Auf „arische Papiere" lebt. So nennt man es. Wir wollen nicht direkt fragen. Am nächsten Abend erkundige ich mich nach ihren Eltern. Sie weint. Jetzt weiß ich es. Ich sage es den anderen nicht. Ein verändertes Verhalten bedeutet Gefahr. Sie soll nicht den Weg ihrer Eltern gehen. Das Tagebuch fällt

mir ein. Cesia wird es für die Nachwelt aufbewahren. Falls wir nicht überleben. Vielleicht in einem Museum. Museen sind ziemlich sicher. Ich spreche mit ihr. Sie ist einverstanden. Jeden Tag nimmt sie einige Blätter mit. Die letzten Tage eines etwa 14-16jährigen Mädchens. Hunger, kein Licht, kein Wasser, Schmutz. Versteck. Immer der Gefahr ausgesetzt.

Im Lager bricht eine Fleckfiebergefahr aus. Zwei Baracken werden zu Krankenblocks. Edgar ist erkrankt. Robert Sawosnik, ein norwegischer Medizinstudent, betreut Edgar. Ernest Landau ist als Pfleger da. Er hat sich freiwillig gemeldet. Ist mutig. Ich komme jeden Tag morgens in die Baracke. Nach der Nachtschicht in der Wäscherei. Die Toten der Nacht liegen vor dem Block. Skelette mit Haut überzogen. Haut mit großen schwarzblauen Flecken. Fleckfieberflecken.

Die SS-Leitung ist beunruhigt. Durch einen Blockältesten erfahren wir, daß bereits beim Reichssicherheitshauptamt in Berlin angefragt wurde. Nicht liquidieren, hieß die Antwort. Die Epidemie wird nach und nach eingedämmt. Die Bilanz: Ungefähr fünfhundert Tote.

Der Grieche Saul aus Saloniki ist in der Kleiderkammer beschäftigt. Es ist ein Privileg, da beschäftigt zu sein. Einmal in der Woche kommt er in die Wäscherei. In SS-Begleitung. Mit Pferd und Wagen. Er versucht zu fliehen. Es mißlingt. Wird angeschossen. Kann nicht laufen.

Am folgenden Sonntag bleibt nach dem Morgenappell alles stehen. In der Nähe des Blocks 6 wurde ein Galgen errichtet. Saul wird vor unseren Augen erhängt. Sein Bruder Isaak muß zusehen. Bricht zusammen. Die Häftlinge gehen in die Blöcke. Das Leben geht weiter. Leben? Weiter?

In der Wäscherei gibt es große Aufregung. Wäschestücke verschwinden. Einen Täter gibt es nicht. Die polnischen Zivilarbeiter, die tagsüber waschen, schieben die Schuld uns zu. Unser Kommando rückt am nächsten Abend nicht mehr aus. Wir bleiben im Lager.

Warschau, Dezember 1943

Zählappell. Fünferreihen. Vordermann und Seitenrichtung. Die Stimme des Blockältesten klingt heiser. Die Toten der Nacht liegen längs der Stirnseite der Baracke. Wie jeden Tag. Der Blockführer zählt ab. Die Lebenden mit den Toten ergeben den Sollbestand. Der stimmt. Zum Glück. Rührt Euch! Stillgestanden! Bekanntmachung: Diejenigen Häftlinge, die mit Büroarbeit vertraut sind, sollen sich melden. Soll ich, soll ich nicht? Ich denke an die Seife und das Handtuch in Auschwitz. An das Reinigungsbad, Desinfektion. Die Brausen ohne Wasser. Unsinn! Warschau ist nicht Auschwitz. Ich melde mich. Vor der Kommandantur sollen wir antreten. Siebzehn Häftlinge sind angetreten. Vor dem Obersturmführer. Neben ihm der Kommandoschreiber - ein Häftling. Sechzehn „Arier" - reichsdeutsche „Arier" - ein Jude. Keine Chancen, denke ich für mich. „Wer kann stenographieren?" fragt der SS-Offizier. Außer mir meldet sich noch ein Häftling. Vortreten! Mein Rivale hat photographieren verstanden. Ich werde der Häftlingsschreibstube zugeteilt. Kurz vor Beginn des Warschauer Winters. Hoffnung auf Überleben. In großer Dankbarkeit

denke ich an meinen Vater. Er sagte zu mir: Mein Junge, Stenographie ist sehr wichtig. Nebenbei: Ich mußte kein einziges Mal stenographieren.
Viele junge Leute lernen heutzutage stenographieren. Manchen fällt es schwer. Sie klagen. Dann sage ich: Stenographie ist sehr wichtig! Mehr sage ich nicht. Sie würden es doch nicht verstehen.
Die Arbeit in der Schreibstube ist leicht. Wir haben die Toten aus der Kartei herauszunehmen, führen Listen über die Arbeitskommandos und ähnliches. Das Besondere bei der Kartei ist, daß manche Häftlingsnummern bis zu dreimal „besetzt" gewesen sind. Starb jemand, so wurde seine Nummer Neuzugängen zugeteilt.
Der Tierpfleger Willy V. füttert Schweine für die SS-Küche. Er kommt in die Schreibstube. Ein grüner Winkel. Berufsverbrecher. Er erlaubt mir, in seinem Namen an meine Schwägerin zu schreiben, die noch zu Hause ist. Reichsdeutsche dürfen schreiben und Pakete empfangen. „Liebe Maria, es geht mir gut in Warschau. Schicke mir ein Paar geschlossene Holzschuhe. Falls es geht, Evas gelbes Hochzeitskleid und etwas Marmelade. Ich bin gesund. Hoffe, daß es Dir auch gut geht." Vier Wochen später bringt Willy ein Paket zum Block. Ich will ihm etwas daraus abgeben. Er lehnt schroff ab. Fast beleidigt. Vermutlich ist er zu stolz. Das Paket enthält allerlei Lebensmittel, ein Paar geschlossene Holzschuhe, Socken, Traubenzucker, Vitamine und ein Glas Marmelade. In der Marmelade das „gelbe Hochzeitskleid" - Evas goldenes Armband und ihr Halskettchen. Sie hat es verstanden. Und ich wußte, daß sie es verstehen würde. Das Armband und das Kettchen will ich gegen Brot tauschen. Ich gebe sie einem polnischen Zivilmeister - Pawel Sikora aus Posen. Er bringt mir einen Laib Brot dafür. Angeblich wurde ihm der Schmuck am Gettotor durch die SS weggenommen. Das Brot gäbe er mir aus Mitleid. Ich kann nichts machen.
Die Angehörigen „arischer" Häftlinge haben ein Privileg. Sie dürfen die Asche ihrer Angehörigen anfordern. Wenn es soweit ist. Gegen Gebühr. Manchmal ist es soweit. Auch Kapos und Vorarbeiter müssen manchmal daran glauben. Nein, vor Hunger sterben sie nicht, nicht in Warschau. Das Auffinden von Wertgegenständen wird ihnen hin und wieder zum Verhängnis. Nicht das Auffinden selbst, sondern der Handel damit. Die SS-Posten sind oft Teilhaber beim Verkauf. Sie sind die Verkäufer. In Warschau, außerhalb der Gettomauern. Bringen den Lieferanten meist Wodka dafür. Wodka löst die Zunge. Die Kapos rühmen sich ihrer wunderbaren Beziehungen. Nicht lange. Die Kontrahenten in grüner Uniform mit Totenkopf haben gerne stille Teilhaber. „Auf der Flucht erschossen", heißt es als Todesursache. Für die Kartei. Für die Angehörigen. Die Kiste mit der Asche steht neben meinem Schreibtisch. Es ist mir nicht gelungen, herauszufinden, ob die Asche vom Verbrennungsplatz in der Nähe des Gebäudes des früheren Judenrates stammt. Oder sonstwoher. Diesmal sind vier Urnen zu füllen. Oberscharführer Mielenz, der von den Häftlingen „Kappesbauer" genannt wird, beaufsichtigt meine Arbeit. Die Urnen werden in Holzkistchen verpackt. Der Name des Häftlings und der Sterbetag steht darauf. Das Kaliber der Pistole fehlt.

Leon Halpern lebte vor seiner Verhaftung in „Mischehe". Seine Frau und sein Kind blieben in Prag. Er schrieb wegen eines Paketes. Über einen reichsdeutschen Häftling. Dem Paket liegt ein Brief bei. „Lieber Leon" beginnt er. Der offizielle Empfänger heißt nicht Leon. Mielenz befiehlt mir, in der Kartei nach allen Leons zu forschen. In einer Viertelstunde will er das haben. Ich kenne Leon gut. Ich tue nur eines. Ich informiere ihn. Mehr kann ich nicht tun. Er kann sich besser vorbereiten. Auf Fragen. Auf Schläge. Leon wird über den Bock gelegt. Fünfzig Stockhiebe. Er ist mager, aber zäh. Hält durch. Läßt sich nachher im Krankenrevier verbinden. Er ist tapfer. Der Reichsdeutsche wird einem anderen Kommando zugeteilt. Leon behauptete, es ohne Wissen des Reichsdeutschen gemacht zu haben. Er ist ein Kerl.

In Warschau gibt es Zugang. Ein Transport ungarischer Juden kommt aus Auschwitz. Das neue Lager, das vor Monaten vorbereitet wurde, wird bezogen. Die Schreibstube übersiedelt gleichfalls. Es ist nur einige hundert Meter weiter. Neue SS-Wachmannschaften kommen. Aus Lublin. Das dortige Getto und Lager soll bereits liquidiert sein.[10] Die meisten Häftlinge werden auch weiterhin mit Abbrucharbeiten beschäftigt. Die politischen Nachrichten, die immer wieder zu uns durchsickern, lassen uns auf ein baldiges Kriegsende hoffen. Es kommt jetzt nur noch darauf an, das Ende zu erleben. Partisanengefahr gibt es angeblich auch. Die SS, die in ihrer Freizeit nach Warschau gehen darf, hält sich immer in Gruppen.

Der Kommandant des Lagers in Plaszow bei Krakau[11] kommt zu uns. Aus der Kartei haben wir Facharbeiter herauszusuchen, die nach Plaschow mitgehen sollen. Der Kommandant, Goeth,[12] ist ein gefürchteter Mann. Ich zittere, als er mir die Transportliste in die Maschine diktiert. Zu diesem Transport kommt es nicht mehr. Eines Tages bekommen wir Marschverpflegung. Diesmal warten keine Güterwagen. Es wird ein Fußmarsch. In Holzpantinen. Richtung Westen.

Eine lange Kolonne von abgemagerten Häftlingen schleppt sich neben der Hauptstraße entlang. SS-Bewacher, teilweise mit Hunden, treiben uns an. Wer zurückbleibt, wird erschossen. Wir haben es sehr eilig. Wir ahnen, daß die Russen nahe sein müssen. Die Nervosität der SS ist zu spüren. Viele von uns

---

[10] Das KL Lublin, das auch unter dem Namen Lublin-Majdanek bekannt ist, existierte vom Oktober 1941 bis zur Befreiung im Juli 1944, es hatte zehn Außenlager, und vom Sommer 1942 bis Juli 1944 war es Vernichtungslager; insgesamt wurden ungefähr 200000 Menschen dort ermordet.

[11] Das KL Krakau-Plaszow existierte vom Januar 1944 bis Januar 1945, es hatte die offizielle Bezeichnung „SS-Arbeitslager" und war zuvor Zwangsarbeitslager für Juden gewesen.

[12] Amon Leopold Goeth, 1908 in Wien geboren, war zuletzt im Range eines SS-Hauptsturmführers (das entsprach dem Hauptmann bei der Wehrmacht) Kommandant des Lagers Plaszow. Er war im August/September 1946 in Krakau vor dem polnischen Obersten Nationalen Gerichtshof angeklagt, u.a. wurde ihm die Ermordung von 8000 Juden im Getto Tarnow zur Last gelegt. Das Todesurteil wurde am 13.9. 1946 vollstreckt.

bleiben zurück. Sie können das Tempo nicht halten. Obwohl wir eigentlich gar nicht so schnell marschieren.
Gegen Abend rasten wir auf einer Wiese. Hier wird das erste Nachtlager sein. Ein bestimmtes Gebiet dürfen wir nicht verlassen. Damit wir nicht fliehen. Wir haben großen Durst. Wir dürfen nicht nach Wasser suchen. Die Erde hier ist sehr feucht. Das läßt auf Wasser hoffen. Mit Eßlöffeln wird gegraben. Nach einem Meter ist Wasser. Wir stürzen uns darauf. So entstehen mehrere Quellen, die unseren Durst vorübergehend stillen. Trinken, trinken, trinken . . . Gutes Wasser. Viele beten. Danken Gott für das Wunder.
Am nächsten Tag geht es weiter. Wieder bleiben viele zurück. Hunger und Durst plagen uns. Wir kommen nach Sochaczew. Ein Fluß. Trotz Typhusgefahr trinken wir. Wir können nicht anders. Mit und ohne Kaulquappen. Ekeln uns nicht einmal. Durst ist schlimmer als Hunger. Bisher wußte ich es nicht. Es muß nicht die Wüste sein. Fußmarsch reicht auch. Wir haben Angst. Vor dem Hunger, vor dem Durst, vor dem Zurückbleiben.
Vor Kutno übernachten wir in einem Wald. Es regnet. Es schüttet. Wir liegen am Boden. Mit Löffeln graben wir Rinnen um uns. Damit das Wasser abfließen kann. Unsere Kleider sind durchnäßt. Wasser gibt es jetzt genug. Der Regen hört auf. Der Tag beginnt. Wir marschieren zum Bahnhof in Kutno. Neunzig Häftlinge müssen in einem Güterwagen Platz finden. Fünfundvierzig Häftlinge auf die eine - fünfundvierzig auf die andere Seite. Die Mitte muß für die zwei SS-Bewacher freibleiben. Wir hocken am Boden. Dicht aneinander. Der Gestank von Urin und Kot ist unerträglich. Der Durst, den die stark gesalzene Marschverpflegung verursacht hat, wird immer stärker. Halten wir an einer Station, dürfen wir austreten. Wasser holen ist verboten. Die SS holt Wasser. Füllt damit ihre Feldflaschen. Wir bitten um Wasser. Ein Häftling bricht aus einer Zahnprothese einen Goldzahn heraus. Er bekommt Wasser dafür. Gold für Wasser.
Wir haben drei Tote im Waggon. Erdrückt. Erstickt. Wer weiß es schon? Es wird gestoßen und geschlagen. Die Posten drohen mit Schießen. Es hilft nichts. Der Raum wird nicht größer. So geht es drei Tage und zwei Nächte. Mit Aufenthalten in unbekannten Stationen. Kübel leeren. Jagd nach Wasser. Wir kommen in Dachau an. Wir atmen auf.
Dachau, ab August 1944
Wir schleppen uns ins Lager. Atmen trotzdem auf. Bad. Desinfektion. Registrierung. Edgar 87 097, ich 87 098. Dreimal numeriert und immer noch am Leben. Wir bleiben auf dem großen Appellplatz stehen. Aufteilung auf die Blökke. Block 17 Quarantäne. Drei Wochen soll es diesmal dauern. Durch Unterernährung werden meine Zähne ganz wackelig. Ich gehe zur Zahnstation. Der französische Häftlingsarzt rät zu Karotten, sagt aber nicht, wo sie beschafft werden können. Gegenüber der Zahnstation ist der Sezierraum. Gleich nebenan die Leichenkammer. Ein tschechischer Häftlingsarzt, Dr. Bláha, fragt mich, willst Du Brot? Ich will. Brot aus dem Sezierraum. Was tut es schon? Nach Karotten wage ich nicht zu fragen. Ich darf wiederkommen.

Italienische Offiziere kommen in unseren Block. Als Häftlinge. Ungefähr zwanzig an der Zahl. Auch alte Sozis und Gewerkschaftsfunktionäre kommen. Alt auch an Jahren. Einer muß zum Krankenrevier. Ich will ihm den Weg zeigen. Fast beleidigt lehnt er ab. „Ich war schon vierunddreißig hier", lautet seine Antwort. Ich habe ihm als „Alter" nicht imponieren können. Ein siebzigjähriger Mann in Dachau.

Gegen Abend werde ich in die Schreibstube bestellt. In Nachtschicht soll ich Karteikarten schreiben. Es sind Karten von neu eingetroffenen Transporten. Um Mitternacht gibt es Grießbrei. Schmeckt auch kalt gut. Soll aus der Diätküche stammen. Experimente. Galgen, Gaskammer[13] - und Diätküche? Ich verstehe es nicht.

In Dachau ist die Häftlingsleitung in Händen der Politischen. Nicht der Grünen oder Schwarzen, wie in Auschwitz oder Warschau. Im Pfarrerblock gibt es Geistliche aller Nationalitäten. Deutsche, Polen, Tschechen, Jugoslawen - katholisch, protestantisch, griechisch-orthodox. Ich begegne einem Pfarrer, der meinen Vater gut kannte. Er fragt nicht nach ihm. Er will mir nicht wehtun.

Ein Bordell gibt es in Dachau auch. Ein Häftlingsbordell. Für „Arier". Russen ausgenommen. Mit Bons wird man eingelassen. Gegen Voranmeldung. Die angeblich freiwilligen Opfer sind Häftlinge aus Ravensbrück.[14] In Dachau gibt es viele Jugoslawen. Man nennt sie Partisanen. Sie waren es auch. Ich spreche mit einigen. Ich bewundere ihren Mut. Ein Teil eines Volkes geht in die Berge. Kämpft gegen eine reguläre Armee. Mit viel Idealismus und wenig Waffen. Unter härtesten Bedingungen. Ich vergleiche. Sie und uns. Wir ließen uns wie Schlachtvieh abtransportieren. Mit Nummern um den Hals. Wir hielten bereitwillig den Kopf hin. Schlachtvieh sträubt sich, den Schlachthof zu betreten. Wir nicht. Wir gehorchen ohne Widerspruch. Bis auf die Juden im Warschauer Getto. Und vor zweitausend Jahren. Vielleicht liegt es daran, daß die Juden während dieser langen Zeit der Zerstreuung vielfach als Menschen zweiter Klasse behandelt wurden und daher, bis Warschau, sämtlichen Verfolgungen passiv gegenüberstanden.

Nach drei Wochen Quarantäne in Dachau geht es nach Karlsfeld. Wenige Kilometer von Dachau entfernt. Das Lager heißt O.T. Außenlager Karlsfeld.[15] Es gibt Steinbaracken und Dreibettgestelle. Wie überall hält auch hier der Lagerälteste eine Rede, die wir schon kennen. Wir werden den einzelnen Arbeits-

---

[13] Im KL Dachau existierte zwar eine Gaskammer, sie wurde jedoch nicht zur systematischen Tötung von Häftlingen, wie dies in den Vernichtungslagern geschah, benützt.

[14] Ravensbrück (bei Fürstenberg im Bezirk Potsdam), am 15. Mai 1939 eingerichtet, am 30. April 1945 evakuiert, war das größte Konzentrationslager speziell für Frauen (42 Außenlager). Über 90000 Frauen kamen in Ravensbrück ums Leben.

[15] Das Außenkommando Karlsfeld des KL Dachau war am 11. Juli 1944 errichtet worden, Arbeitgeber war die Oberbauleitung Dachau der Organisation Todt (OT). Die OT, benannt nach ihrem Chef Dr. Fritz Todt, war 1938 als staatliche Organisation zur Errichtung militärischer Anlagen und kriegswichtiger Bauten errichtet worden. Auf den OT-Baustellen wurden vor allem ausländische Zwangsarbeiter („Fremdarbeiter"), Kriegsgefangene und KL-Häftlinge beschäftigt.

kommandos zugeteilt. Sager & Woerner heißt mein Kommando. Auf dem Gelände der BMW haben wir Hallen zu bauen. Die Arbeit besteht aus Zementtragen. Eisentragen. Dem Kommandoführer, SS-Hauptscharführer Jentsch, macht es Spaß, seinen Schäferhund auf die Häftlinge zu hetzen. Er gibt erst das Kommando „auslassen", wenn das Opfer blutet. Nach einigen Tagen werde ich krank. Ich darf im Lager bleiben. Für leichte Arbeit. So heißt es. Leicht? Mit einem sehr alten Häftling, Albert Kerner aus München, transportiere ich mit einem Muli Leichen von Karlsfeld nach Dachau. Ins Hauptlager. Zur Verbrennung. Kerner geht neben dem Muli, der SS-Posten neben mir. Ich habe darauf zu achten, daß die Toten zugedeckt bleiben. Ein plötzlicher Windstoß hebt die Decken ab. Die Vorbeigehenden, hauptsächlich Frauen, machen erschrockene Gesichter. Leichen aus dem KZ sind kein schöner Anblick.
In einem Block wird gebetet. Es sind meistens Juden aus Ungarn. Sie beten jeden Tag. Am Jom-Kippur - dem jüdischen Versöhnungstag - fasten sie sogar.
Politische Nachrichten werden verbreitet. Die Amerikaner und Engländer sollen sehr nahe sein. Wie nahe, kann niemand sagen.
Im Januar 1945 wird ein Kommando nach dem Außenlager Mühldorf[16] verlegt. Mein Bruder gehört dem Kommando an. Jetzt sollen wir doch noch getrennt werden. Einer allein kommt schwerer durch. Freunde sind zwar gut - ein Bruder ist besser. Ich bleibe zurück. Ich denke an den braven Soldaten Schwejk, der sich nach dem Kriege um 5 Uhr mit seinem Freund im Wirtshaus zum Kelch treffen will. Wir werden uns schon finden, lautet unser gemeinsamer Trost.
Vierzehn Tage später wird ein Transport zusammengestellt. Meist sehr abgemagerte Häftlinge. Vorsichtig erkundige ich mich. Es soll nach Mühldorf gehen. Zur Arbeit. Ich melde mich. Die Sehnsucht nach meinem Bruder ist stärker als die Angst. Wir bekommen Verpflegung. Besteigen einen Güterzug. Die Fahrt dauert nur wenige Stunden. Ein kleines Lager. Holzbaracken. Wir werden auf die Blöcke verteilt. Ich finde meinen Bruder noch am gleichen Abend. Ich habe es geahnt, daß wir uns wiederfinden. Das Kommando, dem ich zugeteilt werde, baut eine unterirdische Flugzeugfabrik. Die Arbeit ist schwer. Die Verpflegung schlecht. Es gibt Läuse im Lager. Wo es Läuse gibt, gibt es Typhus. Ich bekomme Flecktyphus. Vierzehn Tage lang kann ich nichts essen. Inzwischen wurde die Krankenbaracke einmal „leergemacht". Die Kranken wurden nach dem Lager Kaufering bei Landsberg gebracht. Ein Sterbelager.[17]

---

[16] Das Außenkommando Mühldorf des KL Dachau hatte fünf Unterkommandos, darunter zwischen August 1944 und Mai 1945 das Unterkommando „Ampfing-Waldlager V und VI", dessen Häftlinge in Regie der OT-Oberbauleitung Mühldorf an der unterirdischen Flugzeugfabrik bauten.

[17] Das Außenkommando Kaufering bestand seit Sommer 1944 aus insgesamt neun Lagern in verschiedenen Orten im Raum Landsberg, Flugplatz Lager Lechfeld, Kaufering. Zwei dieser Lager dienten offiziell als „Krankenlager", die Sterblichkeit war in Kaufering besonders hoch.

Am 28. April 1945 kommt der Befehl zur Räumung des Lagers Mühldorf. Güterwagen stehen auf dem Gleis für uns bereit. Ich bin sehr abgemagert und muß direkt aus der Krankenbaracke in den Wagen geführt werden. Fünf Wochen Typhus haben mich sehr geschwächt. Auf meinen Bruder gestützt, erreiche ich den Wagen. Ich fühle mich in Sicherheit - geborgen. Nach einigen Stunden fährt der Transport los. Die Begleitmannschaft besteht nicht nur aus SS, sondern auch aus Wehrmachtsangehörigen. Das beruhigt uns ein wenig. In jeder kleinen Station bleiben wir stehen. Wir merken, daß wir nach Westen fahren. In Poing, unweit von München, bleiben wir länger stehen. Auf dem Nebengleis steht ein Zug mit Flakgeschützen. Plötzlich gibt es Alarm. Unsere Wachen, die den Zug umstellt haben, sind verschwunden. Ein amerikanischer Tiefflliegerangriff richtet seine Geschosse auf die beiden Züge. Wir verlassen fluchtartig die Wagen und laufen in die Felder. Kann es wahr sein? Ist der Krieg zu Ende? Jedenfalls haben wir nicht mehr die Absicht, in die Wagen zurückzukehren. Einige Mithäftlinge kommen bei dem Fliegerangriff um. Jetzt, in letzter Minute. Auch ein Freund von uns. Ingenieur aus Prag. Fünf Jahre hat er durchgestanden. Umsonst.

Mit der Freiheit dauert es nicht lange. Plötzlich sind wir umzingelt. Die Posten schießen über unsere Köpfe hinweg und treiben uns in die Waggons zurück. Der Transport fährt weiter. Es ist der 30. April 1945. Wir bleiben auf offener Strecke stehen. Von weitem sehen wir eine lange motorisierte Kolonne. Unsere Bewacher sind verschwunden. Wir öffnen die Waggons. Das Tor zur Freiheit. Einige hundert Meter von uns fährt eine amerikanische Militärkolonne. Wir sind frei. Wir können es noch nicht fassen. Ich bin zu schwach, um den Waggon zu verlassen.

Neben dem Zug errichten die Amerikaner eine provisorische Ambulanz. Zwei Sanitäter nehmen sich der Kranken an. Legen sie auf Feldbetten. Waschen sie. Geben ihnen Stärkungsmittel. Ambulanzwagen kommen. Die schwersten Fälle sollen in ein Krankenhaus gebracht werden. Wir sind wieder Menschen. Wir können in ein Krankenhaus gehen, ohne Angst zu haben. Wir sind frei.

Arthur Haulot

Lagertagebuch Januar 1943–Juni 1945

Einführung

Die nachfolgenden Tagebuchnotizen verlangen einige aufklärende Hinweise.

Ich habe mein Tagebuch erst am 13. Januar 1943 begonnen. Davor gab es die Widerstandsbewegung, seit Anfang August 1940, der Zeit meiner Rückkehr aus dem Ausland; dann meine Gefangennahme am 27. Dezember 1941. Sechs Monate in St. Gilles und Forest, dann weitere vier Monate in Mauthausen.

In Dachau angekommen (Nettogewicht: 52 kg bei einer Körpergröße von 1,92 m!), lebte ich im Lager das Leben eines „Zugängers" (Neuzugangs), zuerst auf Block 17 und dann auf Block 25. Ich habe das wirkliche Lagerleben kennengelernt, mit all dem, was man heute darüber weiß. Deutsche und österreichische Kameraden haben mir geholfen, indem sie veranlaßten, daß ich am 6. Januar 1943 in den Krankenbau verlegt wurde. Dies waren: zunächst einmal Philipp Brandt, Ullmann, Heini Stöhr, Eifler und noch viele andere. Mein Bericht beginnt mit dem „Untertauchen" im Revier und dem Zugang zu Schreibmaterial. Ich habe kein Wort der Notizen verändert, um ihren dokumentarischen Wert zu bewahren. Aber ich muß einige Dinge erklären, die verwunderlich erscheinen könnten. Es war wenig ratsam, solche Aufzeichnungen anzufertigen und aufzubewahren. Von Zeit zu Zeit ordnete die SS Durchsuchungen an, um verbotene elektrische Geräte, gestohlene Kleidung, verbotene Radioapparate und kompromittierende Unterlagen ausfindig zu machen. Zweimal wird der Leser auf den Hinweis stoßen, daß ich mein Tagebuch verstecken mußte. Das erstemal, am 26. Oktober 1943, wurde es an der Decke des Zimmers versteckt. Zum zweiten Mal passierte es nach dem 12. Mai 1944. Es mußte, in Guttapercha verpackt, dem Sarg anvertraut werden, in dem die Toten in die Sektion befördert wurden.

Arthur Haulot wurde 1913 in Liège (Belgien) geboren. Er arbeitete als Journalist und Radioreporter und leitete seit Beginn des 2. Weltkrieges das belgische Generalkommissariat für Tourismus. Seit dem deutschen Einfall in Belgien war Arthur Haulot Mitglied der Widerstandsbewegung. Er gehörte dem Politbüro der verbotenen sozialistischen Partei an. Am 27. Dezember 1941 wurde er von der Gestapo verhaftet. Am 10. Juli 1942 kam er nach Mauthausen, danach am 8. November desselben Jahres nach Dachau. Am 29. April 1945 wurde er in Dachau befreit. Als stellvertretender Sprecher seiner Landsleute im verbotenen Internationalen Gefangenenkomitee weigerte er sich, Dachau vor der Auflösung des Lagers zu verlassen. Er übernahm das Lagerkommando bis 6. Juni 1945. Nach journalistischer Tätigkeit war er 1945–1978 Commissaire General du Tourisme in Belgien. Er ist außerdem Schriftsteller.

Diese Furcht, meine Notizen in die Hände der SS fallen zu sehen, erklärt auch, warum wenig darüber berichtet wird, was sich im Lager abspielte. Um eventuelles Unheil zu verhindern, bemühte ich mich in den Tagebüchern um einen rein persönlichen Ton. Ich schreibe an mehreren Stellen (besonders am 28. 12. 1943) „wie schwer es ist, auf solche Art mundtot gemacht worden zu sein".

Ich habe auch lange Schreibpausen eingelegt, besonders vom 9. Juni 1944 bis zum 18. Januar 1945. Ich habe auch Tatsachen ausgelassen und muß mich nun, bei ihrer Rekonstruktion, auf mein Gedächtnis verlassen. All das gibt ein zwangsläufig unvollständiges und manchmal sogar erstaunliches Bild vom Lagerleben. Um das zu erklären, müßte

man das Lager erklären! Nach der Befreiung habe ich versucht, mich vollständiger auszudrücken.[1]

Das Folgende hängt mit dem Verlauf des Krieges zusammen. 1942 änderte sich die militärische Marschroute der Nazis. Die Ostfront festigte sich bekannterweise. Kriegsdeutschland benötigte Menschen, sowohl für die Front als auch für die Kriegsindustrie. Göring opponierte gegen Himmler: Daß ihr Menschen in den KZs krepieren laßt, ist absurd. Daß sie krepieren, sehr gut. Aber nicht, bevor sie Deutschland von Nutzen waren.

Ende Juli 1942 werden in Mauthausen tausend Häftlinge, arbeitsunfähig, aber noch nicht zusammengebrochen, ausgewählt. Verängstigt werden sie in zwei Baracken zusammengepfercht. Sie sind davon überzeugt, liquidiert zu werden. Die SS spricht jedoch von ihrer sofortigen Verlegung nach ... Dachau. Die Tage vergehen: weder Erschießungen noch Abtransport. Zwei verschiedene Meinungen kursieren: die Pessimisten halten es für besser, um jeden Preis in das Lagerleben zurückzukehren, der Quarantäne zu entkommen. Sehr vielen gelingt dies. Die meisten jedoch zahlen für diese Wahl, die sie für die bessere hielten, mit dem Leben. Andere - und dazu gehöre ich - versuchen es mit folgender Logik:

1. Wir sind schlecht genährt (welche Übertreibung!), aber immerhin ernährt;
2. wir arbeiten nicht, also nutzen wir uns wenig ab;
3. unsere Peiniger haben keinen Grund, heute Häftlinge zu ernähren, die in acht, zehn oder fünfzehn Tagen umgebracht werden;
4. da man uns am Leben erhält, muß man mit uns etwas anderes im Sinn haben als die Gaskammer. Man kann also an eine Verlegung nach Dachau glauben.

Die Zahl der ausgewählten Gefangenen nimmt jedoch ständig ab. Zu denen, die sich „arbeitsfähig" erklärten, um in das eigentliche Lager zurückzukehren, gesellen sich diejenigen, die täglich an Hunger oder Verzweiflung sterben. Nach vier Monaten heftiger Diskussion im Hauptquartier in Berlin, wird im November der Transportbefehl bestätigt. In der Nacht werden Hunderte von verängstigten Häftlingen im Lager zusammengetrieben, um das Transportkontingent aufzufüllen. Tausend sollen laut Befehl verlegt werden. Also werden tausend verlegt. „Ordnung muß sein". Unter diesen Tausend befindet sich auch ein gewisser Arthur Haulot oder besser, was davon übrig ist: ein Wille zu überleben, der von 52 kg Haut und Knochen, bei einer Länge von 192 cm, aufrechterhalten wird.

Richtung Dachau. Warum Dachau? Zwei wesentliche Gründe:

1. Göring hat sich durchgesetzt. Das bedeutet also, große Mengen von Häftlingen aus Vernichtungslagern vom Typ Mauthausen herauszuholen, sie zu sammeln und Bedingungen auszusetzen, die es ermöglichen, sie den Fabriken des Reichs zuzuführen. Man schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe: Dachau wird „Erholungslager", Lager für die körperliche Wiederherstellung. Als wir nach drei Tagen und drei Nächten in Dachau ankommen, werden wir nicht mit Knüppelschlägen empfangen wie in Mauthausen, sondern erhalten Zebrakleidung in gutem Zustand (im Vergleich zu den Lumpen in Mauthausen ein Wunder!) und bessere und reichhaltigere Nahrung!
   Die Insassen des Krankenbaus werden mit Breikost (Hafergrütze, Weizenbrei, Milch) vollgestopft, oder sie erhalten „Sonderdiät", bestehend aus einem zusätzlichen Liter gezuckerten Milchreises, genug, um auf den Tischen der Breughelschen Gemälde erscheinen zu können. Dies erklärt zweifellos, warum ich auf so vielen Seiten der Tagebücher immer wieder von diesen „Stopfereien" spreche.
2. Zur selben Zeit wollte man, besonders in Dachau, ein erstaunliches Unternehmen im Bereich der öffentlichen Beziehungen praktizieren und dabei in der deutschen Öffentlichkeit die Gerüchte dementieren, die über dieses finstere Lager in Umlauf waren. Daher das unglaubliche Nebeneinander von russischem Offiziersmassaker und feier-

---

[1] Vgl. Arthur Haulot, Mauthausen-Dachau, Brüssel 1945. Neue Ausgabe Brüssel, 1985

lichem Begehen des polnischen Nationalfeiertages, der kriminellen Experimente auf Block 5 und dem Organisieren von musikalischen Soireen.

Zu diesem Thema noch ein Faktum: in meinen Aufzeichnungen habe ich, obwohl mir wohlbekannt, weder von den Malariaexperimenten noch von denen mit Meskalin gesprochen. Ich habe diesen Sujets nach der Befreiung einen detaillierten Bericht gewidmet.[2]

Hier und da kommen auch Begriffsverwechslungen vor. Dreimal spreche ich vom Typhus. Tatsächlich handelte es sich in den ersten beiden Fällen vom Januar und Dezember 1943 um Bauchtyphus. Er forderte ungefähr 300 Tote. Der dritte Fall, seit Dezember 1944, war in Wirklichkeit eine Fleckfieberepidemie, die mehr als 10000 Tote forderte und überall diese Leichenhaufen hinterließ, die die Amerikaner am 29. April 1945 entdecken sollten.

An verschiedenen Stellen habe ich Daten verfälscht, Fakten verwischt, immer in der Hoffnung (so wenig vernünftig), diejenigen zu täuschen, die meine Hefte finden würden. So berichte ich am 1. April 1945 von einem Besuch beim Schutzhaftlagerführer am 25. März, der aber in Wirklichkeit der Besuch ist, den ich am 18. aufgezeichnet habe. Das richtige Datum ist der 25. März. Ebenso gebe ich als Gründungsdatum des illegalen Häftlingskomitees den 29. April 1945 an, obwohl der Ausschuß bereits seit dem 6. April bestand. (Siehe Anspielung auf dieses Datum: *„Von unserer Entscheidung einigen gegenüber ...* hängt vielleicht ab, ob diese Hoffnung Wirklichkeit werden wird".)

An anderer Stelle ist die Tarnung natürlich kindisch. Vgl. 27. August 1944: „Tante Germaine ist sehr krank" soll den Zustand Deutschlands nach dem mißglückten Attentat auf Hitler verbergen. Vgl. ebenso die „Herzkrankheit", mit der ich am 10. November meine Rückkehr in den Krankenbau rechtfertigte. Da, in Wirklichkeit, das Stehlen von Nahrung beim Kommando Küche Eins unmöglich geworden war, entschied ich mich, es aufzugeben. Ich wollte außerdem ausgeruht sein, um meinen Geburtstag am 15. November würdevoll begehen zu können. An anderen Stellen habe ich gefährliche Dinge nur kurz angedeutet: Am 9. März 1944 schreibe ich: „Bombardierung des Lagers. Neue Gefahren. Die Sache mit den Priestern." Heute weiß ich die genaue Bedeutung jedes Wortes nicht mehr. Aber ich erinnere mich an das wesentliche. Ein Belgier, der sich Graf betitelte und aus Antwerpen stammte, hielt es für angebracht, in einem Notizbuch die Namen zahlreicher internierter Priester ... und die Namen und Adressen von Leuten draußen aufzuzeichnen. Als das Buch anläßlich einer Durchsuchung gefunden und Wernicke, dem zuständigen Vernichter solcher erhabener Werke, übergeben wurde, betrachtete man es als Beweismittel für ein Komplott. Meanssarian und Wernicke versuchten, ein Dossier über den berühmten Grafen ... und der von ihm denunzierten 26 Priester anzulegen, das der SS in die Hände gespielt werden sollte. Ich hatte Gelegenheit, Meanssarian das Dossier mittels einer bestimmten Menge englischer Konfitüre und amerikanischer Zigaretten, alles aus den Beständen des belgischen Roten Kreuzes, abzukaufen.

Der Absatz vom 21. April 1945, in dem ich von einem Flirt spreche, hat folgenden Hintergrund: Als Oberpfleger der Sektion Typhus nahm ich mir das Recht, eine Ende 1944 am Rande des Lagers zusätzlich eingerichtete Baracke für kranke Frauen zu besuchen. Anläßlich dieser Gelegenheit stellte ich zu der weiblichen SS-Aufsichtsperson „Beziehungen" her, die sich als umso nützlicher erwiesen, als diese Dame außerdem Sekretärin des Kommandanten war. Durch sie erhielten wir eine Kopie des Befehls Himmlers, das Lager zu evakuieren, eine Stunde nachdem dieses Dokument in Dachau eingetroffen war. Ich habe von diesem Abenteuer vom Typ Intelligence Service an anderer Stelle berichtet (vgl. „Les derniers jours de Dachau").

---

[2] Christian Bernadac, Les medecins maudits, Paris 1967. Ist es nötig hinzuzufügen, daß es ein so unglaubliches Regime nur einmal geben wird? Die Befreier von Dachau werden Ende April 1945 ein KZ vorfinden, das längst seinem Entwurf entspricht.

Der Leser wird ebenfalls einige auffallende Widersprüche dort finden, wo ich an zahlreichen Stellen von der Unmöglichkeit spreche, an meine Familie zu schreiben und dann erwähne, gewisse Briefe erhalten zu haben. Ohne es vorher zu wissen, gehörte ich der Gefangenen-Kategorie „Nacht und Nebel" an. Ich konnte also in keiner Weise mit der Außenwelt in Verbindung treten. (Aufgrund des „Nacht- und Nebel-Erlasses" vom 7. Dezember 1941 wurden in den besetzten Gebieten alle Personen verhaftet, die verdächtig waren, Widerstand gegen die deutsche Besatzung zu leisten. Ein Zweck der Aktion war die Einschüchterung der Angehörigen, daher die Nachrichtensperre.) Joseph Claikens jedoch, ein Freund aus Liège, der Briefe schreiben durfte, informierte geschickt seine Frau Marguerite von meiner Ankunft in Dachau. So entwickelte sich zwischen Marguerite und Louise, zwischen Louise und Joseph und zwischen Joseph und mir ein heimliches und sehr zerbrechliches Kommunikationssystem, das offensichtlich im September 1944 anläßlich der Befreiung Belgiens unterbrochen wurde.

Hier und da erinnere ich mich an Anekdoten, die es vielleicht zu präzisieren gilt:

Am 7. Juli 1943 notiere ich: „Heute morgen Vernehmung mit 34 Kameraden. Frage: Sind Sie germanischer oder romanischer Rasse?" Die Erinnerung macht hier halt. Trotzdem ... diejenigen der 34, die sich der germanischen Rasse zugehörig erklärten, wurden nach Natzweiler deportiert, wo viele von ihnen starben. Am nächsten Tag erfuhr ich von Julius, dem Lagerschreiber, daß die anderen (ich weigerte mich, mich von ihnen loszusagen, trotz des erstaunlichen Daraufbestehens des Vernehmungsführers) erschossen werden sollten. Der Befehl mußte in Berlin bestätigt werden. Ich wartete, Tag für Tag. Und die Bestätigung traf niemals ein. Mein Überleben habe ich also in gewisser Weise einem Verwaltungsirrtum zu verdanken!

Am 6. März 1945 berichte ich von einer Strafandrohung, der ich entkam. Das ist eine der seltsamsten Lagergeschichten, die ich kenne. Ein deutscher Häftling, Helmuth, und ich hatten nach München Informationen gesandt, oder besser, schwere Anschuldigungen gegen gewisse SS-Leute vorgebracht. Dazu zählte insbesondere der Vernehmungsführer. Wir hatten Beweise, daß er sich einen kleinen persönlichen Schatz anlegte, indem er Gefangene, die Schmuck, Gold oder ... Goldzähne besaßen, *vor ihrer Aufnahme ins Lagerregister* niederschlagen ließ. Wernicke und Meanssarian waren seine Komplizen. Die Denunziation trug unerwartete Früchte. Am 6. März 1945 ließ man uns ins Jourhaus kommen. Aber statt dem Kommandanten vorgeführt zu werden, brachte man uns, zwischen zwei Bewachern, in den Kasernen- und Wohnbereich der SS.

Wir wurden von einem langen, mageren, schwarz gekleideten Mann in Zivil empfangen, dem die SS-Offiziere erschreckenden Respekt bezeugten, und man teilte uns mit, daß wir wegen übler Verleumdung von SS-Offizieren gehängt werden würden. Die entsprechenden Verhörinstrumente wie Zange, Ochsenziemer, Rost, waren da, wurden aber nicht angewandt. Wir wiederholten ruhig unsere Beschuldigungen und baten nur darum, daß man ihnen umgehend nachgehen sollte: in jener Schreibtischschublade im Büro des Vernehmungsführers würden sich die erwähnten Dinge befinden.

Befehle wurden gegeben. Ein Offizier und zwei Posten gingen davon. Der Mann in Zivil hielt uns eine scharfe Standpauke, aber er war darauf bedacht zu betonen, daß „wenn die SS-Leute solche Taten begangen hätten, sie es sein würden, die bestraft würden". Denn „das KZ ist eine Schule der Umerziehung, beabsichtigt von der obersten Leitung der SS, der es untersteht, um politisch verirrte Bürger auf den rechten Weg zurückzuführen". Er ließ uns allein. Aber eine Stunde später waren wir frei, d. h. ohne weitere Schikane wieder zurück im Lager. Wir begegneten dem Vernehmungsführer. Gesenkten Hauptes wurde er von zwei Soldaten abgeführt. Am Abend erfuhren wir, daß Wernicke und Meanssarian im Bunker (Lagergefängnis) saßen. Einige Tage später waren sie wieder frei, konnten sich aber nicht rächen. Was den berühmten Zivilisten angeht, so habe ich ihn später identifiziert: es war Otto Ohlendorf, Generalmajor der SS.

Meine Rücksprache am 25. März 1945 beim Lagerkommandanten verlief in einer derart surrealistischen Atmosphäre, daß es sich darüber zu berichten lohnt. Zu dieser Zeit hatte

das belgische Rote Kreuz eine große Ladung Lebensmittelpakete nach Dachau geschickt. Meine Kameraden und ich hielten es für unzulässig, daß die Belgier sich überfraßen, während andere Gefangene Hungers sterben würden. Beschluß: der Überfluß wird verteilt, besonders an die „Spanienkämpfer", die keine Hilfe von der Außenwelt erhielten. Aber für das Lagerreglement bedeutete jeder Solidaritätsakt Sabotage. Ich bat, beim Kommandanten vorsprechen zu dürfen. Am Sonntagmorgen wurde ich vorgelassen. Ich trug ihm unser Anliegen vor. Ein genaues Verhör: Wer bin ich? Was mache ich? In welchem Namen? usw. Zusammengefaßt: Ich bin „Nacht und Nebel", also ein „Paria" im wahrsten Sinn des Wortes. Aber ich bin auch Krankenpfleger, Vertrauensmann der Belgier, ich trage eine Uhr am Handgelenk (verboten) und an den Füßen Schuhe, die aus den Beständen der SS „ausgeliehen" sind. Und zu allem Überfluß habe ich lange Haare. Meine Erklärung dafür: Ich erkälte mich, wenn man sie mir schneidet...! Empörung, Geschrei, dann glätten sich die Wogen. Der Kommandant, dem es offensichtlich den Atem verschlagen hat, läßt einen Mann aus dem Sekretariat zu sich kommen und ihn in meiner Gegenwart den für das Tragen von langen Haaren erforderlichen Ausweis ausfüllen. Und ich gehe mit der Erlaubnis, die Pakete zu verteilen ...

Ich habe alle Probleme, die sich stellen, wenn man der Freiheit beraubt und mit dem Tod konfrontiert ist, freimütig angepackt. (Ich spreche nur für mich allein.) Die religiöse Frage gehört zweifellos dazu. Am 13. Februar 1943 und an vielen späteren Stellen ist von einem Pater die Rede. Es handelt sich um Pater Antoine, diesen heilkundigen Arbeiter, der den Antoinismus begründete. Meine Eltern waren seine treuen Anhänger. Wie viele andere, klammerte auch ich mich an das, was früher einmal der Kindheitsglaube gewesen war. Das gab mir viel Trost und Mut. Ohne deshalb die Frage von Grund auf zu lösen. Ich äußere mich dazu am 9.6.1944.[3]

Ich habe mich vom Antoinismus nur aus Skepsis und nicht, weil ich ihn ablehne, gelöst. Man lehnt keinen Glauben ab, der nur Liebe, Güte, Vertrauen und Verbundenheit verkündet. Meine „Loslösung" ging immer einher mit einem Gefühl des Bedauerns, einer Frage: Und wenn, trotzdem ...? Nichts Erstaunliches, seit der Mensch, der Verzweiflung ausgesetzt, entblößt, beraubt, mittellos, ohne jede andere Verteidigung als dem eigenen Inneren, mit beunruhigendem Elan zu seinem verlorenen Glauben zurückkehrt, zu versöhnenden Worten, die seine einzige Verteidigung und Fürsprache sind. Man nehme bitte zur Kenntnis, daß ich mich hier nicht entschuldige: ich erkläre mich, das ist alles. Bis heute ist diese Frage für mich offen geblieben.

Nun, nachdem alles gesagt worden ist, alle Erklärungen abgegeben worden sind, hoffe ich, daß die Lektüre meines Tagebuches neben der „Information", die von seltener Authentizität ist, Anlaß zu Reflexionen über den Menschen und sein Schicksal geben wird. Ich empfinde beim Wiederlesen dieser Seiten nach 40 Jahren für den Menschen dieselbe Bewunderung, und ich bin noch immer stolz, seiner Rasse anzugehören. Leider blieben die nationalsozialistischen Konzentrationslager nicht die letzten Todeslager. In den Gulags des Ostens, der Mitte und des Westens werden Menschen gemartert, schreien sie ihre Rache zum Himmel und bezeugen das ewig gleiche, lebensnotwendige Bedürfnis nach Würde, Freiheit und Liebe. Unglücklicherweise ist das Leiden in der Welt noch immer lebendig.

Ein letztes Wort zum Schmunzeln oder Träumen ...

Am 23. November 1943 notierte ich die Voraussagen von Willi, einem alten deutschen Schriftsteller. Ich gebe sie nacheinander wieder ...

1. „Nächste Woche werde ich einen Brief erhalten, der mir große Freude bereiten wird". Und tatsächlich, wie überrascht war ich 7 Tage später, am 1. Dezember 1943, als ich einen Kuchen aß ...
2. „Ich werde Ende April, Anfang Mai frei sein". Wir wurden zwei Jahre später, am 29. April, befreit!

---

[3] Robert Vivier, Antoine le Guérisseur, Paris 1936

3. „Wenn ich nach Hause zurückkehre, werde ich meinen Beruf wechseln". Am 9. Juni 1945 wechselte ich zur Redaktion von „Le Peuple" über, die ich, aus Enttäuschung, verließ, um zum „Tourismus" zurückzukehren.
4. „Drei Monate nach meiner Rückkehr werde ich von der Regierung eine hohe Summe gegen eine Unterschrift erhalten". Ich bekam tatsächlich, gegen Quittung, 150000 Franken Entschädigung von der belgischen Regierung. Das war 1945 und für mich ein wirklich stolzer Betrag.
5. „Ich werde den Ort und dann das Land wechseln. Erst allein, dann mit meiner Familie". Von Juni 1945 bis Februar 1946 reiste ich als Journalist allein durch Deutschland. Danach unternahm ich, allein oder mit der Familie, Hunderte von Reisen.
6. „Ich werde noch ein Kind, einen Jungen bekommen". Marc wurde am 3. Januar 1947 geboren!
7. „Ich werde reich werden und zur oberen Gesellschaftsschicht gehören." Ich gehöre zu denen, die kämpfen, und ich bin reich an Leben ...

A. H.

TAGEBUCH

13. Januar 1943

Wie der Hungerpsychose entkommen! Ich frage es mich mit Ungeduld. Ich führe Buch über das, was ich esse. Das ist viel mehr als das, was ich im Block erhielt, das Brot ausgenommen. Philipp[4] hat mich dort verwöhnt; ich hatte es erreicht, jeden Morgen beinahe eine Ration essen zu können. Hier ist es so unregelmäßig: wenn jemand Lust hat, mir seine Brotzeit anzubieten, kann ich frühstücken. Wenn nicht, Pech gehabt. Dasselbe Spielchen am Nachmittag. Folglich muß ich es hinnehmen, daß alle anderen reichlich und jederzeit zu essen haben: 6 Uhr, 9 Uhr, 13 Uhr, 15 Uhr usw. Das hat bei mit erneut zu dieser Psychose geführt, der ich seit einigen Wochen entkommen war. Selbst mit vollem Magen denke ich nur ans Essen. Ich bin im wesentlichen damit beschäftigt, herauszufinden, ob der eine oder andere mir sein Übriggebliebenes anbieten wird. Wenn dies an einen anderen geht, leide ich darunter wie unter einer Ungerechtigkeit. Ich gebe das ganz offen zu, ich verachte mich deshalb und leide darunter. Zehnmal am Tag zähle ich zusammen, was die Kameraden mir haben zukommen lassen, nur um mir zu beweisen, daß ich mich nicht zu beklagen brauche, im Gegenteil. Das beruhigt mich ... einige Augenblicke. Dann beginnt alles von neuem. Ich bin meinem Nachbarn böse, der mir, ich weiß nicht warum, ein finsteres Gesicht zeigt und dem Stubendienst gibt, was er nicht aufißt – denn es gibt Leute, die ihre Ration nicht schaffen. Ich beneide die Stubendienste, die eine Schüssel nach der anderen leeren und unwahrscheinliche Mengen verschlingen. Besonders einen alten Tschechen, der wunderbare Lebensmittelpakete von draußen erhält und dazu noch Brot im Überfluß besitzt. Ich glaube, mir würde es besser gehen, wenn ich genug Brot hätte. Aber nichts kommt. Marcel wird mich unter dem Vorwand haben fallen lassen, daß ich hier bin. Philipp kann nichts mehr für mich tun, seit er nicht mehr bei [der Fleischfabrik] Wülfert ist.

Ich versuche, dem Hunger zu widerstehen. Bis jetzt konnte ich zumindest verhindern, meine Nahrung hinunterzuschlingen. Ich bleibe ruhig. Das ist ein Punkt für mich.

Wird diese Beichte als eine Art Ventil dienen? Ich wünsche es. Aber ich glaube, es bedarf greifbarerer Lösungen ...

14. Januar 1943

Heute morgen das Wunder. Ich erhalte Schlag auf Schlag hintereinander drei Brotzeiten, d. h., fast ein halbes Brot. Plötzlich kann ich lächelnd zur Kenntnis nehmen, was um mich herum geschieht, die Tatsache inbegriffen, daß mein Nachbar sein fast unberührtes Essen weiterhin dem bereits gänzlich aufgeblähten Stubendienst zukommen läßt. Wenn ich auf diese Weise genug Brot

[4] Philipp Brandt, deutscher Sozialist, 1933 nach Belgien geflüchtet. Pressephotograph bei „Le Peuple" in Brüssel. Ich verdanke ihm buchstäblich mein Leben.

haben könnte, wäre ich, glaube ich, wirklich entlastet. Mittags Reste. Ich erhalte 1 ½ l köstlichen Griesbrei aus Milch und Zucker. Dann von zwei Freunden 1 ½ l Kohlsuppe und drei Kartoffeln. Und schließlich von Franz ⅓ Schüssel Griesbrei. Ich hebe den Kohl und die Kartoffeln für die Vesper auf. Beinahe täglich bekomme ich, wie heute morgen von Hermann, von dem einen oder anderen ein Stück Apfel. Die Verpflegung ist demnach glänzend und ich hoffe, die 6 Kilo, die ich seit meiner Ankunft in Dachau zurückgewonnen habe, schnell zu erhöhen. Was meinen Krankheitszustand betrifft, so läuft alles bestens. Meine Phlegmone heilt gut. Die anderen Wunden ebenso. Um, relativ gesehen, völlig glücklich zu sein, bräuchte ich noch:
1. regelmäßig zusätzliches Brot,
2. eine Ration Milch und
3. einen Brief von zu Hause, gefolgt von einem Paket.
Zu diesen drei Punkten einige Hinweise.

15. Januar 1943
Ich gewinne auf der ganzen Linie. Erhalte wiederum dreimal Brotzeit. Nun besitze ich Reserven. Gestern abend bat ich um Milch. Erhalten. Ich genieße sie ganz besonders. Zu Mittag Überfluß. Mein Nachbar ändert seine Haltung und gibt mir, was er nicht verzehrt. Dazu die Schüssel von Franz, fast unberührt. Im ganzen zwei Liter Kohleintopf. Herrlich!
Erhielt ebenfalls 1 ½ l Rotkohl. Zwei Gründe bewegen mich dazu, davon 1 l an einen polnischen Priester weiterzugeben:
1. Ich kann nicht alles aufessen!
2. Ich habe Angst vor Durchfall.
In dieser Hinsicht bleibe ich unruhig. Seit ich hier bin, gehe ich täglich drei- oder viermal auf den Abort. Seit drei Tagen reduziert sich dies auf zwei Male. Der Arzt, den ich aufsuchte, lachte. Kein Durchfall bei weniger als zehnmal Stuhlgang am Tag, meinte er. Meine Unruhe bezieht sich auf die Beschaffenheit des Stuhlgangs und nicht auf die Häufigkeit. Ich werde nicht eher wieder ruhig sein, bis ich normalen Stuhlgang habe. Die beiden Grenzen des Lagerlebens: essen - kacken! Ihnen kann man nicht entkommen.

16. Januar 1943
Ich nehme meine Ausführungen über den Hunger wieder auf. Habe einem belgischen Freund auf diskrete Weise etwas von dem mitgeteilt, was mich noch mittwochs so sehr quälte. Ich hatte in jenen Augenblicken ein Gefühl, ähnlich dem eines Heranwachsenden, der onaniert: eine monströse Ausnahme zu sein.
Kaum hatte ich den Mund geöffnet, als sich mir der betreffende Freund selber anvertraute, was beweist, daß alle, die wirklichen Hunger kennengelernt haben, ähnliche Stadien mit mehr oder weniger starken Schwankungen, je nach der Schwere der erduldeten Leiden, durchlaufen. Vielleicht werde ich versuchen, den erschreckenden Bericht über seine eigene Krise aufzuschreiben.

Das unmittelbare Ergebnis dieser Unterhaltung ist, daß ich mich ruhiger fühle: man erträgt den Hunger wie alles andere auch. Aber ich bestätige heute, daß das nicht ohne Mühe geschieht. Das Hungergespenst nimmt verschiedene Formen an.
Ich bin also mit Nahrung vollgestopft. Das einzige reale Problem besteht darin, zu erfahren, ob mein Magen dieser unaufhörlichen Verdauungsarbeit gewachsen ist. Glücklicherweise beruhigen mich auch hier zahlreiche Beispiele aus meiner Umgebung.
Heute jedoch ist wieder diese Besessenheit in mir, diesmal nicht nach Brot sondern nach Reis. Seit mindestens 13 Monaten habe ich keinen Reis mehr gegessen. Die „Sonderdiäten" erhielten ihn heute mittag. Nach dreistündigem inneren Kampf entschloß ich mich - d.h. ich gab meinem schrecklichen Gelüst nach - Hermann darum zu bitten, mich kosten zu lassen. Was er in seiner üblichen kameradschaftlichen Art auch tat und mir sogar die Hälfte seiner Schüssel anbot. Diesen Milchreis zu verzehren, bedeutete für mich das größte Vergnügen. Aber ich muß gestehen, daß ich, bevor ich ihn bekam, ähnliche Qualen durchlitt wie zuvor bei Brot.

18. Januar 1943
Hatte leichte Kopfschmerzen. Gab meinen Reis ohne Bedauern an Martin weiter und fastete bis heute morgen. Ausgezeichnet. Ich bin wieder auf den Beinen. Die heutige Diät, obgleich sehr dickflüssig, hat mich nicht umgebracht. Außerdem sehe ich prächtig aus, was den Besuchern auffällt. Ullmann[5] ist mit Recht sehr stolz auf die Komplimente, die man mir macht. Er ist für mich wie ein Vater, wenig überschwenglich, aber dafür herzlich.
Ich nahm an, daß man nur mit einem leeren Magen von Nahrung träumt. Trotzdem erfreute ich mich drei Nächte lang an Beefsteak aus Pferdeherz, Waffeln, Pfannkuchen usw. ... Ich muß nachts auch zunehmen ...
Ich glaubte, mein Kopf wäre klar genug, um schreiben zu können. Von wegen! Ich beschränke mich auf dieses Tagebuch. Aber ich lese viel, natürlich in Deutsch. Ich hoffe, auf diese Weise in der Sprache Fortschritte zu machen. Heute morgen las ich eine Novelle von Knut Hamsun: „Väter und Söhne", eine Geschichte aus dem Spielermilieu, ähnlich dem berühmten „Spieler" von Dostojewski.
Immer noch nichts Neues von zu Hause. Ich warte in aller Ruhe. Aber ich denke oft an die Meinen. Besonders an meinen Vater. Hermann erinnert mich sehr an ihn. Er besitzt seine Gangart, die wunderbare schöpferische Eleganz und übt dasselbe Handwerk aus. Ich empfinde meinem Vater gegenüber eine diskrete, aber tiefe Zuneigung, und ich weiß, daß er sie erwidert. Wie immer ich auch manche Dinge in seinem Leben beurteilen mag, stets hege ich Bewunderung und Zärtlichkeit für ihn. In einem Gedicht - als solches, glaube ich, schlecht, aber von einer tiefen Wahrheit - habe ich ihm einmal gesagt, daß es mein innig-

[5] Alter militanter Sozialist aus Deutschland, seit 1933 interniert.

ster Wunsch sei, mich seiner stets würdig zu erweisen. Dieser Wunsch gilt noch heute. Möge mein Vater mein Verhalten ohne Trauer beurteilen.

19. Januar 1943

Ich glaube die moralische Krise, die mich dazu bewog, dieses Tagebuch zu beginnen, wieder überwunden zu haben. Mein Gedanken sind klarer, sodaß ich nun die Auswirkungen des Hungers bei den anderen beobachten kann. Der alte Tscheche, der Stubendienst[6] macht, ist krank. Hohes Fieber. Normalerweise sollte er nicht essen. Für einen Menschen, der unter gewöhnlichen Bedingungen lebt, wäre das die bei Fieber logische Reaktion. Er mag auch nichts essen. Aber der Gedanke der Nahrungsbeschaffung bildet bei ihm eine solche Quelle der Sorge, daß er nicht davon loskommen kann. Seitdem sieht man ihn sich wie ein Wolf, beinahe sabbernd, auf seine Eßschüssel stürzen, um dennoch, nach einigen Bissen, verzweifelt davon abzulassen. Das ist gleichzeitig komisch und mitleiderregend. Auch ein bißchen widerwärtig, denn seit zwei Monaten fehlt es ihm nicht mehr an Nahrung. Neben den riesigen - das ist nicht übertrieben - Mengen Essen, die er als Stubendienst erhält, bekommt er noch Kantinenessen und Pakete! Aber auch er hat Mauthausen kennengelernt. Ich verstehe ihn gut genug, um ihn zu bedauern, statt mich über ihn lustig zu machen.

Trotzdem kann ich nicht umhin, all das, was ich hier sehe, mit dem, was ich dort kennengelernt habe, zu vergleichen. Ich sehe noch den alten Zigeuner vor mir, den Wahrsager, wie er eine Brotkrume einsammelt, die zu meinen Füßen in einem großen zähen Auswurf schwimmt. Ich sehe diese beiden Russen neben mir auf den Steinen sitzen, wo sie auf ihren Verband warten und dabei den Schorf ihrer Wunden verspeisen.

Erinnerungen für den „internen Gebrauch", denn niemand, der das nicht kennengelernt hat, wird es je glauben. Erinnerungen jedoch von großer Bedeutung. Einerseits sind sie der Maßstab dafür, wie sehr sich ein hungriger Mensch erniedrigen kann, andererseits verleiten sie zu einer unendlichen Nachsicht gegenüber weniger schrecklichen, wenn auch kaum erfreulicheren Äußerungen. Nach solchen Erlebnissen wünsche ich, daß mir ein starkes Mitleid, eine große Nachsicht gegenüber den Menschen erhalten bleiben möge.

20. Januar 1943

Gestern schrieb ich mein erstes Gedicht seit sechs Monaten. Was ist es wert? Noch zu oberflächlich. Das Schreiben von Poesie ist das Ergebnis eines schwierigen intellektuellen Vorgangs, der viel Übung und beständiges Ausfeilen verlangt. Wesentlich dabei, den Schlüssel dafür wiedergefunden zu haben.

Auch heute morgen ein kleines Gedicht, gerade deshalb unvollständig, weil ich das ganze Geheimnis noch nicht wiederentdeckt habe.

---

[6] Häftling, dem die Aufrechterhaltung der Ordnung im Block obliegt.

Der gestrige Abend bescherte mir einen doppelten Genuß. Ich verbrachte ihn mit Bob[7] und Gérard. Bob erfreute mich mit hervorragenden Gedichten von Apollinaire. Während dieser Zusammenkunft war alles außergewöhnlich: das Treffen selbst in diesem Lager; Bobs Gedächtnis, das Tausende von Versen speichert; die Qualität der zitierten Verse. Manche versetzen einen richtig in Trance. Sie sind Poesie in reinster Form.
Gérard überraschte uns mit dem köstlichen Inhalt eines Paketes: Äpfel, Kekse, Zucker ... und Schokolade. Um es genau zu sagen, es war Bob, der mir davon einen Mundvoll gab (wir verdanken ihm bereits ein Glas köstlicher Pflaumen).
Was ein Stück Schokolade für Erinnerungen wachrufen kann, ist unglaublich. Darin liegt die ganze Süße des Lebens, das Haus in der Sonne, Kindergeplauder, der Blick der geliebten Frau, mein Körper, der sich im Spiel der Lichter entspannt. Das ist es, was die Schönheit des Lebens ausmacht, die man plötzlich, wie in einem Lichtblitz, wieder spürt, nur weil einem der himmlische Geschmack von Schokolade Gaumen und Zunge überschwemmt.

21. Januar 1943
Ich schreibe wieder. Sehr wenig auf einmal, aber sehr ausgefeilt. Daß Bob die ersten beiden Essays günstig aufgenommen hat, gab mir erneuten Mut. Er kennt sich gut aus, ist sehr scharfsinnig. Ich schätze sein Urteil und freue mich sehr über den Rat, den er mir gegeben hat.
Las heute die „Contes" von Maupassant! Und morgen werde ich „La Peau de Chagrin" bekommen. Unglaublich. Heute abend mit Joseph ausgezeichnete Diskussion über Literatur. Auch das geistige Leben kehrt zurück.

22. Januar 1943
Ruhiger Tag. Ich schreibe. Ein Gedicht (einige Verse) am Tag. Die Bilder kehren zurück. Aber mit der Technik hapert es. Ich muß sie besser beherrschen.
Erhielt Nachricht von Antoine. Er hat Hunger und spricht ausführlich darüber. Er wird vom Hunger terrorisiert, verfolgt, ausgeleert. Ich tue, was ich kann. Er war so großzügig, natürlich und einfach. Bei mir geht der Egoismus des Ausgehungerten – selbst jetzt, wo ich es nicht mehr bin – allem anderen voran, und es macht mir große Mühe, an etwas anderes zu denken. Die Geschichte mit dem Brot, das ich von Bob bekam, führt mir meine eigenen Reaktionen genau vor Augen.
Nachmittags, Gewicht: 62 ½ kg. Ich habe in 10 Tagen 1 ½ kg zugenommen. Hurra!

23. Januar 1943
Habe damit begonnen, ein neues Gedicht „Dialogues" zu schreiben und Balzac zu lesen! Alles wird eingestellt wegen ... des Fiebers. Scheiße!

---

[7] Bob Claessen, Rechtsanwalt aus Antwerpen, Kunstkritiker.

5. Februar 1943
Ich nehme meine Notizen in [Block] 3/2 wieder auf, wohin ich kam, nachdem ich einige Zeit in 3/3 unter Beobachtung stand. Das Fieber erwies sich als ... Typhus. Das ganze Lager steht unter Quarantäne. Mich hatte es tüchtig erwischt, aber ich bin gerettet. Ich wiege noch 52 kg! Ich werde „versuchen, mich zu bessern". Man soll niemals den Teufel versuchen. Aber die Moral ist gut, der Appetit kehrt zurück, und Joseph ist der großzügigste der Kameraden.
Eine weitere unangenehme Überraschung: mein Brief vom 13.12. ist zurückgekommen. Wieder heißt es warten. Es überrascht mich wenig. Im stillen war ich immer sehr skeptisch, was die Pakete betraf, die wir bekommen sollten. Wenn ich nur ein paar Neuigkeiten erfahren könnte ... Gestern war der Geburtstag von Louise. Ich beende den Tag mit einer Rückkehr nach 3/3. Die Blutanalyse war positiv. Ich habe richtiggehend Typhus.

6. Februar 1943
Heute morgen schrieb ich ein Gedicht für Louise. Ein kümmerliches Mittel - das einzige - um ein wenig näher bei ihr zu sein.

7. Februar 1943
Ich fahre fort zu schreiben. Gut? Schlecht? Ich weiß es nicht. Aber die Richtung ist da. Immer dasselbe. Ich arbeite an meiner Technik.
Heute 7-füßiges Gedicht. Ich fühle, daß ich noch viel arbeiten muß, um das Wesen der Poesie zu erfassen. Eigentlich wollte ich zwischen dem 30. und 35. Lebensjahr meine Möglichkeiten voll ausschöpfen. Und wunderbare, aufrüttelnde Werke schaffen. Traum? Spätere Wirklichkeit? Man wird sehen.
Gesundheit: alles in Ordnung, außer, daß mir immer noch streng verboten ist, Brot zu essen. Das ist äußerst hart. Heute morgen bin ich buchstäblich vor Hunger gestorben, mit Kopfschmerzen und Schwindelanfällen, während ich nur die Hand nach Brot auszustrecken brauchte. Dasselbe heute nachmittag ... Für mich gibt es nur Milchsuppe in allen möglichen Varianten.
Aber eine Stunde später ... Und all die Leute um mich herum, die sich vollstopfen, so gut sie können! Wieder einmal ist Joseph der Unersättlichste. Aber was kann er schon gegen meinen Appetit ausrichten.

8. Februar 1943
Noch heute morgen starb ich vor Hunger. Aber ich habe die Lösung gefunden. Heute abend wird man mir einen Liter Suppe für morgen aufbewahren. Von da an werde ich gerettet sein. Denn mit dem, was ich hier bekomme, und den großzügigen Draufgaben von Joseph[8], kann ich leicht durchhalten.
Ich treffe Constant wieder, dem ich zukünftig mein Brot überlasse. Gute Nachrichten von Georges. Was mich betrifft, steigendes Fieber. Auch Franz ist erkrankt.

---

[8] Joseph Schneeweiss, Sozialist aus Wien, Medizinstudent.

Das am 23. begonnene Gedicht beendet.
Eine Zitrone erhalten! Was für ein Fest!

9. Februar 1943
Schreckliche Angst heute nacht: Blut im Stuhlgang. Ich hatte einen Bissen Brot gegessen, getrieben von einem schrecklichen Heißhunger nach Schmalz. Nachdem ich untersucht worden war, stellte es sich heraus, daß es sich nur um Hämorrhoiden handelt, diese Schweinerei, die ich seit St. Gilles mit mir herumschleppe. Heute morgen 35,6°. Zu wenig. Schwächegefühl. Mein Gesicht ist vom Wasser aufgeschwemmt, und nun beginnt es im rechten Fuß. Bei der Flüssigkeit, die ich zu mir nehme, und ohne ausreichende Nahrung, ist das nur normal.
Mein System gegen den Hunger, das ich mir heute morgen ersann, hat perfekt funktioniert. Keine Schwindelanfälle mehr. Ich bin äußerst zufrieden.
Erhielt 1 ½ Zitronen.

10. Februar 1943
Gestern abend wieder große Angst: Durchfall. Ich versenke mich in Gedanken und verbringe eine ruhige Nacht.
Heute morgen ruhig. Aber ich weiß, daß meine Eingeweide noch sehr schwach sind. Ihnen bloß nicht zu viel zumuten, auch nicht zu große Mengen Suppe. Ich richte mich ein. Ich möchte um jeden Preis überleben. Schlechte Nachrichten von Antoine: er hat wieder eine Phlegmone am Schenkel. Armer Junge. Niemand hat soviel Pech wie er. Hoffen wir, auch für ihn.
Gestern nichts geschrieben. Heute auch nicht. Ich bin zu besorgt um meine Gesundheit. Heute abend wieder Blut im Stuhlgang. Aber kein Durchfall. Pater Antoine, hilf mir!

11. Februar 1943
Gute Nacht verbracht. Ich hoffe auf Heilung, ich glaube daran. Heute morgen gute Arbeit: ein Gedicht, mit dem ich zufrieden bin. Wenn ich meine Aufzeichnungen nur nicht verliere, denn ich kann mich nicht auf mein Gedächtnis verlassen. Heute abend wieder Blut, aber weniger. Die Ärzte raten mir, liegenzubleiben. Aber ich kann weiterhin die Diät zu mir nehmen.

12. Februar 1943
Normalerweise sollte ich heute schreiben. Jedoch wegen des Typhus verboten. Ein verlorener Monat. Louise wird noch etwas länger im unklaren darüber bleiben, ob ich lebe oder nicht. Ihretwegen und wegen all der anderen dort unten in Belgien mache ich mir die größten Sorgen. Was mich betrifft, so spielt die Gewohnheit eine große Rolle.

13. Februar 1943
Gestern abend erlebte ich meine größte Freude seit langem. Ich kann sie nur mit der meiner Ankunft in Dachau vergleichen: Louise und meine Eltern haben meine Nachricht erhalten! Ich war dermaßen bewegt, daß ich es erst heute notieren kann. Eine weitere Freude anderer Art: zweimal Stuhlgang und kein Blut! Wie soll ich dem Heiligen für diesen Abend danken? Ich war so glücklich, daß mir die Tränen kamen. Zehn Minuten zuvor erhielt ich meinen Brief vom Januar zurück. Ein Grund dafür war nicht angegeben.[9]
Heute frohlocke ich. Ich bin mehr als zur Hälfte genesen. Ich fühle mich stark und voller Vitalität.
Erich, mein Kompagnon, schenkte mir heute morgen köstlichen Zwieback, mit dem ich mir ein leckeres Frühstück zubereitete. Habe heute besser gegessen. Gestern hat mich Joseph mutwillig übergangen, ich glaube, um mich zu zwingen, ein wenig zu fasten. Aber ich widerstehe dem Verlangen, Brot zu essen. Wenn bis Montag alles gutgeht, werde ich es vielleicht wagen. Im Augenblick heißt es jedoch, vorsichtig zu sein.

16. Februar 1943
Ein guter Tag, der jedoch schlecht endet: 37,5°. Das Fieber ist wieder da. Scheiße!

17. Februar 1943
Heute morgen kein Fieber. Ich esse nicht den kleinsten Bissen Brot. Abends 37,7°. Den ganzen Tag bis zum Abendessen habe ich Kopfschmerzen und bin niedergeschlagen. Ich kann weder schreiben noch lesen.

18. Februar 1943
Heute abend ist das Fieber endlich gesunken: 36,5°! Ein schlechter Tag. Ich fürchte einen Rückfall zu bekommen. Heute morgen Stuhlanalyse. Ich schreibe trotz Kopfschmerzen ... starrköpfig ein trauriges Lied. Erfahre, daß Antoine operiert wurde. Er befindet sich auf [Block] 7/1. Leider! Hoffen wir, daß alles gut geht.

19. Februar 1943
Ein guter Tag: 35,6° am Morgen, 36,5° abends. Bei meinem Nachbarn steigt das Fieber auf 40° und geht dann wieder zurück. Es ist ein junger Tscheche, den ich gerne mag. Abends erhalte ich von Antoine drei Mitteilungen, zwei Hefte, Bleistift und Federhalter. Wie reich ich bin! Seine Briefchen enthalten relativ gute Nachrichten. Er wurde erfolgreich operiert, ihm geht es gut, aber sein Verband schmerzt ihn sehr.
Heute abend traf ich noch einen ehemaligen Kameraden aus Mauthausen, einen Wiener. Austausch von Erinnerungen.

---

[9] Ich wußte damals noch nicht, daß ich zu „Nacht und Nebel" gehörte.

20. Februar 1943
Alles läuft gut. Ich schreibe, ich lese, ich esse, ich denke nach. Gestern abend hat mich das übliche Verteilen von Paketen kaum berührt. Alles Gewohnheit. Es ist verblüffend zu sehen, daß selbst in einem KZ die Chancen ... so ungleich verteilt sind. Man glaubt, daß hier, gezwungenermaßen, völlige Gleichheit herrschen müßte. Weit gefehlt. Während die einen die Lagerverpflegung durch umfangreiche Pakete ergänzen können, müssen sich die anderen mit ihr zufrieden geben. Obwohl nicht immer wirksam, ersetzt der Wille erstaunlicherweise die besten Nahrungsmittel. Glücklicherweise. Aber wie man es auch anstellt, man hat davon nichts zwischen den Zähnen. Und das ist schade. Ich räche mich des nachts für das, was ich abends mit ansehen muß, mit hier und da einer Brotkrume in der Schüssel. Ich träume von köstlichen Dingen. So etwas hinterläßt keine Verbitterung, im Gegenteil. Es kompensiert.

21. Februar 1943
Der Tag beginnt schlecht: ein ungewohnter Stuhlgang um 7.30 morgens von einer Beschaffenheit, die mich eine Rückkehr des Durchfalls befürchten läßt. Und damit nicht genug: zum Frühstück nur ein wenig trockenes Brot und Kaffee. Das ist nicht viel, wenn man sieht, was die anderen vertilgen. Kurz, ich bin trübseliger Stimmung. Gegen 10 Uhr werde ich wieder ansprechbar. Fort mit dem idiotischen Katzenjammer. Ausgezeichnetes Essen um 11 Uhr, aber viel zu wenig: kaum 1 Liter. Glücklicherweise kommt Joseph - immer er - mit einem halben Liter dickflüssiger Grütze vorbei. Und ich erhalte von Erich eine Birne und einen Apfel. Das ist eine Orgie!
Lese ein deutsches Märchen. Mageres Abendessen - Bouillon. Aber ich glaube, daß ich das Wohlwollen von Andreas errungen habe.
Seit drei Tagen schreibe ich nicht. Habe mich bei einem Gedicht festgefahren und komme nicht weiter. Heute abend 36,2°.

22. Februar 1943
Erhielt Nachricht von Antoine. Es geht ihm gut, aber er beklagt sich erneut über den Hunger ...

23. Februar 1943
Drei ganze Wochen ohne Fieber. Ich überdenke meine Situation. Zum erstenmal seit ich in Dachau bin, habe ich 21 Tage lang normalen Stuhlgang ohne jeden Zwischenfall. Ich esse Brot, natürlich immer trockenes. Das genügt schon, um Blähungen zu verursachen, was gefährlich ist. Aber ich denke, daß ich vorsichtig so weitermachen kann. Ohne Brot ist erneut der Hunger da, und ihn will ich vermeiden. Vor allem will ich meine Kräfte zurückgewinnen (mit trokkenem Brot, das ist heiter), und ich habe keine anderen Mittel dazu. Ich bin, trotz ausgezeichneter Gesichtsfarbe, von erschreckender Magerkeit. Ich bräuchte Zucker, Butter, Fett, leichte, ergänzende Nahrung, Obst, Eier. All das gibt es noch, denn in meiner Umgebung wird ununterbrochen gegessen. Aber

ich bin davon, zumindest momentan, ausgeschlossen. Es ist besser, nicht daran zu denken und freudig das zu akzeptieren, was kommt. Das tue ich. Das wichtigste ist, den Typhus zu besiegen. Ich bin auf dem besten Weg dazu. Das Gedicht, das mir soviel Kopfzerbrechen bereitet hat, ist nun fertig. Ich hoffe, meinen Arbeitsrhythmus wiederzufinden.
Erhielt unerwarteten Besuch von Otto, der mir ein Stück wunderbaren, extra leichten Kuchens brachte. Wie herrlich!

24. Februar 1943
Man könnte sagen, daß der Mensch wie eine Feder im Wind schwankt. Erich, der übrigens weiterhin ein charmanter Kamerad ist, bietet hierfür ein gutes Beispiel. Als er hier eintraf, hatte er praktisch nichts in seiner Pappschachtel. Aber er bot mir sofort etwas an. Heute stapeln sich bei ihm die Schachteln, die voll von Gebäck und Kuchen sind. Ich füttere ihn damit. Aber ich bekomme keinen Krumen davon. Ich habe mich gerächt, indem ich ihm ein kleines Stück Kuchen, das ich von Otto erhielt, anbot. Andererseits bin ich glücklich, ihm helfen zu können, ohne daß es wie die Begleichung einer Rechnung aussieht. Denn ich vergesse nicht, was er für uns in Block 25 getan hat. All das löst jedoch nicht meine Ernährungsprobleme und verhindert auch nicht, daß Joseph seit einigen Tagen den Inhalt seiner Eßschüssel mit mir und einem Wiener teilt. Ich esse trockenes Brot ... Nun kann ich hoffen, bald in einen anderen Block zu kommen, wo es festere Nahrung gibt. Die Hoffnung läßt einen leben, heißt es. Wir werden sehen.
Gute und reichliche Arbeit heute, glaube ich.
Große Neuigkeit heute abend: die Kranken dürfen Briefe schreiben. Es scheint, daß dies auch Constant und mich betrifft, obwohl wir seit acht Tagen als wieder gesund gelten.

26. Februar 1943
Die Hauptbeschäftigung tagsüber ist natürlich das Briefeschreiben. Ich schreibe auch die Briefe für Constant. Darüber hinaus ordne ich meine Gedichte und kopiere sie in ein neues Heft. Ich verfasse eine Mitteilung an Antoine, eine weitere an einen Kameraden von [Block] 1, in der ich diesen um etwas Brotbelag bitte. Erhalte dazu von Erich das Brot, das er nicht aufißt. Ich esse es.
Josephs Eßnapf enthält heute genau sechs Löffelvoll. Es wäre mir lieber, er würde alles einem anderen Kameraden geben. Ich bedanke mich nicht gern für ein Geschenk, das keines ist. Übrigens bin ich ihm und auch Erich deshalb ganz und gar nicht böse. Ich bin ihm für alles, was er bis jetzt für mich getan hat, tief dankbar. Und nichts verpflichtet ihn dazu, weiterzumachen. Es würde meine Gefühle ihm gegenüber in keiner Weise verändern. Aber es würde klare Verhältnisse schaffen.
Es bleibt zu hoffen, daß der heutige Brief durch geht. Und in ungefähr einem Monat werde ich in der Lage sein, Geschenke zu machen. Dies ist wahrscheinlich der Grund, warum ich so gerne ein Paket hätte: um dem einen oder ande-

ren zu vergelten, was er für mich getan hat. Nicht, daß das Empfangen meinen Stolz verletzen würde. Seit langem kenne ich keine falsche Scham mehr. Aber um der Freude willen, die das Geben, Anbieten, bereitet.
Heute morgen erneute Untersuchung des Stuhlgangs. Der jüngste Beweis dafür, ob der Typhus besiegt ist oder nicht.

27. Februar 1943
Gewicht: 60 kg. Ich nehme zu. Temperatur und Puls ausgezeichnet.
Gestern rühmte ich mich, jede falsche Scham abgelegt zu haben. Heute morgen weinte ich bittere Tränen, als ich Erich um ein paar Stücke Zwieback bitten mußte, um frühstücken zu können. Eine Bitterkeit, die augenscheinlich durch das Gefühl verstärkt wird, gerade von Erich nichts verlangen zu dürfen. Er hat genug, um *mir* ein Stück Kuchen anbieten zu können. Noch gestern erhielt er zwei Pakete voller guter Sachen, die sich ansammeln und die teilweise verderben (Orangen und Zitronen), ohne daß er daran denkt, sie zu verschenken. Aber es ist nicht der Neid, der mich plagt, sondern ein Gefühl der Traurigkeit, so tief gesunken zu sein, daß ich schamlos jemanden um Nahrung anbetteln kann.
Gestern abend kehrte der Joseph der guten alten Zeit zurück. Einige Minuten sehr freundschaftlicher Unterhaltung. Das bereitet mir größeres Vergnügen als das, was er mir mittags bringt.
Nachricht von Antoine, der Hunger leidet, und von Philipp, dem es gut geht.
Heute morgen erhielt ich von einem Kameraden draußen – ich vermute Claykens – eine Packung De Beukelaer-Kekse! Was für ein Glücksfall. Ich sehe darin ein gutes Vorzeichen für meine Pakete von zu Hause.

Am selben Tag, nachmittags
Es wird Marmelade verteilt. Ausgezeichnet, aber zwei Löffelvoll pro Kopf für eine Woche! Ich hoffe, so wie am letzten Samstag, die von Erich zu erhalten. Aber der schüttet seine Portion in seinen Topf! Ich glaube, ich weiß, was in ihm vorgeht! Und plötzlich bin ich erleichtert. Er erhält sehr wenig Sachen von zuhause. Das habe ich sowohl in Block 25 wie auch hier beobachtet. Seit er krank ist – zum erstenmal in acht Jahren Lagerleben – erhält er täglich von seinen Freunden Kuchen, Gebäck, Orangen, Obst, Zucker, kurz all das, was einem Kranken Freude bereitet. Plötzlich soll er vor Begeisterung außer sich sein beim Anblick all der guten Sachen, die sich anhäufen, und an die er kaum noch gewöhnt ist. Ich bin froh, dieses begriffen zu haben, denn im Grunde fürchtete ich, daß es meine Person ist, die ihm mißfällt, und daß er dies auf jene Art und Weise ausdrückt. In Wahrheit besitzt er die Mentalität eines Menschen, der lange mit sehr wenig Geld auskommen mußte und der, nun in der Lage Goldstücke anzuhäufen, offensichtlich nicht einen Augenblick daran denken kann, sie auch auszugeben.

28. Februar 1943

Der Monat geht dem Ende zu. Nun bin ich bereits 53 Tage im Krankenbau. Der 27. Tag ohne Fieber. Alles geht gut, nur der Hunger macht mir zu schaffen. Nicht mehr die Angst davor, sondern das Übel selber. Denn jetzt „organisiere" auch ich. Heute nachmittag erhielt ich von einem holländischen Priester Brot, dieses köstliche schwarze Brot, das mir in Holland so gut mundete, Kekse und Butter! Echte Butter, die wunderbar schmeckte. Welch fürstliche Brotzeit!

Wenn ich sage, alles geht gut, so habe ich für einen Augenblick die Hautentzündung vergessen, die mich seit vielen Tagen quält, und die man ... mit Jodtinktur behandelt. Das verursacht schneidende Schmerzen, die Tag und Nacht anhalten. Ich tobe.

1. März 1943

Ich habe soeben meine Aufzeichnungen wieder gelesen. Es gibt darunter viele uninteressante Dinge. Aber das Ganze, glaube ich, stellt ein Dokument, ein Zeugnis dar, das ein Soziologe schätzen würde. Paul[10] zum Beispiel. Wenn ich an ihn denke, erinnere ich mich daran, daß ich es mir untersagte, mich über meine Inhaftierung zu beklagen, solange sie die seine von 14 Monaten Dauer nicht überschreiten würde. Gestern begann mein 14. Monat. Wenn nur auch ich ein Ende nach dieser Zeit absehen könnte ...!

Heute morgen von dem holländischen Domherrn Butter erhalten. In der Nacht las sein Kollege, der Wache hatte, meine Gedichte. Sie schienen ihm gefallen zu haben. Ich vergaß zu berichten, daß Constant, der zuvor niemals Gedichte gelesen hatte, meine mag, weil er sich in ihnen wiederfindet.

Alle sind ausgehungert. Ich zeigte Henri meine Beine. Er schickte Franz sofort ein Produkt, das in erster Linie den großen Vorteil hat, nicht wie Jod zu brennen. Wird es auch besser wirken? Ich leide heftig unter dieser Entzündung. Ich weiß nicht, wie ich mich hinlegen soll, zumal ich auf der rechten Hinterbacke - oder was davon übrig ist - ein kräftiges Furunkel habe.

Und die Komödie bezüglich der Nahrungsbeschaffung geht weiter. Hermann beauftragt mich, sein Brot einem Kameraden zu geben. Was Erich betrifft, so verweigert er es ganz einfach! Das ist entweder Dummheit oder Böswilligkeit, denn er weiß sehr gut, wie hungrig ich bin, ihm selbst bekenne, daß eine Portion für mich ungenügend ist. Und zuguterletzt ist es das einzige, was ich von ihm als Gegenleistung für die vielen ihm erwiesenen Dienste verlange.

2. März 1943

Heute morgen erneute Anwendung des Medikamentes. Franz meint, ich habe die Krätze. Das ist erheiternd.

---

[10] Paul M. G. Lévy, Journalist, Radioreporter. Eine der hervorragendsten Figuren der belgischen Widerstandsbewegung. Interniert in Breendonck nahe Antwerpen vom 18. 9. 1940 bis 20. 11. 1941. Ich sollte ihn unter den Befreiern von Dachau am 29. April 1945 wiederfinden. Er ist heute Präsident der Nationalen Gedenkstätte von Breendonck und Professor h. c. an der Universität Louvain.

Constant wird nach Block 11 verlegt. Ich hoffe, daß ich ihm in zwei oder drei Tagen folgen werde. Ich sage, ich hoffe, denn diese Verlegung bedeutet, daß man geheilt ist. Das übrige, wie Nachtlager und Pflege wird sich ergeben. Hier tut Franz für uns, was er kann. Ob ich dort drüben jemanden kennenlerne?
Nach drei Tagen beginne ich zu schreiben. Es geht. Heute abend ausgezeichnete Bouillon, aber wenig. Weniger als 1 Liter. Dies wird glücklicherweise durch 1 Stück Roggenbrot aufgewogen, dann durch ¾ Liter Milch von Erich. Er kann praktisch nichts zu sich nehmen. Seit 2 Tagen hat er im linken Bein Schmerzen. Man weiß nicht genau, was es ist. Mittlere Temperatur: 40°. Der Magen gibt alles wieder, was er aufnimmt. Ich rackere mich nachmittags für ihn ab. Das erhöht meine Temperatur auf 37°, aber zwei Stunden später sinkt sie auf 36,8°. Bei Antoine alles beim alten.

3. März 1943
Unruhige Nacht. Erich ist sehr krank und fiebert stark. Er verlangt zwanzigmal in der Stunde nach mir, muß sich übergeben, ist unruhig. Ich bin glücklich, ihm ein wenig helfen zu können. Und ich fühle, daß sich nun zwischen uns wahre freundschaftliche Bande anknüpfen. In jener Nacht, als ich ihm half, sich aufzusetzen, nachdem er sich übergeben hatte, umarmte er mich und lehnte seinen Kopf an meine Schulter. Wenn ich mich heute daran erinnere, sage ich mir: dies war mehr als die Geste eines Kranken, es war ein Zeichen von Freundschaft, von Brüderlichkeit. Und es machte mich überglücklich.

4. März 1943
Viel bessere Nacht. Erich schläft ruhig bis zu drei Stunden. Dann geht es ihm wieder schlecht. Übergeben, Fieber. Ich pflege ihn so gut ich kann. Heute morgen Verband wechseln. Meine Phlegmone ist praktisch ausgeheilt. Franz drückt das Furunkel aus (in Wirklichkeit sind es zwei!); dann erfahre ich, daß ich tatsächlich die Krätze habe. Schließlich erhalte ich eine ausgezeichnete Salbe. Es scheint so, als wäre ich in 8 Tagen geheilt.
Kapitel Essen: ich „organisiere" immer mehr. Die jetzige Krankenkost bekommt mir viel besser als diejenige, die ich in Block 11 erhalten würde, nämlich eine normale Ration gewöhnlicher Diät. Vorausgesetzt, die Krätze macht mir keinen Strich durch die Rechnung. Heute abend wieder 37°, dann um 6 Uhr 37,9°. Das häufige Auf und Ab, das die Pflege Erichs erfordert, tut mir entschieden nicht gut. Möge mir der Heilige die Kraft geben, Erich weiter zu helfen und selbst keinen Rückfall zu erleiden.

9. März 1943
Ein ungewöhnlicher Fieberanfall schüttelt mich. 38° von 5 bis 8 Uhr abends. 36,4° am nächsten Morgen. Am Abend 40,2°. Ich bin entsetzt. Niemand weiß, woher das Fieber kommt. Könnte es der Abszeß sein? 38,6° um 7 Uhr und 38° am Abend. Um 8 Uhr morgens ging das Fieber auf 36° zurück und blieb so bis heute abend. Der Anfall ist vorüber! Aber bevor man sich für den Abszeß ent-

schied, hatte man mir ½ Stunde lang Eisumschläge auf den Leib verordnet. Mir, der ich tausend Vorkehrungen treffe, um mir nicht die Eingeweide zu erkälten! Ergebnis: mein Magen ist so empfindlich wie in den schlimmsten Tagen, und ich darf erneut kein Brot essen.
Aber es gibt Schlimmeres und vor allem Traurigeres: Erich starb gestern abend um 6 Uhr nach 24 Stunden Todeskampf. Ich bin darüber tief bekümmert. Habe fast die ganze Nacht nicht geschlafen, so sehr beschäftigte ich mich in Gedanken mit diesem Kameraden, der so gut war, so stark. Mit ihm verlieren ich und Hunderte anderer einen guten Freund.
Habe das Bett gewechselt, bin wieder im untersten neben Herman. Ich glaube, er ist ebenfalls ein netter Kumpel. Habe mich lange mit ihm unterhalten. Ihm geht es, Gott sei Dank, besser. An diesem Abend hatte mich Joseph einen Augenblick lang aufrecht stehen sehen. Zehn Minuten später kam er mit Brot zurück, so sehr hatte ihn meine Magerkeit erschüttert. Es war die Brotzeit, die er immer Antoine gegeben hatte. Von jetzt an bekomme ich sie. Laut seiner Aussage ist Antoine, was übrigens stimmen soll, viel weniger mager als ich. Aber dünn oder nicht, er hat Hunger, und ich kann ihm dieses zusätzliche Essen, von dem er mir in jedem Brief so begeistert berichtet, nicht wegnehmen. Dieses Mal und einige Tage lang konnte ich das Brot wegen meines Magens zurückweisen. Aber es muß eine Lösung gefunden werden.

10. März 1943
8 Monate ist es nun her, seit ich nach Deutschland deportiert wurde. Erinnerungen ...
Ein guter Tag. Ich weiß, daß sich meine Eingeweide von dem Eisstoß, der ein „Todesstoß" hätte sein können, erholen. Ich habe mit einem anderen Nachbarn, der endlich einmal gut Französisch spricht, Bekanntschaft geschlossen! Ein südamerikanischer Diplomat, Generalkonsul von Paraguay in Budapest. Und wieder träume ich davon, nach Mexiko zu reisen.
Die Briefe von Antoine, der damit begonnen hat, mir sein Leben zu erzählen, sind von köstlicher Frische und Naivität. Ich überarbeite mein letztes Gedicht. Gut, glaube ich. Erhielt heute abend „Sonderdiät". Irrtum oder Beginn? Ich hoffe ... Aß ein wenig fast weißes und völlig trockenes Brot mit echter Butter. Erhielt es von Georges. Abends bietet mir der Domherr ausgezeichnet gewürztes Brot mit Butter an.

11. März 1943
Ein dritter Abszeß, immer noch am Gesäß, bringt mich in Wut. Besuch von Adolphe. Ich hoffe, von ihm ein französisches Buch zu bekommen. Den Tag ohne Fieber beendet. Ich schreibe an Philipp und Joseph C. und bitte um Neuigkeiten. Außerdem wieder ein Brief nach Hause. Ich schreibe sehr ausführlich, weniger akademisch. Hoffentlich geht er durch. Was für Hoffnungen sind an dieses kleine Stück Papier geknüpft! Erhielt, ebenfalls heute abend, die Spezialdiät. Sollte mir in dieser Richtung Erfolg beschieden sein?

12. März 1943
Ich kann wieder Brot essen. Das ist ein glücklicher Umstand, denn ich habe nichts anderes mehr. Erhalte von Adolphe das versprochene Buch und eine Brotzeit.
Leider um 4 Uhr 37,6°, und das Fieber steigt rapide. Immer dieselbe Frage: rührt das von meinem Abszeß oder dem Umstand her, daß ich Brot gegessen habe? Am Abend hohes Fieber.

14. März 1943
Gelungene Transaktion: ich tausche mit einem jungen Holländer Brot gegen einen Zipfel Lebkuchen. Gutes Frühstück. Heute morgen 36,6°. Besuch von Blaha: ich habe Brust und Arme voller Ekzeme.
An diesem Sonntag müßte mich eigentlich Franz (derjenige von 1/4) besuchen. Seit ich hier bin, habe ich ihn nicht mehr gesehen. Er bringt mir Kuchen und Gebäck, ein komplettes Frühstück für morgen. Der Appetit ist wieder geregelt. Was die Temperatur betrifft, so hält sie sich auf 36,4 am Morgen und 36,6 abends. Alles läuft gut. Ich unternehme einen Versuch: zum Tee am Abend eine Scheibe Brot. Mal sehen.

15. März 1943
Das Experiment ist gelungen: heute morgen 35,4°. Ich hatte einen Rückfall erlitten. Abends, trotz eines sehr unruhigen Nachmittags, 36,4°.
15 Leute nach Block 11 verlegt. Wegschaffen der überflüssigen Betten. Die verbleibenden Kranken werden den Krankenbau am Wochenende verlassen.
Ich muß die restlichen Tage maximal nutzen. Da auch der Wiener gegangen ist, erhalte ich von Joseph eine volle Schüssel. Und mittags und abends von André die Spezialdiät. Mit der Hilfe des Heiligen regelt sich alles zu meinem Besten. Ich wiege mich: 63 kg.

16. März 1943
Was für ein Tag! André wird, zusammen mit 51 anderen Häftlingen, darunter einem holländischen Priester, freigelassen. Ich bekomme jedoch mittags und abends weiterhin die Spezialdiät. Um 4 Uhr Besuch von Adolphe. Eine Nachricht von Joseph C.[11] Neuigkeiten von zu Hause. Fredou und Louise sind in Jupille. Um 4.30 Uhr geht Adolphe.
Mein erstes Paket trifft ein. Zucker, Grütze, Zwieback, Lebkuchen, Marmelade, Gänseleber, Kondensmilch, Teigwaren, frische Eier, Butter, Knoblauch, Seife. Herrlich! Bedauerlich: praktisch nichts, was man mit anderen teilen könnte. Alles ist in bestem Zustand. Wie soll ich meine Rührung, meine Freude beschreiben! Ich schäume über. Pater Antoine, ich danke Dir!

[11] Joseph Claikens, militanter Kommunist aus Liège.

18. März 1943
Magerer Tag. Glücklicherweise habe ich das Paket.
Ich verbringe zwei Stunden mit der Lektüre der sehr schönen Kunstzeitschriften „Münchner Mosaik".
Für morgen werden 72 neue Freilassungen angekündigt. Ich habe seit einigen Tagen nicht mehr geschrieben. Bin verdammt träge. Gefühl ständigen Wohlseins, einer echten Genesung. Kein Fieber, regelmäßiger Stuhlgang, Ruhegefühl, voller Magen. Wenn das nur anhält, wie Marius zu sagen pflegt.

21. März 1943
Sonntag. Um 7.30 Uhr bekomme ich Besuch von Otto. Kuchen, Apfel und Spezialzucker von Philipp. Vor genau vier Wochen habe ich nach Hause geschrieben. Wenn mein Brief durchgekommen ist, muß ich in den kommenden Tagen Antwort erhalten. Ich erfahre jedoch, daß er bereits bei der Abfertigung der deutschen Häftlingspost in Verzug geraten ist. Also Ruhe bewahren!
21. März - Frühlingsanfang. Es ist herrliches Wetter. Wir haben hier nur davon, was man die Basiselemente nennen könnte: den blauen Himmel, die Sonne. Wir sehen keinen Baum, hören keinen Vogel. Aber ich stelle mir das, was fehlt, in der Phantasie vor. Ich erblicke vor meinem inneren Auge das Haus mit seinen Pappeln, den Garten mit den ersten Blumen. Ich sehe, wie sich Louise über sie beugt, wie Fredou an ihrer Seite ihr hübsches Näschen in sie hineinsteckt. Ruhige, tiefe Freuden, die ich oft genug empfunden habe, um sie mir unauslöschlich ins Gedächtnis einzugraben. Ich sehe den Waldweg, die Blätter, die Knospen, ich rieche den Duft der Erde, höre das laute Piepen der Vögel, die trunken vor Glück sind, die Sonne wiedergefunden zu haben. Und dann der Abend, alle Fenster sind offen, um das Glück in die Räume des Hauses dringen zu lassen; die Bücher, das weiße Papier, die Träumerei, die vielleicht in einem Gedicht endet, das man zusammen, mit einander zugeneigten Köpfen, die sich fast berühren, liest. Das ist es, was das Leben lebenswert macht, sein so kostbarer Preis. Kinderaugen, vor Freude strahlend, die Augen der Frauen, voller Zärtlichkeit, der Gesang der Amsel - *meiner* Amsel - auf dem Kirschbaum, die Stimmen der Freunde hinter der Hecke! Mein Herz ist voll, angeschwollen wie eine Knospe, von diesem neuen Frühling.
Zwei Besuche, die mir größte Freude bereiten: Philipp und Hans. Philipp hat Nachricht von seiner Frau und überbringt mir Grüße von Louise! Bei ihm scheint alles gut zu laufen. Hans bringt mir Honig. Philipp verspricht mir einen Pullover. Durch ihn erfahre ich, daß wir in der nächsten Woche nach Block 11 verlegt werden. Er kennt den dortigen Oberpfleger sehr gut. Alles läuft demnach besser, als ich erhoffte.

22. März 1943
Ich wiege mich: 66 kg. Ich habe in 22 Tagen 6 kg zugenommen. Ich bin was man hier „gut organisiert" nennt. Noch gestern tat sich mir eine neue Versorgungsquelle auf. Der Leiter der Röntgenabteilung, den ich flüchtig kenne, fragte mich, was ich essen dürfte, und brachte mir Brot und Butter. Ich hatte in

den letzten Tagen die Freude, einen belgischen Kameraden an diesem glücklichen Umstand teilnehmen zu lassen. Aber heute kam er nach Block 13/4.
Traf heute, geradewegs von Godeau geschickt, den jungen Franzosen Roger wieder, dem ich zu Beginn meiner Krankheit mein Brot schenkte. Er ist Stubendienst in Block 13/4. Er hat prächtig zugenommen, es ist eine Freude, ihn anzusehen. Wenn ich auf demselben Weg weitermache, werde ich ihm bald ähneln.

23. März 1943
Bekam heute morgen Weizenbrot. Aber die Butter wird rar. Schwelge mit Franz in Erinnerungen an die provenzalische Küche! Ich berichte mit Vergnügen von unserem berühmten Mahl vom 15. August in St. Remy. Welch schöne Tage haben Louise und ich zusammen verbracht. Glücklicherweise ruft die Erinnerung an die vergangenen Freuden bei mir kein Bedauern hervor. Ich erlebe die Stunden des Glücks nochmals mit derselben Freude, nur durch die zeitliche Entfernung gedämpft. Diese Freude läßt sich mit dem Bild vergleichen, das der Spiegel von einer Person wiedergibt. Aber noch niemals bisher habe ich festgestellt, daß ich seufze, nachdem ich mir ein Stück Vergangenheit ins Gedächtnis gerufen habe. Dies rührt zweifellos daher, daß ich in mir die Gewißheit habe, all das wieder erleben zu können, und neue Freuden dazu. Ich habe ganz deutlich das Gefühl, daß sich bei meiner Gefangennahme eine Klammer öffnete, die sich bei der Befreiung wieder schließen wird. Wer jedoch kann voraussagen, was die Zukunft bringen wird. Wie mag das weitere Leben verlaufen? Welche, vielleicht gigantischen Veränderungen muß ein Mensch im Laufe seines Lebens durchstehen? Niemand weiß es. Aber in diesem Fall ist mein angeborener Optimismus mit im Spiel und hindert mich daran, das Schlimmste anzunehmen. Ich habe Vertrauen in die Zukunft. Das genügt, zumindest im Augenblick.

24. März 1943
Entdeckte gestern in Stube 2 einen Franzosen, einen Winzer aus dem Mâconnais, und zwei Belgier. Gab ihnen Brot. Nahm ebenfalls gestern ein Sonnenbad. Erster Spaziergang im Blockhof. Heute morgen habe ich mich, noch nüchtern, gewogen: 67 kg! 1 kg in zwei Tagen! Um 10 Uhr bringt mir Adolphe mein zweites Paket! Dieses Mal entpuppt es sich als reines Wunder. Kuchen, Orangen, Äpfel, Zitronen, Zwiebeln, Sacharin, Zucker, Marmelade, Grütze, Teigwaren, Salz, Ovomaltine, Tomatensaft, Butter, Tabak, Zigaretten, nichts fehlt. Ich bin beruhigt. Wenn mir Louise, zehn Tage nach dem ersten, nochmals ein solches Paket schicken kann, geht es ihr finanziell gut. (Ich vergaß zu erwähnen: Zwieback, geräucherte Heringe(!), Tee, Bouillon und (herrlich) sechs Heringsfilets.)
Ich erhalte auch eine genaue Angabe der Adresse: 103, rue Joseph Wauters, Jupille. Das heißt, bei Raymond.[12]

[12] Bruder meiner Frau.

Kurze Nachricht von Joseph C., aber ohne Neuigkeiten.
Heute abend 37,2°. Ich nehme ein Bad. Zum erstenmal seit zwei Monaten! Welche Freude, welches Wohlgefühl! Aber bei meiner Rückkehr spielt mir die Einbildung einen Streich. Ich glaube, hohes Fieber zu haben. Ich fühle meinen Puls. Völlig unwahrscheinlich. Ich will wissen, woran ich bin. Das Fieberthermometer zeigt 37,2°. Nun, es ist 7.15 Uhr, gänzlich normal. Sofort beruhige ich mich. Das Unwohlsein ist verschwunden, und ich esse mit gutem Appetit zu Abend. Es ist idiotisch, aber was soll ich machen? Mich entsetzt der Gedanke, plötzlich eines der drei Anzeichen der Tage, an denen es mir am schlechtesten ging, wiederzuentdecken: Fieber, Durchfall und Blut im Stuhlgang. Ich habe Antoine ein „Päckchen" geschickt, aber es ist zurückgekommen: Antoine wurde verlegt. Wohin? Morgen werde ich es zweifellos erfahren.
(20.00 Uhr) Ich brauche nicht lange zu warten. Joseph teilt mir mit, daß er auf Block 1/2 ist. Ich bin entzückt, denn dort wird er zumindest gut gepflegt.
Am Abend bringt Max, der Älteste von Block 25, eine Kiste Orangen und Äpfel, die unter den Kranken verteilt werden. Ich freue mich, ihn wiederzusehen, und er selbst hat mich ebenfalls nicht vergessen.

25. März 1943
Heute starker Föhn. Als heißer europäischer Schirokko schafft er eine schwere, drückende Atmosphäre. Alle haben am Abend einen Puls über 100 pro Minute. Ich 104. Erhalte von Franz aus Block 1/4 ein Eckchen Kuchen, 1 Stück Weißbrot und zwei Eier.

26. März 1943
Habe Antoine wiedergesehen, nach mehr als zwei Monaten. Er ist in einem jammervollen Zustand. Aus Schwäche stammelt er manchmal. Welch peinlicher Eindruck! Man spürt, daß ihn der Hunger und die Besessenheit davon keinen Augenblick lang im Lager verlassen haben. Ich weiß, was das bedeutet, und ich bedauere ihn als selbst davon Betroffener. Ich werde versuchen, ihm wieder Mut zu machen. Jetzt, da er für mich erreichbar ist, wird dies einfacher sein. Dieser Junge ist wirklich ein außergewöhnlicher Fall. Es gibt kaum jemanden, der es wie er versteht, seine moralischen Qualen in der Einbildung zu steigern. Wenn er einen Liter Suppe erhält, ist er davon überzeugt, daß es nicht mehr als ¾ Liter waren. Er glaubt immer, er würde eine geringere Portion als die anderen erhalten. Ich kenne die Art von Leiden, die so etwas hervorruft, zur Genüge. Aber trotz dieser Besessenheit läßt seine angeborene Großzügigkeit niemals nach. Ich kenne niemanden im Lager von einer derartigen Spontaneität und Solidarität. Auf diesen Gebieten übertrifft er uns alle, und das bei weitem und auf die natürlichste Art und Weise! Wer ihn kennt, empfindet in seiner Gegenwart ein Gefühl der Scham sich selbst gegenüber und der Bewunderung für ihn.

---

[12] Bruder meiner Frau.

27. März 1943
Es regnet. Lange ist dies hier nicht mehr geschehen. Möglicherweise ist es für andere angenehm, weil es uns - und wie sehr - an das Wetter zu Hause erinnert. Ich habe nur einen Wunsch: daß es schnell aufhört!
Wieder 20 fieberfreie Tage. Heute morgen 35,8°. Nun, gestern aß ich Schwarzbrot mit Wurst. Das bedeutet also, daß alles in Ordnung ist.
Ich verbringe zwei Stunden voll geistiger Anregung, eine mit Franz, in der wir von Balzac, Zola und Céline reden, die andere mit Joseph (dem Domherrn), in der wir uns über den so interessanten Unterschied zwischen nördlicher und südlicher Mentalität unterhalten.

28. März 1943
Gewicht heute morgen: 68 kg.
Das Wetter ist wieder schön, und ich nütze es aus, indem ich lange Spaziergänge in der Sonne mache. Besuche von Joseph C. und Philipp. Antoine gesehen. Aber Joseph erscheint den ganzen Tag nicht. Spaziergang mit Claudius. Eine traumhafte Stunde. Ich amüsiere mich köstlich über seine Geschichte, die zweifelsohne pure Einbildung ist, dabei aber so schön! Er bietet mir an, nach dem Krieg sein Besitztum in Nizza zu verwalten! 700 Hektar Nutzfläche: Mandel-, Oliven-, Orangen- und Mandarinenbäume. Ein „Schloß" für mich, Häuser für das Personal. Ein Traumleben, Logis, Nahrung, Öl und Wein umsonst, das Auto von ihm bezahlt und 300000 Franken Gehalt jährlich. Da ist er, der so lang gehegte Traum vom südlichen Leben. Und wie gut ist es, so zu träumen, wenn ein wenig die Sonne scheint und alles dazu beiträgt, optimistisch zu sein!

29. März 1943
Seltsamer Alter, dieser Claudius. Er scheint mit seinem Reichtum ungeheuerlich anzugeben. Was jedoch seine eigene Person betrifft, so ist er von vollkommener Bescheidenheit. Er erklärt naiv, nur zwei Monate die Grundschule besucht und keinen Schulabschluß zu haben; aber als er älter war, hätte er Gartenbau und Baumzucht studiert. Er ist stolz auf eine ziemlich außergewöhnliche Geschicklichkeit, die er angeblich besitzt: das Fangen von Schlangen, so wie ein anderer Regenwürmer sammelt.
Er ist ein großer Kerl, momentan ziemlich dünn und zweifelsohne von Natur aus hager; er liebt es zu reden, und manchmal verschluckt er in seinen Worten das R, ein Zeichen seiner bäuerlichen Abstammung. Ab und zu läßt er die Syntax außer acht, macht „amüsante Sprachfehler" und bringt es fertig, daß ihm beim Schreiben seines Namens und seiner Adresse drei Fehler unterlaufen.
Ab heute erhalte ich normale Diät. Das beginnt mit Kartoffelbrei! Ich habe Lust zu arbeiten, aber wenn ich damit beginnen will, geht nichts mehr. Meine Faulheit ist skandalös. Trotzdem beginne ich am Abend eine Kurzgeschichte, zu der mich Claudius, der Schlangenmensch, inspiriert hat. Werde ich vorankommen? Das steht in den Sternen.

30. März 1943

Was ich befürchtet habe, ist heute morgen eingetroffen: Verlegung auf Block 11. „Vertreibung aus dem Paradies". Ich bin auf Stube 4. Das Leben hier wird sich wahrscheinlich stärker dem im Block anpassen. Nun heißt es, den Appetit zügeln. Aber warten wir mit der Beurteilung ab. Es gibt hier einen Wallonen von 20 Jahren und einen Sechsunddreißigjährigen aus Malines.

Neue Umgebung - 3-Etagen-Betten, persönliche Dinge wie Uhr, Geschirr, Messer, Löffel, elektrische Heizplatte, nichts da. Auch keine Blumen. Es scheint, daß man auf dem Ofen kochen kann. Seltsame Regelung: man ist verpflichtet, die Temperatur im Anus zu messen. Und der wichtige Unterschied (ungefähr 1 Grad), der immer zwischen dieser Messung und der im Mund auftritt, wird nicht berücksichtigt.

Joseph kommt, um mir zu sagen, daß er mir seine Schlüssel hierher nicht mehr bringen kann. Es scheint, daß Hans für ihn einspringen wird. „Ein Sperling in der Hand ist besser ..."

31. März 1943

Gute Nacht verbracht. Das Bett ist besser als in 3. Alptraum: Ich komme in Liège gerade rechtzeitig zur Beerdigung von Papa an. Ungeheuer viele Leute, darunter alle meine Freunde.

Man kultiviert hier mit Sorgfalt den Luftzug. Ich bin schrecklich erkältet. Ich glaube, daß ich hier nicht hungern werde. Seit heute mittag hält Hans sein Versprechen. Außerdem wurde heute morgen zum Frühstück ¼ normales Brot verteilt. Zusätzlich erhielt ich (von wem?) ein Drittel Brot mit einem großen Stück Margarine. Wenn das anhält, geht alles gut.

Eine dumme Sache: das nässende Ekzem beginnt wieder Schwierigkeiten zu machen. Der Pfleger schickt mich ins Bad - was für eine Chance! - und gibt mir Vaseline. Diese Salbe wird es aber nicht austrocknen. Joseph erscheint nicht. Philipp auch nicht.

1. April 1943

Ein komischer Tag. Draußen herrscht ein Hundewetter. Gestern stürmte es. Heute ist der Regen dazugekommen. Man glaubt, in Belgien zu sein. Ich sehe Fredou in Stiefeln und Regenmantel vor mir. Liebe kleine Maus.

Ich beende heute morgen ein ganz kleines Gedicht, das mir jedoch große Schwierigkeiten bereitete. Es muß noch überarbeitet werden. Ich hatte das dringende Bedürfnis, meine Trägheit zu überwinden und mich wieder an die Arbeit zu machen. Dieser Genesungszustand ist unendlich angenehm. Man fühlt sich ein wenig wie in einem Kokon, sanft, weich und warm, wo man völlig unbeweglich, fast unbewußt, verweilen kann. Aber von Zeit zu Zeit kehrt das Bewußtsein zurück, und es versetzt einem einen Stich ins Herz. Man krümmt sich, fühlt sich unwohl, schwankt hin und her zwischen dem Wunsch, dem Lebenswillen zu folgen und dem starken Verlangen, wieder in den Dämmerzustand zurückzusinken.

Mittags erhalte ich, gleichzeitig mit dem Essen, meinen Brief vom März zurück. Dieses Mal bin ich dran: der Umschlag enthält den Vermerk: Darf nicht schreiben. Zumindest momentan ermüde ich mich also nicht mit dem Schreiben unnützer Briefe und erwarte keine unmöglichen Antworten. Mir bleibt nichts anderes übrig, als auf das Ende des Krieges zu warten.
Heute Frühlingswetter, der Wind hat sich gelegt. Ein heller Aprilhimmel lockt die Vögel an. Schwerelose Wolken, vom Wind aufgebläht, ziehen über den Himmel zu irgendeinem entfernten Stelldichein. Erinnerungen kommen und gehen, Bilder einer Vergangenheit, die nicht sterben will. Ich bin nervös, unruhig, ohne zu wissen warum. Kommt es daher, daß das erwartete Paket nicht eintrifft, daß meine Vorräte zusehends zur Neige gehen, oder weil dieser Frühling zu viele Erinnerungen wachruft?
Hans ersetzt Joseph in der Rolle des Schutzengels. Er bringt mir heute abend Brot und Margarine. Aber ich bleibe nervös. Seit vier Tagen keinen Kontakt zum Lager. Dann ist da dieses verzweifelte Gefühl, daß die Zeit ungenutzt vorbeirinnt. Heute morgen zeigte mir der Spiegel ein alt gewordenes Gesicht. Soviel unnütze Zeit, verloren für die Liebe, das Leben meines Kindes, die Arbeit, die Selbstverwirklichung. Und doch habe ich wenigstens gelebt! Wenn ich an den jungen Kameraden denke, der mit 16 deportiert wurde und nun bereits 7 Jahre in Gefängnissen und Lagern verbringt! Mit 23 Jahren weiß er nur aus Büchern von den erhabenen Gefühlen, die den Menschen erhöhen. Im praktischen Leben hat er sie nicht kennenlernen können. In seinem Alter hatte ich bereits eine Gefährtin (und was für eine!) und ein wunderbares Baby, dessen Gesten und Lebensäußerungen eine Herzensfreude für mich waren. Ja, ich glaube sogar, daß die literarische Kenntnis dieser Dinge für ihn nur eine zusätzliche Qual bedeutet. In einem solchen Fall wäre eine totale Unwissenheit besser. Aber sie ist unmöglich. Außer den Büchern und dem Kontakt mit Leuten, die bereits ein Schicksal erlitten haben, dürfte, so scheint es mir, allein die sexuelle Rastlosigkeit genügen, um bei dem jungen Mann eine Unruhe des Herzens hervorzurufen.

3. April 1943
Gestern abend erhielt ich den Besuch von Joseph, der immer gute Neuigkeiten bringt, dann sah ich Adi. Mit Unruhe erwarte ich die Rückkehr desjenigen, den ich für mich nach Block 16 gesandt habe. Philipp schickte mir heute morgen einen großen Kanten Brot in einer schönen Serviette. Wozu dieser Luxus? - Das Ekzem an meinen Beinen scheint zu heilen. Das auf der Brust vergrößert sich.

4. April 1943
Karges Frühstück. Es ist lange her, daß ich mich in solch einer ungewissen Lage befand. Adi erschien gestern nicht. Das bedeutet, daß er nichts für mich hat. Ich werde also bald meine letzten Vorräte angehen müssen.
Wenn ich auf das Thema meiner Eintragungen vom 2. April zurückkomme, so,

um mich zu fragen, in welchem Ausmaß hier sexuelle Unruhe existiert. Leute, die unter normalen Bedingungen leben, werden sich fragen, wie sich die Häftlinge sexuell im Lager verhalten, wo diesbezüglich Jahre hindurch jede normale Aktivität unterbunden ist. Darüber befragt, nennen die meisten die Homosexualität als mutmaßliche Lösung. Soweit ich die Sache beurteilen kann, ist diese Einschätzung falsch. Gewiß, „Jede Lüge enthält ein Körnchen Wahrheit" und in der Umgebung, in der ich bisher gelebt habe, kann ich diese oder jene Leute nennen, die eine solche Lösung praktizieren. Aber es handelt sich dabei um eine winzig kleine Minderheit. (Diese Meinung basiert auf meinen persönlichen Beobachtungen.) Für die meisten spielt es sich im allgemeinen viel einfacher ab, als der normale Mensch sich das vorstellt: die Frage stellt sich nicht. Selten werden in den Unterhaltungen Frauen erwähnt. Noch seltener drehen sich die Gespräche um schlüpfrige Dinge. Woran liegt das? Ich weiß es nicht mit Sicherheit. Folgendes erscheint mir vernünftig: Zunächst und vor allem fehlt jeglicher Anreiz, denn das weibliche Element ist verschwunden; weiter besteht ein Mißverhältnis zwischen der Erschöpfung durch die Arbeit und der Nahrungsaufnahme. Dies schafft kaum Muße zum Kräfte sammeln. Endlich kommt noch diese physiologische Feststellung hinzu, die in dem Ratschlag Baden-Powells an die Heranwachsenden zusammengefaßt ist: „Laß ihn 7 Tage in Ruhe, und er läßt dich 7 Jahre in Ruhe".
Sah Philipp, Eifler, Georges und seine Kameraden. Unmöglich, zu „organisieren"[13], was immer es auch sei.
Und Joseph hat nichts für mich bekommen. Kritische Situation. Der Nachmittag zieht sich ohne irgendwelche Neuigkeiten hin. Es ist sehr schönes Wetter, und wir können lange in der Sonne spazierengehen. Ich treffe Claudius wieder. Er wurde nach Block 9 verlegt.

5. April 1943
Der Tag beginnt schlecht. Man verteilt einen Kasten „Brotzeit". Fast alle erhalten davon, aber ich kann in den Mond gucken. Warum? Rätselhaft. Ich habe praktisch kein Brot mehr.
Gestern erhielt ich weder von Franz noch von Otto ein Lebenszeichen. Nachdem ich mit Philipp gesprochen habe, glaube ich jedoch zu verstehen, was vorgeht. Man nimmt an, daß ich wieder auf den Beinen bin. Die Hilfe muß sich nun auf die Kameraden konzentrieren, denen es, wie mir zuvor, dreckig geht. Ich kann dem nur zustimmen. Mein Magen ist anderer Meinung. Mein Magen hat Unrecht.

11. April 1943
Schwüler Sonntag. Wir haben frisch geschorene Köpfe. Am Morgen hatte ich Fieber. Nachmittags nur 36,8, obwohl ich glühte. Den ganzen Tag über erwar-

[13] Für die Häftlinge bedeutet „organisieren" das zu entwenden, (ohne sich erwischen zu lassen), was man braucht.

tete ich Besuch von Kameraden. Aber niemand erschien außer dem Domherrn, der immer gleichbleibend freundlich ist. Ich verbringe den Abend mit Johann und den anderen. Aber ich bin ohne Schwung. Auch ein bißchen traurig. Ich nehme es Philipp übel, nicht gekommen zu sein.

12. April 1943

Mehr denn je seit meine Lebensgeister wieder erwacht sind, hält mich der Gedanke an Louise aufrecht. Kann ich wirklich jemals ausdrücken, wie sehr ich sie liebe? Ich bezweifle es. Sie ist für mich eine Art Lebensprinzip. Ihr Gesicht ist von einer Lieblichkeit, die mir die Tränen in die Augen treibt. Selbst heute, nach 17-monatiger Trennung, spüre ich noch mit aller Kraft das Band, das uns vereint. Und eines der Dinge, die mir die meiste Kraft geben, mein augenblickliches Leben zu ertragen, ist die Gewißheit, diese Übereinstimmung unversehrt wiederzufinden.

13. April 1943

Erneute Verlegungen. Aber ich bleibe hier. Johann und mein jugoslawischer Freund gehen. Das ist schlecht für meine „Verpflegung". Davon abgesehen, ist alles in Ordnung.

Zum zweiten Mal innerhalb von vierzehn Tagen träume ich vom Tod meines Vaters. Ich knie in einem Zimmer neben einem Bett und untersuche das mit Blut und Schmutz besudelte Laken (eine Unterhose). Es ist Papas Bettuch und ich bin böse: was hat er getan, um die Unterhose so zuzurichten? Ein wenig später liegt jemand in dem Bett, ein magerer, abgezehrter Mann, mein Vater. Ich bin entsetzt und möchte ihm helfen. Er sagt mir, daß es nichts mehr zu tun gäbe. Er wurde von einem Zug gestreift und wird sterben. Er schweigt und stirbt leise.

14. April 1943

Verlegungen. Fast der gesamte Block ist leer. Gestern abend schöne Abschiedsfeier. Heute morgen brennt die Sonne sehr heiß vom Himmel. Besuch von Philipp. Nachmittags schickt er mir Brot.

Heute abend habe ich ein seltsames Erlebnis mit Henri. Ich half ihm so gut ich konnte, als er in Block 3/4 war und ich mein Paket erhielt. Nur durch Zufall erfuhr ich, daß auch er vor 8 Tagen ein Paket erhalten hatte. Und heute bekam er laut Roger ein zweites, ziemlich umfangreiches. Er erwähnte es mit keinem Wort, gibt mir jedoch ein geöffnetes Päckchen Grütze zurück, das er nicht verwenden will! Was ich in Block 3 kochte, mit Kondensmilch und Zucker, hat ihm jedoch sehr geschmeckt! ...

19. April 1943

Samstag und Sonntag sind vorübergegangen, ohne daß irgendetwas Erwähnenswertes geschehen wäre. Die „Organisation" läuft auf vollen Touren. Ich vergaß, den Besuch von Philipp und Antoine gestern nachmittag zu erwähnen.

Letzterer hat sich bewundernswert gut erholt. Er verläßt den Krankenbau und wird künftig in der Metzgerei der SS arbeiten. Dieses eine Mal scheint er nicht vom Pech verfolgt zu sein.
Was mich betrifft, so gehe ich morgen nach 27. Eifler bringt mir heute morgen eine völlig saubere und genau passende Zebrakleidung und dazu einen Pullover. Mußte Philipp aufmuntern, der sich Sorgen macht, weil er keine Nachricht von zu Hause erhält und sich deshalb idiotische Dinge einbildet.
Mache die Bekanntschaft von Noppenay, einem luxemburgischen Schriftsteller. Lange und angeregte Unterhaltung, die mich zeitweise tief bewegt. Dieser Mann, der heute 66 Jahre alt ist, hat alle Annehmlichkeiten des Lebens genossen. Als reicher Mann konnte er es sich leisten, sehr viele Reisen zu unternehmen. Aber es gibt in seinem Leben ein Drama, das ihn bemitleidenswerter macht als die ärmsten Teufel! Für das Familienleben geboren, konnte er sich nicht verheiraten und die Kinder haben, die er sich so sehr wünschte. Und diese „versagte Vaterschaft" verdüsterte als ein schwerer Kummer sein Leben. Über dieses Thema schrieb er bewundernswerte Gedichte. Sein „Epiphanie" [„Dreikönigsfest"] ist meiner Meinung nach hervorragend und sollte erhalten bleiben. Er nahm mir das Versprechen ab, von ihm zu berichten, falls er nicht mehr heimkehren würde. Das ist eine Aufgabe, die ich sehr gerne übernehme, denn dieser Mann ist es wert.
Noppenay hat meine Gedichte so sehr gepriesen, daß ich nicht umhin kann, diese Tatsache zu erwähnen. (Das erste z. B. hält er für ein Meisterwerk.) Ich bin bescheidener und auch viel strenger. Er ist von parnassischer Wesensart und besitzt Musikalität, Einbildungs- und Inspirationsreichtum, Rhythmus und Schwung. Wie wunderbar!

20. April 1943
Neuerliche Unterhaltung mit Noppenay. Er hat Angst, für immer hier zu bleiben. Er spricht ausführlich über seinen begonnenen Roman „La croisière merveilleuse" [„Die wunderbare Kreuzfahrt]. Der Ausgangspunkt: Ein Mann bereitet sich auf die Abreise vor. Letzte Überprüfung seiner Toilette. In seinem Hotelzimmer, vor dem Spiegel, rückt er seine Krawatte zurecht. Für einen Augenblick scheint es ihm, als sähe er hinter sich zwei Gesichter, ein junges und ein altes. Die Gesichter verschwinden wieder. Er geht hinaus und reist ab. Im Zug, der in südliche Richtung fährt, lernt er zwei Personen kennen, Großvater und Enkelin. Gemeinsame dreijährige Reise rund um die Welt. Die Reisenden verbindet eine „unumgängliche" Freundschaft. Die Rundreise geht zu Ende. Der Mann lädt seine Reisebegleiter in das Hotel ein, aus dem er abgefahren ist. Er geht auf sein Zimmer, macht Toilette, rückt im Spiegel seine Krawatte zurecht ... und erwacht. - Noppenay wünscht sehr lebhaft, daß dieses Werk nicht verlorengeht, und daß die Welt es kennenlernt.

21. April 1943
Verlegung. Nach dem Mittagessen kommen wir nach Block 27, der von Erwin geleitet wird. Ich habe eine funkelnagelneue Kleidung und eine passende Mütze dazu erhalten. Abschied von Hans und Joseph. Sah Georges. Es geht ihm gut. Hans, Johann und Carl wiedergesehen.

22. April 1943
Wunderbares, unerwartetes Ereignis: ein Paket! Mein Osterei! Welches Glück und welche Freude! Ich habe jetzt allen Grund zu glauben, daß inzwischen zumindest zwei Pakete unterwegs gestohlen wurden.
Erhalte jetzt täglich Besuch von Philipp. Heute bin ich glücklich, ihm etwas zum Geburtstag schenken zu können.

23. April 1943
Dank Jan erhalte ich in der Kantine eine Pfeife. Anregende Plauderei mit Erwin. Alles in Ordnung, außer daß Füße und Beine schwach bleiben und schnell ermüden.

24. April 1943
Meine Ausstattung vervollständigt sich: Schuhe mit Holzsohlen. Wenig angenehm, aber was soll's ... Heute morgen ein bißchen Heimweh. Ostern rückt näher. Ich sehe den Garten vor mir, in dem Fredou Eier sucht.

29. April 1943
Ostern vorüber, ohne daß sich etwas ereignet hätte. Die Woche ebenfalls. Ich gehe jetzt täglich in die Lichtstation, wo meine linke Schulter, in der ich keine Kraft mehr habe, behandelt wird.[14] Man könnte meinen, daß der Muskel verschwunden ist. – Ich kann Philipp täglich sehen. Heute war der 30. Geburtstag von Joseph. Angenehme Überraschung dank Cl.

1. Mai 1943
Schöner Tag. Strahlende Sonne.

4. Mai 1943
Ich schreibe ein Gedicht über einen erstaunlichen Traum.

9. Mai 1943
Sonntag. Es ist kalt, wie unangenehm. In drei Tagen werde ich zweifellos zur Arbeit gehen. Wo? Das ist die Frage.

---

[14] In Mauthausen wurde meine Schulter durch einen Knüppelschlag verletzt.

10. Mai 1943
Jahrestag.

12. Mai 1943
Ende des Abenteuers. Ich komme nach Block 6, wo ich Philipp wiedersehe. Jan ist erneut im Krankenbau. André, mit dem ich mich sehr befreundet habe, wird mir in ein oder zwei Wochen folgen. Antoine wird heute morgen für ein Außenkommando abgeholt.

13. Mai 1943
Heute habe ich mit der Arbeit begonnen. Transport von Brot und Lebensmitteln. Ein harter Tag, aber nur deshalb, weil meine Füße schmerzen. Reichliche Nahrung. Schwere Arbeit. Aber ich bin in bewundernswerter Form und sehr glücklich, meine Muskeln gebrauchen zu können. Nachmittags ein wenig alltäglicher Glücksfall: Fahrt nach Dachau, um Behälter zu transportieren. Das beschert mir einen wunderschönen Ausflug, durch einen Park, einen Tannenwald, die Stadt. Ich komme mit tausend Dingen in Berührung, die ich seit sechs Monaten vergessen habe: Bächen, Fischen, Schwänen, verschiedenen Bäumen (riesigen und grandiosen Eichen, jungfräulichen Birken, vom Harz geschwollenen Tannen, duftenden Linden), süß riechenden Blumen (Flieder, Schneeball, Weiß- und Rotdorn), herausgeputzten Frauen in hübschen Kleidern, Schmetterlingen ähnelnd, Kinder jeden Alters, glücklichen Paaren, die lächelnd vorübergehen, Läden, Restaurants, kurz, dem ganzen realen und pulsierenden Leben! Jede Frau erinnert mich in einem Detail an Louise, jedes Kind an Fredou. Und ich kehre, voll überschwenglicher Freude, mit einer Marguerite zwischen den Lippen, ins Lager zurück.

14. Mai 1943
Schlechter Tag. Philipp hatte einen Unfall, der ihn zwingt, am Montag nach Augsburg zu fahren. Das ist wirklich ein Schicksalsschlag! Monatelang hat er mich gepflegt, darauf wartend, nachher mit mir wie mit einem Bruder zusammen zu leben. Und in dem Augenblick, wo das endlich möglich wäre, geschieht dieses!

15. Mai 1943
Sonntag. Ausnahmsweise hört unser Kommando sehr früh mit der Arbeit auf. Ich verbringe einen großen Teil des Tages mit Philipp. Vertrauliche Gespräche. Ich lerne ihn besser kennen. Spontan aber unreflektiert, ergeben aber launenhaft, couragiert aber prahlerisch, nehmen die guten Seiten bei ihm Überhand. Ich werde ihn noch stärker vermissen.

16. Mai 1943
Philipp ist abgereist. Mir bleibt nichts anderes übrig, als auf Neuigkeiten von ihm zu warten, vorausgesetzt, daß für ihn alles gut läuft.

Bei mir ergibt sich eine Schwierigkeit: der Mann, dessen Stellvertreter ich war, ist aus dem Revier verschwunden, und ich bin ohne Arbeit.

19. Mai 1943
Wieder zur Arbeit eingeteilt.

20. Mai 1943
Noch keine Arbeit. Ruhe mich bis morgen aus. Lese. Beende „La Peau de Chagrin" von Balzac. Bewundernswertes Buch, aber ich teile nicht die philosophische Moral, die es vertritt. Ich will gerne glauben, daß die Begierden und Wünsche das Leben aufzehren. Aber es gibt auch einige, die es stattdessen nähren. Eine reine und wahre Liebe wie diejenige, die Raphaël und Pauline verbindet, erhöht das Leben, statt es zu verbrauchen. Und doch ist es diese Liebe, die Raphaël zugrunde richtet.

1. Juni 1943
Dieses Mal arbeite ich, und wie: 14 Stunden am Tag. Ich ertrage es ohne zu große Erschöpfung. Aber mir bleibt keine freie Zeit; außer an den zwei Tagen, wo die Arbeit um 4 Uhr beendet ist. Das Leben im Block verläuft eintönig. Keine Kameraden, keine Freunde. - Diese Woche ein Paket. Bin nun besser versorgt. Erhielt außerdem eine Nachricht von Philipp. Er ist „Reiniger". Alles läuft gut.

13. Juni 1943
Die Zeit vergeht erschreckend schnell. Ich finde keinen Augenblick mehr Zeit, die kürzesten Notizen zu machen. Aber obwohl die Arbeit beinahe alle Wochenstunden beansprucht, hindert mich dies nicht am Nachdenken. Im Gegenteil. Niemals zuvor in Deutschland hat mich eine derartige geistige Regsamkeit erfaßt. Unmöglich, das in Gedichte umzusetzen, weil die Zeit fehlt. Wenn ich abends zurückkehre, sehe ich Georges bzw. Jan, und dann ist es Zeit, schlafen zu gehen.
Kein Wort von Louise. Ich versuche, ruhig zu bleiben, aber manchmal befällt mich ein entsetzlicher Gedanke, der mich überwältigt und so stark aufschreckt, daß ich einen langen Augenblick, wie von Schmerzen gepeinigt, verweile.
Physisch fühle ich mich bestens. Gewiß, die Arbeit ist hart, aber sie verhilft mir zu Muskeln, wie ich sie zuvor nie hatte. Manchmal werde ich von einer animalischen Freude befallen, dieser wunderbaren Ausgelassenheit eines Fohlens in der Prärie, und zwar darüber, wie stark und lebendig ich bin. Ich kann kaum noch einen Bleistift halten, so steif sind meine Finger von der harten Arbeit geworden. Aber was soll's.
Ich habe Tage in sehr trüber Stimmung erlebt. Ich sang und lachte den ganzen Tag, aber sobald ich damit aufhörte, kamen mir die Tränen. Ich denke an Louise mit einer Intensität, die krank macht. Wann werde ich sie wiedersehen?

Und was werden wir einander noch bedeuten? Hat sie das Leben nicht verändert? Für mich ist es leicht, treu zu bleiben: ich lebe ohne jede Versuchung, einzig mit der schönen Erinnerung an diese Zärtlichkeit, diese innige Liebe, die uns so tief verbunden hat. Aber sie? Ihre moralische Integrität steht außer Frage. Ich weigere mich, mir die üblichen Gedanken zu diesem Thema zu machen. Die Frau war für mich immer ein allen Einflüssen ihrer Umgebung ausgesetztes, lebendiges Wesen, das man nicht durch Verträge und Schwüre binden kann. Ich bestätige mir selbst, daß ich ihr gegenüber kein Wort des Vorwurfs finden würde, wenn sie sich während meiner Abwesenheit ein anderes Leben aufgebaut hätte. Ich habe ganz einfach nicht das Recht dazu. Nur der Krieg und die Zeit sind für ein solches Zerbrechen des Glücks verantwortlich zu machen. Und da es grotesk und vergeblich ist, sich gegen seine Zeit aufzulehnen, bleibt nichts anderes übrig, als zu schweigen.
Vor meinem inneren Auge erscheint oft das Bild jenes Paares in Dachau, das so federnden Schrittes und so fröhlich an mir vorüberging, daß man die Lebensfreude spürte. Wir waren ebenso gewesen, ich weiß es; ich verspüre ihn noch in meinen Adern, diesen Schwung dem Licht entgegen. Was bleibt später davon? Man kann nur abwarten und hoffen.

27. Juni 1943
Es ist entschieden unmöglich, ein ordentliches Tagebuch zu führen. Finde kaum Zeit, ein wenig zu lesen. Erhielt gestern ein deutsches Buch. Hoffentlich finde ich mich darin zurecht. Ich mache in Deutsch unbestreitbare Fortschritte und bin darüber sehr glücklich. Bei der Arbeit ist alles in Ordnung. Infolge der Abreise von Hermann spiele ich Vizecapo. Olivier leistet mir dabei Gesellschaft!

7. Juli 1943
Gute Woche. Am 29. ein Paket. Wunderbar. Samstag und Sonntag Theater. Ausgezeichnete Sachen. Der französisch-belgische Beitrag wird von Darfeuil geleistet.
Heute morgen Vernehmung, zusammen mit 34 Kameraden. Frage: „Sind Sie germanischer oder romanischer Rasse?“[15]
Bin seit gestern nicht ganz in Ordnung. Schlafe den Vormittag über. Immer wieder die Eingeweide.

13. Juli 1943
Die Woche wurde von zwei Ereignissen beherrscht: der bewundernswerten Vorstellung am Sonntag und dem Paket am Montag! Die „Balladen“, die am Sonntag vorgetragen wurden, haben mich sehr stark beeindruckt. Klassische und moderne Gedichte, dramatische Gesänge, Musik usw., alles wurde perfekt dargeboten. Die Rührung trieb mir die Tränen in die Augen. Schade, daß

[15] Siehe Einführung

der französische Beitrag so gering und bedeutungslos war. Ich würde liebend gern mehr zeigen ...
Gestern Paket erhalten, das am 13. Juni abgeschickt wurde. Unbeschädigt. Perfekt. Mittendrin eine herrliche Pfeife ... die ich eine Stunde später anzünde!
Bin mit Ludwig und Marck zusammen. Bis jetzt geht alles gut.

10. August 1943
Wie schnell die Zeit vergeht. Seit beinahe einem Monat habe ich dieses Heft nicht mehr geöffnet. Es gilt folgendes festzuhalten: eine Vorstellung russischer Lieder und Tänze, ein von mir zu organisierender Abend mit französischen Chansons und Gedichten - die Neuausgabe der Balladen - ein neues Gedicht über die Heimkehr - die Ereignisse im Süden - die gestrige Rückkehr Philipps, der krank und angsterregend mager ist - Neuigkeiten auch gestern, aber nie etwas von meinen Eltern. Ich befürchte das Schlimmste.

17. August 1943
Der 15. August, Mamas Festtag, war nicht leicht zu überstehen. Wann werde ich endlich Bescheid wissen? Sah gestern Noppenay wieder, der sich unglaublich verändert hat. Mein Heimkehrgedicht hat ihm gefallen.

27. August 1943
Lag gestern mit Grippe zu Bett. Heute Ausruhen. Alles geht gut. Tante Germaine ist sehr krank. Wieder werden Ärzte um Rat gefragt. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie es nur noch bis Jahresende macht.

4. September 1943
Nichts, was es lohnen würde zu notieren. Schrieb diese Woche zwei Chansons. Die Vorbereitungsarbeiten für unseren Liederabend kommen langsam und schlecht voran. Unmöglich, mit den Franzosen zu arbeiten. Keine persönliche Disziplin. Ich bin entmutigt. Heute abend denke ich an Fredou. Ich kann mir ihr Gesicht, das sich im übrigen stark verändert haben dürfte, nicht mehr vorstellen. Andererseits erinnere ich mich an die von François von ihr angefertigte Büste sowie manch eine Bewegung ihrer Händchen und an Kleidungsstücke, die sie trug. Einerseits möchte ich für sie schreiben, andererseits über sie. Aber es gelingt mir nicht. Ich bin nicht imstande, dieses tiefe und stille Gefühl, die Vaterliebe auszudrücken. Diese ernste, ruhige Zuneigung, die von den innersten Wesensfasern herrührt und die nicht diese funkelnden Lichtblitze hervorruft, die gewöhnlich die Inspiration nähren. Ich bin kein leidenschaftlicher Mensch im Sinne von Gewalt und Sprunghaftigkeit. Meine Gefühle gehen in die Tiefe, sind gewichtig und voller Zärtlichkeit. Ich empfinde, wenn ich liebe, ein Gefühl ruhiger, selbstsicherer Kraft. Das entbehrt zweifelsohne der Farbigkeit, aber was dagegen tun? So bin ich und so muß ich bleiben.

2. Oktober 1943
Fast einen Monat lang habe ich das Tagebuch nicht mehr angefaßt. Die Zeit vergeht ebenso schnell wie die Ereignisse. Erhielt am 23. August ein neues Paket. Schrieb ein kurzes Gedicht. Die Arbeit verschlingt zu viel Zeit, um mir die Muße zu lassen, etwas langwieriges, was immer es auch sei, zu unternehmen. Las „Gil Blas" von Le Sage. Ich denke viel an die Zukunft. Was hält sie für mich bereit? Im Augenblick noch große Gefahren. Was danach kommt, keiner weiß es. Möge der Heilige mir helfen, hier lebend herauszukommen.

12. Oktober 1943
Erhielt gestern Nachricht von zu Hause. Welche Freude! Raymond lebt. Meine Eltern ebenfalls. Aber all die anderen? Die Frage ist noch nicht entschieden, und ich habe immer Angst. Was gibt es für einen Grund, mir zu verheimlichen, was los ist? Das ist lächerlich und grausam. Fredou wächst. Louise arbeitet.
Gestern abend italienisches Konzert. Schöne Stimmen, hübsche Musik, guter Jazz. Das tut wohl.

23. Oktober 1943
Unvermittelt fällt man zurück in die Tragödie. Am Dienstag, 19. Oktober, von der Arbeit zurückkehrend, erfahre ich, daß die Flamen in ein Lager nahe Straßburg verlegt werden. Steinbruch. Olivier und Georges sind darunter. Ich bin entsetzt. Der 20. Oktober geht wie in Trance vorüber: was wird aus den Wallonen? Alles ist möglich, besonders das Schlimmste.
Auf meinem Weg zur Arbeit betrachte ich den Himmel, der von einer bewundernswerten Reinheit ist, eine Buche aus Gold, die von der Spitze einer Tanne überragt wird, mit dem Gefühl, dieses Spiel der Farben und Lichter nicht mehr oft sehen zu werden. Einige meiner Gedichte mit prophetischem Klang fallen mir ein: „Tu tombe, camerade". Ich fühle mich gleichzeitig verzweifelt und ruhig. Am nächsten Morgen kehrt die Ruhe zurück. Ich habe meine „Dialogues" beendet. Zumindest sie werden bleiben, und dieser Gedanke beruhigt mich. So viele sind gestorben. Einer mehr oder weniger ...
Erhielt am 21. ein großartiges Paket - Antoine in Schwierigkeiten. - Alles kämpft verbissen. Aber nur Mut!

26. Oktober 1943
Ich werde mich von meinem Tagebuch trennen. Ich wünsche ihm viel Glück. Ich bin übrigens erneut davon überzeugt, daß für mich alles gut gehen wird. In dieser Woche wurde gegen meine wallonischen Kameraden und mich nichts unternommen. Ich wette hundert zu eins, daß nichts mehr kommen wird.
In 12 Tagen beende ich ein Jahr in Dachau. Habe meine prächtige Gesundheit wiedererlangt, ebenso eine Denkfähigkeit und Arbeitskraft ähnlich derjenigen, die ich früher hatte.
Und die Ereignisse kommen und gehen. In wie vielen Monaten oder vielleicht

Wochen kann ich die Meinen wieder umarmen? Ich muß nur abwarten. Hoch erhobenen Hauptes und starken Herzens. Nur auf diese Weise läßt sich das Schicksal besiegen. Und die Zukunft ist groß, ist wunderbar.

8. November 1943
Ein Jahr hier. Vor zwei Wochen, als Olivier und die anderen weggingen, fürchtete ich, die Schwierigkeiten nicht zu meistern! Aber die Gefahr scheint vorüber, endgültig vorüber. 15 oder 16 jenes denkwürdigen Transportes sind noch da. Ein Jahr. Ich kam hier krank, verwundet, erledigt, an, nur noch der Schatten eines Menschen, was man in der bilderreichen Sprache des Lagers als ‚Kretin' oder ‚Muselmann' bezeichnet. Jetzt bin ich so gesund und stark wie zuvor und voller geistiger und körperlicher Vitalität. Ich betrachte die Zukunft mit verstärktem Vertrauen. Wenn ich mich an jene Zeit in Block 25 erinnere, muß ich mir, so schlecht es mir körperlich auch ging, Gerechtigkeit widerfahren lassen in dem Sinne, daß ich immer moralisch unbestechlich geblieben bin. Aber wieviel Dank gebührt dafür meinen Freunden!

10. November 1943
Ich komme zurück in den Krankenbau. Seit einigen Tagen habe ich ein überanstrengtes Herz. Zu lange und harte Arbeit. Vielleicht genügt ein wenig Ruhe, um alles wieder in Ordnung zu bringen.
Bin in Begleitung von Marc Souka aus Liège.

15. November 1943
Heute 30 Jahre alt. Bedeutender Augenblick. Die Jugend ist vorüber, zumindest was Frische und Spontaneität betreffen. Der junge Mann wird zum Menschen. Ich fühle mich stark, bereit, mein Schicksal, meine Zukunft anzupakken. Jedoch, wer weiß, was morgen sein wird.
Gestern übergab mir Fernand einen Brief von Raymond. Welche Freude!

20. November 1943
Die Zeit vergeht, ohne daß ich mich langweile. Wieder kann ich lesen, schreiben, diskutieren. Las vor allem „Rome" von Zola. Wunderbares Buch. Schade, daß ich es vor unserer Reise 1939 nicht kannte. Welch herrliche Beschreibungen!

23. November 1943
Lese nochmals „Les nourritures terrestres". Eine gute Sache in einer Zeit, wo sich alle Werte derart im Umsturz befinden, daß man nur noch an sich denken kann. Der egozentrische Mensch, der alles auf sich selbst bezieht und ausschließlich mit seinem Wohlergehen beschäftigt ist, bildet heutzutage eine Ausnahme. Nicht daß die Menschen heute weniger egoistisch wären. Aber die Zeit verlangt, daß sie ihre Aufmerksamkeit ganz anderen Dingen als der eigenen Person schenken.

In der Zwischenzeit erfahre ich bezüglich meiner Zukunft seltsame Dinge! Willy liest mir aus der Hand und verkündet: nächste Woche werde ich einen Brief erhalten, der mir große Freude bereiten wird; ich werde Ende April/Anfang Mai befreit werden; wenn ich nach Hause zurückkehre, werde ich den Beruf wechseln; ungefähr 3 Monate nach meiner Rückkehr werde ich von der Regierung im Austausch gegen eine Unterschrift eine hohe Geldsumme erhalten; ich werde den Wohnort wechseln, dann das Land, zunächst allein, dann mit meiner Familie. Ich werde noch ein Kind bekommen, einen Jungen. Ich werde sehr reich sein und der oberen Gesellschaftsschicht angehören. Amen!

Das erinnert mich an die Vorhersagen von Lady X ...! Welch schöne Übertreibung! - Ganz entschieden liebe ich diese „Nourritures".

„Tout choix est effrayant, quand on y songe." [Jede Wahl ist fürchterlich, wenn man darüber nachsinnt.]

Und doch muß man Entscheidungen treffen, sonst bleibt man eine unnütze Fackel, die unberührt vom Leben der Zeit, in einem leeren Raum brennt. Vielleicht hat das irgendeinen seltsamen Reiz. Aber ist der Mensch dazu da, sich abzusondern oder „teilzunehmen"?

„Chaque désir n'a plus enrichi que la possession toujours fausse de l'objet même de mon désir". [Jeder Wunsch hat mich mehr bereichert, als der immer falsche Besitz des Gegenstandes meines Begehrens.]

Genau damit erzeugt man Unzufriedenheit und echte Revolutionäre.

„Attends tout ce qui vient à toi: mais ne désire que ce qui vient à toi." [Erwarte alles, was auf dich zukommt, aber begehre nur den, der dir entgegenkommt.]

„Il ne me suffit pas de *lire* que les sables des plages sont doux; je veux que mes pieds nus le sentent." [Es genügt mir nicht, zu lesen, daß der Sandstrand weich ist; ich will es mit meinen eigenen Füßen spüren.]

Köstlicher Widerspruch, der zwei so verschiedenen Seelenzuständen entspricht, wie sie die beiden Pole des menschlichen Herzens sind: vollkommene Weisheit desjenigen, der nur das begehrt, was er besitzt, und nicht minder bewundernswerte Klugheit desjenigen, der, um glauben zu können, alles bewiesen haben möchte. Die große Sehnsucht nach Frieden und der große Hunger nach Freude.

Uneingeschränkt liebe ich den folgenden Ausspruch: Niemals wünschen, daß Nathanaël „regoûter les eaux du passé" [die Wasser der Vergangenheit nochmals trinkt].

„Je n'aime point ceux qui se font un mérite d'avoir péniblement oeuvré. Car si c'était possible, ils auraient mieux fait de faire autre chose". [Ich liebe diejenigen nicht, die sich ein Verdienst daraus machen, hart gearbeitet zu haben. Denn wenn das möglich wäre, hätten sie besser daran getan, andere Dinge zu unternehmen.]

Verführerisch, zweifelsohne. Aber wahr? Gewiß, etwas zu gestalten kann eine tiefe Befriedigung verschaffen. Aber wieviel Freude, unabhängig von dieser Kreativität, kann eine harte Arbeit, ein Sich-etwas-Abverlangen bewirken.

An anderer Stelle lese ich die folgenden Zeilen, von grausamer Aktualität: „Mais tu comprendras que ce n'est qu'avec beaucoup de joie qu'un peu de droit à la pensée s'achète. L' homme qui se dit heureux et qui pense, celui-là sera appelé vraiment fort". [Aber du wirst verstehen, daß sich ein wenig Gedankenfreiheit nur mit viel Freude erwerben läßt. Der Mensch, der sich glücklich schätzt und der denkt, ist wahrhaftig stark zu nennen.]
Welche Lebensweisheit in folgendem: „Une pas assez constante pensée de la mort n'a donné pas assez de prix au plus petit instant de ta vie ..." [Wer dem Tod nicht genügend Bedeutung beimißt, kann sich an den kleinen Dingen des Lebens nicht erfreuen ...]
„Je ne chercherais plus à rien faire, s'il m'était prouvé que j'ai tout le temps pour le faire". [Ich würde nichts mehr tun, wenn ich mir sicher wäre, unbegrenzt Zeit dafür zu haben.] Wie oft haben wir das nicht selber erlebt. Ich schrieb immer nur dann, wenn ich das Gefühl hatte, daß mir der Tod auf den Fersen war oder zumindest eine Todesgefahr bestand. Jetzt, wo ich weiß, daß ich alle Zeit der Welt dafür habe, schiebe ich es auf.
Ich hatte folgenden Traum: Philipp lief dauernd um mich herum, und ich fühlte, daß meine Nerven sich wie Mimosen schlossen. Und ich wußte, daß er mich verrückt machen oder vielleicht töten wollte. Ich habe mich dann hinter den Ofen gesetzt und Camille um seine Pistole gebeten. Ich streckte den Arm in Richtung Fensterachse aus. Und Philipp war da draußen, gerade in Schußweite und spielte im Sandkasten. Ich nahm ihn lange ins Visier. Das erstemal drückte ich mühsam ab, ohne daß sich ein Schuß löste. Dann, beim zweiten Mal, ein Knall, noch einer, gleichzeitig zwei Kugeln, dicht hintereinander in dasselbe Loch mitten in der Brust. Es floß Blut, aber ich sah es nicht. In dem großen stuckverzierten Zimmer sagte Louise zu mir: „Du hast Philipp getötet, nicht wahr?" Ich wußte sehr gut, daß mich niemand beobachtet hatte. Aber ich antwortete: „Ja, das war ich." Ernster Stolz erfüllte mich, denn ich war mir bewußt, sowohl gute Arbeit geleistet als auch eine schwierige Tat vollbracht zu haben. Für einen kurzen Augenblick sah ich meine Zukunft voraus, in der es darum gehen würde, alles abzustreiten, mit dem Tod, der mich erwarten würde, sein Spiel zu treiben, ihn mit seinen zwölf Kugeln hinters Licht zu führen. Dann drängte ich meine Tochter, schnell in der Straßenbahn Platz zu nehmen. Das Drama geht damit zu Ende, daß sich die kalten Fensterscheiben unter meinen lauwarmen Händen beschlagen.

25. November 1943
Der Belgier Georges, Pfleger in Block 9, ist frei (?). Ebenfalls der junge polnische Pfleger von hier.[16]
Die Gelegenheit! Ich trete unverzüglich „in Funktion". Ich hoffe, daß es gehen wird. Eine beachtliche Veränderung, voller Vorteile. Es gibt nichts besseres als die berühmten vertraulichen Hinweise von Marc. Aber meine sind sicherer.

[16] In Wahrheit wurden sie in ein anderes Lager gebracht.

26. November 1943

Ich lese immer noch „Les nourritures". Das Buch ist voll erregender Gedanken. Wenn ich es im Alter von 16 Jahren gelesen hätte, wäre ich davon vielleicht beeindruckt worden, unter Umständen hätte es mir sogar den Weg gewiesen. Aber heute? Ich weiß nicht. Gewiß, die Gleichgültigkeit gegenüber allem, was zu einer immerwährenden vollkommenen Verfügbarkeit führt, ist verlockend. Aber was kann man auf diese Weise anderes schaffen als ein im weitesten Sinne vereinsamtes *Individuum* von ausgesprochener Nutzlosigkeit. Unsere Zeit erfordert andere Menschen. Und die Freude, teilzuhaben, ist sie weniger wichtig als die, allein zu herrschen in einem Bereich, der nur für sich zählt? Ich verstehe gut, daß Gide diesen Raum entleeren will, um ihn jederzeit mit jeder von ihm neu entdeckten Welt bevölkern zu können. Aber wie soll man auf die große Besorgnis der Stunde gegenüber einem solchen Verzicht menschlichen Lebens reagieren? Gewiß, auch ich empfinde für Augenblicke das Bedürfnis, allein zu sein, entblößt zu sein, keine sozialen, familiären und menschlichen Bindungen zu haben. Wenn ich jedoch dieses Einsamkeitsbad genommen habe, trete ich gestärkter und eifriger daraus hervor, um mich in den Kämpfen zu bewähren, die die Menschen meiner Zeit zu bewältigen haben. Und daraus erwachsen mir ebenfalls starke Freuden, die der Nathanaël der „Nourritures" weder auskosten noch vielleicht begreifen kann.

Heute nacht ist jemand bei uns gestorben. Ein Italiener, der lange Zeit mit dem Tod kämpfte, und dem ich nicht helfen konnte, auch nicht ein wenig. Stundenlang hat er die Gesichter der Seinen heraufbeschworen: Antonio, Papa und vor allem Mama. Oh, das ewige Flehen der Todgeweihten. Die Angst nimmt zu und überdeckt alles. Man fleht diejenige an, die, weil sie uns das Leben geschenkt hat, besser als irgendjemand sonst es verteidigen kann.

29. November 1943

Meine neue Arbeit gefällt mir. Die Schwierigkeit besteht nur darin, schnell zu lernen, da keine medizinische Literatur zur Verfügung steht.

Erhalte sehr kurz gefaßte Nachrichten von Teulings.

Beende „Les nourritures". Quälende, unendliche Rastlosigkeit desjenigen, der sein Leben einzig auf die Kenntnis und Befriedigung seiner Wünsche und Begierden ausrichtet:

„Car tu penseras, tu diras: Les fruits étaient là; leur poids courbait, lassait déjà les branches; ma bouche était là et elle était pleine de désirs. - Mais ma bouche est restée fermée et mes mains n'ont pu se tendre parce qu'elles étaient jointes pour la prière, et mon âme et ma chair sont restées désespérément assoifées." [Denn du wirst sagen: Die Früchte waren bereit; ihr Gewicht krümmte, ermüdete schon die Zweige; mein Mund war da und voll von Begierden. - Aber mein Mund blieb geschlossen und meine Hände konnten sich nicht ausstrecken, denn sie waren zum Gebet gefaltet; und meine Seele und mein Fleisch dürsteten in Verzweiflung.].

Nein, ich glaube nicht an diese Verzweiflung. Auch ich habe freiwillig auf viele

Freuden und Wünsche verzichtet. Nicht für das Gebet, sondern für den Kampf. Auch er ist ein Glaubensakt. Aber ich erfuhr durch mich selbst und die eigenen Fähigkeiten, die jedes Apostolat verlangt, eine größere und weniger fruchtlose Erregung. Selbst wenn mein Kampf zu nichts führen und in der Sackgasse enden sollte, fürchte ich kein nachträgliches Bedauern. Dieses Bedauern hätte ich schon beim Zusammenbruch vor drei Jahren kennenlernen können. Ich empfand niemals Freude am Ergebnis, sondern nur im Handeln. Gide, ich fürchte Ihre Verwünschungen nicht. Aber wie liebe ich diese Passage, wo Sie dem von Ihnen verzauberten Leser nicht nur sein Recht, sondern sogar seine Pflicht, die Freiheit zu suchen, wieder zugestehen.
„Ne crois pas que ta vérité puisse être trouvée par quelqu'un d'autre ... Dis-toi bien que ce n'est là qu'une des *mille* postures possibles en face de la vie. Cherche la tienne. Ne t'attache en toi qu'à ce que tu sens qui n'est nulle part ailleurs qu'en toi-même, et crée, de toi impatiemment ou patiemment ah! le plus irremplacable des êtres". [Glaube nicht, daß deine Wahrheit von einem anderen gefunden werden könnte ... Sage dir, daß diese da nur eine von tausend möglichen Haltungen gegenüber dem Leben ist. Suche deine eigene. Halte nur an dem in dir fest, von dem du annimmst, daß es nirgendwo anders als in dir selbst existiert und mache auf diese Weise, ungeduldig oder geduldig, aus dir das unersetzlichste aller Wesen.].
Diese Lektion habe ich schon lange gelernt und akzeptiert. Mögen meine Bemühungen Früchte tragen.

1. Dezember 1943
Ich werde Krankenpflegerhelfer. Leider nicht in Block 7, wie ich es erwartet hatte, sondern in 3/3. Ich treffe Joseph S. wieder, der immer noch gleichbleibend sympathisch ist. Es könnte jedoch sein, daß er geht. Ich verlasse Marc, was sehr schade ist. Er ist ein guter Kamerad, interessant, jung, mit dem ich gerne näher befreundet gewesen wäre. Außerdem bot mir unsere „Verbindung" dank seiner zahlreichen Pakete nicht zu verachtende materielle Annehmlichkeiten. Ich wäre nicht freimütig, wenn ich das nicht zugeben würde. Man wird sehen. Das ist der immerwährende Spruch im Lager, wo jeder Tag mehr oder weniger angenehme Überraschungen bringen kann.
Was die Überraschungen betrifft, hier ist eine weitere! In den Kuchenkrümeln ein Papierfetzen. Aufgerollt ergibt er folgenden Text: „duld dein Rückkehr, nahe. Zweifelsohne". Der Rest ist verschwunden, wahrscheinlich verspeist. Ich bin enttäuscht und entzückt. Enttäuscht wegen der verlorengegangenen Botschaft. Entzückt, nun, endlich, ein wenig von Deiner Handschrift, ein bißchen von Dir zu erhalten, meine Geliebte!

2. Dezember 1943
Die Arbeit ist leicht und angenehm. Ich studiere das Krankenpflegelehrbuch. Große Schwierigkeiten mit dem Vokabular. Aber es wird gehen.

4. Dezember 1943
Die Überraschungen gehen weiter. Joseph wird nach 7/4 verlegt. Ich bleibe als Stubenpfleger allein zurück! Das verleitet mich zu einer Analyse meines Charakters. Von Natur aus neige ich zur Mäßigung, bekümmere mich wenig um Getöse, fürchte Brutalitäten und sogar die Energien, die das Sprechen mit Leuten erfordert, mit denen ich, aus welchem Grund auch immer, dazu bestimmt bin, zu leben. Zur Zeit darf ich diese Neigungen nicht zu stark zeigen, weil sie sofort als Schwäche und Angst ausgelegt werden könnten. Denn es gibt hier Leute, die sich für furchterregend halten und die es auch ein wenig sind, nicht wegen ihrer Person, sondern aufgrund ihrer „Verbindungen". Selbst gegenüber den Patienten, und besonders ihrer speziellen Art wegen, muß man gleichzeitig fest und nachgiebig sein. Wird mir dies gelingen? Ich möchte es glauben.
Fand bei Paul Reboux (Kinder weghören!) diesen ausgezeichneten Satz: „Après le firmament, c'est la bêtise humaine qui donne la plus exacte image de l'infini". [Nach dem Firmament ist es die menschliche Dummheit, die das genaueste Bild von der Ewigkeit gibt.]

6. Dezember 1943
Ich wechsele erneut das Bett. Habe meines an den tschechischen Professor abgetreten. Aber ich bleibe Stubenpfleger. Ich glaube, ich komme mit der Arbeit ganz gut zurecht. Heute mittag fand ich Zeit, ein wenig zu lesen und eine Viertelstunde zu schlafen. Als ich um 21 Uhr das Tagebuch zur Hand nehme, bemerke ich, daß heute Nikolaustag ist. Letztes Jahr in Block 25 hatte ich schreckliches Heimweh. Damals gab es nur mein Elend und meine Erinnerungen. Heute habe ich wieder festen Boden unter den Füßen. Ich bin wieder stark, widerstandsfähig und unempfindlich, von den anderen im allgemeinen respektiert, von einigen geliebt und noch wenigeren gehaßt.
Selbst bei diesem eingeschränkten Leben gebe ich mich voll meinen Beschäftigungen hin, mit jener Begeisterung und Kraft, die ich bei allem, was ich unternehme, einsetze.

11. Dezember 1943
Sah heute abend Joseph C., der mir ein neues Photo von einer lächelnden Frédérique überbrachte. Was für eine Freude! Ich zeige es den Freunden und Kameraden. Alle bestätigen mir einstimmig, daß es prächtig ist, und daß sie mir ähnelt. Ich sehe in ihr vor allem Louise. Wann werde ich ein Bild von Dir bekommen, Geliebte?
Meine neue Beschäftigung verläuft so reibungslos, daß ich bis jetzt meine Arbeit einteilen konnte, und das läßt mir nicht wenig freie Zeit. Nicht genug zum Lesen oder Schreiben, aber genug, um mich mit den Patienten zu unterhalten, die teilweise sehr interessant sind. Ich übe meine Arbeit als Krankenpfleger so gut wie möglich aus und bemühe mich, etwas dazu zu lernen. Unmöglich zu schreiben, ich kann mich nicht konzentrieren. Aber das kommt wieder.

12. Dezember 1943

Meine erste Autopsie. Als ich dazukomme, ist der Leichnam bereits geöffnet, die Kopfhaut über das Gesicht geschlagen! Das Brustbein und die an die Rippen angrenzenden Extremitäten liegen daneben. Ich sehe aufmerksam zu. Erster Eindruck: ein zerlegtes Tier, wie in einer Metzgerei. Rotes appetitliches Fleisch. Die sichtbaren inneren Organe haben gute Farben. Man geht daran, den Schädel zu öffnen. Zunächst das Gehirn in seinem Ganggestein, dann freigelegt. Schön anzusehen, in seinem malvenfarbigen Rot. Die Operation geht weiter: Entleerung. Die Organe erscheinen, Herz, Lunge, Leber (geknickt), Gedärm. Ich denke an das, was mir Max über das Zerlegen von Tieren im Schlachthaus erzählt hat. Mir ist nicht übel, und ich bin auch nicht beeindruckt. Ich sehe neugierig und interessiert zu, gefangengenommen von der Präzision und Komplikation dieser Maschine aus Fleisch und Knochen und von ihren Farben: tiefes Blau, Grün, Weiß, Rot, Rosa, malvenfarbiges Rot, Orange. Es ist vorüber.

Am Nachmittag Konzert. Eine tiefe Erschütterung, die vielleicht nur ich verspüre, beim Spiel des Violoncello: die „Träumerei" von Schumann, die ich so gerne von Louise hörte. Ich sehe sie vor mir, den Rock über den Knien gespannt, wenn sie das Instrument hielt, ihren aufmerksamen Mund, ihre unergründlichen Augen hinter den Brillengläsern. Ich höre *ihr* Spiel und ich spüre ihren guten, unbefangenen Blick, wenn sie, nach Beendigung des Stückes, den Kopf hebt und – endlich – nicht zu unzufrieden mit sich selbst ist. Geliebte Meine!

14. Dezember 1943

Erhielt heute ein Paket, aufgegeben am 16.11. Mein Geburtstagsgeschenk. Unter anderen Dingen 300 g Speck. Wo findet der arme Liebling so etwas. Welche Zärtlichkeit und Ergebenheit.

15. Dezember 1943

Ich beende „Le Club des Lyonnais" von Duhamel. Fesselnd, seltsam. Ich habe Mitleid mit Salavin, der seine Seele austauschen möchte, weil er sich selbst verabscheut. Ich kenne solche Qualen kaum. Gewiß, manche Augenblicke in meinem Leben mißfallen mir, und ich empfinde irgendwie Scham darüber. Aber gesamt gesehen? Oh ja, ich bedaure meine Unwissenheit, das Fehlen einer abgeschlossenen Ausbildung, worunter ich oft gelitten habe. Aber ich finde in mir Reserven, die mir in ihrer Gesamtheit ein im allgemeinen günstiges Bild von mir geben. Selbstgefälligkeit? Vielleicht. Ich glaube jedoch, mich ziemlich genau beurteilen zu können. Und wenn ich es auch mag, daß man weiß, wer ich bin und was ich will (oder zu wollen glaube), so kommt es mir doch niemals in den Sinn, die Realität zu erzwingen. Mir mangelt es an Bescheidenheit, aber ich bin kein Prahlhans. Ich kenne meine Fehler. Aber ich habe in keiner Weise das Gefühl, im Leben gescheitert zu sein. Ganz im Gegenteil!

17. Dezember 1943
Tante Mariette hat an Fernand geschrieben. Alles in Ordnung! Louise und Frédérique verbrachten einige Ferientage in Angleur. Alle meine Befürchtungen waren also vergebens. Jubel!

25. Dezember 1943
21 Uhr. Die Weihnachtsfesttage sind vorbei. Ich habe sie bestens verbracht. Letztes Jahr um diese Zeit war ich schwach und hilflos, nur mir selbst überlassen. Ohne Philipp wäre dieses Weihnachten 42 ein Versinken in Traurigkeit gewesen. Jetzt und hier bin ich nicht nur wieder gesund und kräftig, ich habe auch eine Stellung inne, die mich gleichzeitig moralisch befriedigt und es mir ermöglicht, mich um das seelische Wohl meiner Mitmenschen zu kümmern. Denn wenn der Pfleger in normalen Zeiten für das körperliche Wohlergehen der Kranken Sorge tragen mußte, so hat er sich auch, wenn die Umstände es verlangen, um deren Geist und Seele zu bemühen.
Der Weihnachtsabend, der in meiner Stube gefeiert wurde, war wunderschön. Ich hielt, mit einigem Erfolg, die erste Rede meines Lebens in Deutsch. Meine „Patienten" waren von dem Fest begeistert. Der Baum entsprach allen Wünschen und selbst die Ärmsten konnten es sich wohl ergehen lassen. Für mich war es ein bemerkenswertes Abendessen in ausgezeichneter Gesellschaft.
Heute ausruhen, Theater (etwas belanglos). Die Kulturbaracke, in Rekordzeit durch Tag- und Nachtarbeit errichtet, wurde eingeweiht. Das Bordell befindet sich noch im Rohbau, aber der Festsaal ist fertiggestellt. Ein Sieg des Geistes. Es liegt etwas Ergreifendes in dem Bemühen des Menschen, der unter total abnormen Bedingungen lebt, die Illusion einer normalen Existenz aufrechtzuerhalten. Bemühungen, „trotzdem zu leben", um sein Selbst zu bewahren, dem Stumpfsinn zu entkommen und sich die Menschenwürde zu erhalten. Unser Leben hier ist von all dem mehr oder weniger stark geprägt, und manchmal, nur für Augenblicke, entwickelt sich daraus ein Gefühl erhebender Größe; oder eine unendliche Traurigkeit, wenn man spürt, daß alle Anstrengungen vergeblich sind und der Ausweg in sehr weiter Ferne liegt ...
Ich denke natürlich an meine Angehörigen. Aber ruhig, ohne Angst und Traurigkeit. Ich habe mir sogar eingebildet, diesen schönen Weihnachtsbaum für Frédérique geschmückt zu haben. Und ich bin sicher, daß sich auch Louise da unten in Belgien für einen Augenblick vorgestellt hat, daß ich da wäre, meinen Platz am Tisch einnehmen würde, lachen und küssen würde wie alle anderen! Seifenblasen ... Aber warum sich beklagen? Ich weigere mich, das zu tun. Ich bin stark, gesund, kräftig. Meiner Familie geht es angeblich gut. Wir sind also noch Privilegierte. Man muß gute Miene zum bösen Spiel machen und gegenüber dem Schicksal nicht undankbar sein.

28. Dezember 1943
Die gleiche Epidemie vom vorigen Jahr ist wieder aufgetaucht. Man wird auf der Hut sein müssen. Ich glaube, daß ich immun bin.

Ich habe Lust, zu schreiben. Aber was? Die Stille in meinem Inneren ist mir nun vertraut. Es gibt haufenweise Themen, die mir auf den Nägeln brennen und die ich in Angriff nehmen sollte. Aber hier? Es ist schrecklich, auf solche Art mundtot gemacht worden zu sein. Andere Sachen schreiben? Geschichten, Märchen, Dinge, die nichts mit dem Drama, das sich hier abspielt, zu tun haben? Unmöglich, wenigstens im Augenblick. Alles, was nicht zutiefst mit dem Chaos zusammenhängt, in dem wir zappeln, erscheint mir unnütz und kindisch. Wie lange wird diese Gedankenunfreiheit noch dauern? Manchmal bekomme ich Angst bei der Vorstellung, daß das hier nicht aufhören könnte, selbst nach Beendigung des Krieges nicht. Daß auch ein anderes Regime Gedankenfreiheit verbieten könnte. Wozu dann heute all diese Leiden und Opfer? Sind wir auf dem Wege zur Entfaltung oder Entartung des Menschen? Das Drama der Zukunft, noch schrecklicher und tragischer als das gegenwärtige, zeichnet sich bereits ab. Im Grunde lebt man heute nur für ein besseres Morgen. Möge diese Hoffnung nicht enttäuscht werden ...

29. Dezember 1943

Erhielt heute ein Paket (abgeschickt am 11.11.). Leckereien in Verpackungen mit blauen und rosa Bändchen. Ich sehe die geliebten Hände vor mir, die sie behutsam geknüpft haben. Was für eine Zärtlichkeit in den einfachsten Dingen! ... Wieder keine Nachricht dabei.

4. Januar 1944

Ich wollte über die Ereignisse zu Neujahr früher berichten. Aber ich bin manchmal zu faul zum Schreiben. Silvester verlief äußerst ruhig. Ein paar brennende Kerzen am Weihnachtsbaum, eine kurze Ansprache, und die Unterhaltung von Bett zu Bett mit den Patienten. Ein wenig Trauer im Herzen: Louise und Fredou ... Mit aller Intensität erlebe ich nochmals unser Glück. Es wird das letzte Mal sein, daß ich von Euch getrennt bin, Ihr Lieben.

Den 1. Januar verbringen wir so fröhlich, wie das hier nur möglich ist. Ich bewege mich kaum aus dem Zimmer, lese eine Chopin-Biographie von Guy de Pourtales. Am 3. Januar hatte ich den ganzen Vormittag im Bad zu tun. Sah einen Russen mit nur noch 23 kg Körpergewicht und einige andere. Es gelingt mir nur schwer, mich am Abend von diesen Eindrücken zu befreien. Wie schade, daß man sich an gewissen Tagen nicht betrinken kann!

Zur Zeit lese ich „L'âme enchantée" von Romain Rolland: Annette und Sylvie. Hier entdecke ich, was die Form betrifft, eine starke Ähnlichkeit mit den Mitteln, deren ich mich in „Cap sur vie" bedient habe. Hier und da ein sprachlicher Fehler. Aber die beiden Protagonisten sind bewundernswert lebendig.

16. Januar 1944

Heute morgen stirbt ein Häftling an Syphilis. Das Leben hängt nur an einem Faden! Die Zeit geht vorüber, die Ereignisse sind in Bewegung. Die Hoffnung nährt sich von diesem und jenem.

Las, zu schnell, „Porte étroite" von Gide. Verstimmung. Menschen, die wider die Natur handeln, verärgern mich. Und ich finde, daß Jérôme sehr ungeschickt ist. Zweifellos ist er in dasselbe religiöse Netz verstrickt wie Alissa. Aber an seiner Stelle hätte ich wahrscheinlich genug echte Beredsamkeit besessen, um die Geliebte von dem Bedürfnis, sich Gott zu zweit zu nähern, zu überzeugen. Was den religiösen Wahn Alissas betrifft, so verletzt er mich im selben Maße wie der Götzendienst der Eingeborenen, die ihre Jungfrauen irgendeinem Fetisch opfern. Für welch seelische Verarmung seiner Geschöpfe ist solch ein Gott verantwortlich!
Ich verstehe das Bedürfnis nach Gott als eine Persönlichkeitsentfaltung, als eine bessere Daseinsverwirklichung. Die Religiosität, die Menschen wie Alissa schafft, ist reiner Masochismus. Es nützt nichts, sich in subtile Gedanken zu hüllen, es macht die Dinge nicht weniger abstoßend.
Lese zum dritten Mal die „Chartreuse de Parme". Bin immer wieder begeistert davon.

27. Januar 1944
Beende „Cyrano". [Cyrano de Bergerac, von Edmond Rostand.] Versinken in Schönheit, Seele und Stil. Und welche starke Freude - neben der Liebe - läßt Rostand die Menschen empfinden, dieselbe Freude, die ihn beim Verfassen dieses Meisterwerkes bewegte.
Ich stelle fest, daß mein Tagebuch mehr und mehr zu einem Lektüreverzeichnis wird. Das bedeutet nicht, daß ich nichts anderes im Sinn hätte. Aber wie das, was ich nicht frei ausdrücken darf, sagen? Ich glaube, ich würde, falls ich noch länger so leben müßte, was die wesentlichen Dinge angeht, stumm werden. Möge dies hier bald zu Ende gehen.

29. Januar 1944
Um mich herum schreibt heute abend jeder Briefe. An die Ehefrau, den Freund, die Mutter, die Schwester, egal an wen. Man schreibt einfache Dinge, ganz simple, aber dort draußen werden sie die traurigen Gesichter aufhellen, die kummervollen Herzen vor Freude springen lassen.
Ich möchte Dir ebenfalls schreiben, die Briefworte von früher wiederfinden, denn meine Gefühle haben sich Dir gegenüber nicht verändert. Heute scheint die Sonne wie im Frühling und ich sehe sie, zusammen mit dem Wind, in Deinen Haaren spielen. Dieser Wind und diese Sonne, die Deine Wangen und Deine Lippen streicheln und die goldene oder dunkle Seide Deiner Locken wehen lassen, ich kenne sie beide und erinnere mich daran mit Freude. Und wenn es regnet, bin ich ebenfalls glücklich, denn ich spüre noch den Regentropfen, den ich von Deinen Wimpern küßte, als wir einmal im Wald Zuflucht suchten. In einer dieser tintenschwarzen Kriegsnächte irrte ich einmal, durchnäßt von Schnee und Regen, nach Hause und fand plötzlich die geöffnete Tür, die hellerleuchteten Räume. Und dann spürte ich auf meiner vom Regen triefenden und vom Nordostwind eisig kalten Wange Deine Lippen, die zärtlich

zu den meinen glitten, diesen Kuß, in dem sich Dein ganzes Wesen ausdrückte, Zartheit und Feuer, Zärtlichkeit und Begierde. Meine Geliebte! Ob ich nun auf diese Weise mein Gedächtnis erforsche oder mich einfach von meinen Gedanken an Dich treiben lasse, immer finde ich dabei zu mir selbst.
Dieses Leben, das in meinem Blut, in meinem Herzen und in meinem Gehirn zirkuliert, ich habe es Dir bescheiden zum Geschenk gemacht, vor mehr als 13 Jahren in jenem kleinen Tal von Britechebo, das so gut den Rahmen für ein Märchen abgeben könnte. Und dieses Geschenk mache ich Dir jeden Tag aufs Neue. In mir ist eine stille Kraft, eine wunderbare Gewißheit. Und wenn ich sage bescheiden, so ist dies nur zur Hälfte wahr: denn mein Angebot wird täglich geringfügiger. Auf dem Weg, den wir zusammen zurückgelegt haben, konnte ich bei jedem Schritt feststellen, daß es immer Du warst, die die schönste Seele und das größte Licht im Herzen hatte. Aber etwas Geringfügiges will ich Dir nicht anbieten. Es soll etwas Stolzes und Starkes und Mächtiges und Neiderregendes sein, denn ein geringeres Geschenk wäre Deiner Liebe unwürdig.
Ach, wenn ich Dir nur zu verstehen geben könnte, was Du für mich bist, welche Wärme und welches Licht von Deinen Gesten, Deinen Worten, Deiner ganzen Existenz als sanfter und pathetischer Madonna ausgehen. Ich glaube, Du würdest diese Zweifel, hinter denen Du so oft Dein wahres Selbst verbirgst, verlieren. Heute Nacht, Geliebte, die Du seit so langer Zeit so weit von mir entfernt bist (18 Monate habe ich Dich nicht mehr gesehen), nehme ich im Traum Deine Hand und küsse Deine Finger, einen nach dem anderen, bevor ich mein Gesicht in Deine Handfläche drücke. Der Tag, an dem dies Wirklichkeit werden wird, löscht alle Schrecken der Welt für mich aus. Und es gibt nur einen Jüngling und ein Mädchen, mit Herzen, die jung sind und vor Freude überquellen und die, wie gestern oder einstmals, bebend vor Glück, auf einem Pfad oder auf einem goldenen Sandstrand entlangwandern.

7. Februar 1944
Die Zeit fließt vorüber wie das Wasser in einem hurtigen Bach. Das Leben hier nimmt mich so sehr in Anspruch, daß mir kaum einige Augenblicke zum Nachdenken bleiben. Schließlich versinkt alles in totaler Vergessenheit, ganz typisch für das schreckliche Abenteuer, das ich soeben durchlebe.
Sonntag. Nach flüchtiger Erledigung der Vormittagsarbeit, leite ich am Nachmittag eine Kabarettvorstellung. Abends bin ich wieder völlig in Anspruch genommen von Verbänden, Umschlägen und der Versorgung meiner „Kundschaft". So sehr, daß es danach nur den Schlaf gibt, und nach einem kurzen Augenblick, in dem mein Geist Muße hat, sich mit den Ereignissen des Tages zu beschäftigen, fällt mir ein Datum ein: 6. Februar. 6. Februar? Gott o Gott! Der Geburtstag von Louise! Ich werde von einer großen Traurigkeit ergriffen, daran nicht eher gedacht, nicht geschrieben zu haben und plötzlich ganz allein zu sein mit dieser starken Liebe im Herzen. Und doch die Unfähigkeit, mich rechtzeitig zu erinnern. Nur aus Scham habe ich nicht geweint.

8. Februar 1944
Unser Arzt wurde freigelassen. Sehr schade für uns. Sofort beginnen die kleinen Tricks um das Erbe des isolierten Winkels, den man ihm zugeteilt hatte. Normalerweise steht er mir zu. Aber die Logik hier ...

9. Februar 1944
Der Kampf spielte sich in zwei Runden ab. Zunächst erschien der erste Arzt, alt und krank. Ich erhielt das Kämmerchen und er belegte mein Bett. Heute verließ er uns und wurde durch einen jüngeren und aktiveren ersetzt. Umbau. Mein weißes Bett wird fortgeschafft, und seinen Platz nehmen nun zwei übereinanderstehende Betten ein, die der Arzt und ich fortan miteinander teilen. Auf jeden Fall haben sich die Chancen, eine eigene Ecke zu bekommen, erhöht.
Las „Prélude" von Paul Géraldy. Köstlicher Stil und bewundernswerte Sicht der Dinge. Wie sehr ich sie verstehe, diese Unfähigkeit, das auszudrücken, was mehr als die bloße Begierde ist, ohne indessen schon Liebe zu sein, und daß es für den Helden unmöglich ist, ‚ich liebe dich' zu sagen, weil diese Worte tief in seinem Inneren keine Resonanz finden. Auch ich war in einer ähnlichen Situation und habe es damals vorgezogen, eher darauf zu verzichten, als ein so gefühlsbeladenes Wort falsch zu benutzen. ‚Du bist schön, ich begehre dich, ich will dich', ja, aber mehr, nein. Es trägt zum Adel des Lebens bei, die wesentlichen Dinge der Liebe nicht zu entweihen.

24. Februar 1944
Unerwartet wird René heute morgen nach A.[17] transportiert. Ich verliere einen guten Kameraden. Wenn wir uns doch später wiedersehen könnten. Er ist eine seltsame Mischung, sehr darum bemüht, als harter, tapferer Bursche zu erscheinen. Im Grunde jedoch ist er ziemlich harmlos. Er besitzt eine gute Stimme, die aber, glaube ich, nicht ausreicht für das, was er anstrebt. Er wird in der franko-belgischen Gruppe eine Lücke hinterlassen. Seine Abreise gibt mir wieder einmal Gelegenheit, die germanische Grobheit richtig einzuschätzen. Sobald man sie nur ein wenig dazu ermuntert, erweisen sich die besten unter ihnen als gemeine Flegel.

29. Februar 1944
Schaltjahr. Aber das Zeichen seiner Besonderheit weist nichts Außergewöhnliches auf.
Heute gibt es nichts zu notieren, außer daß wahrscheinlich ebenso viele Menschen sterben werden wie an jedem der unzähligen anderen Tage dieses Krieges.
Las „l'Enfant Prodigue" von Gide und die „Traités", die dem ersteren vorangehen. Es lohnt sich, sie nochmals zu lesen. Beginne heute „Paludes" dessel-

[17] Außenlager Allach.

ben Schriftstellers. Natürlich, Tityre führt ein idiotisches Leben. Und daß Gide wegen seiner Geistlosigkeit in Verzweiflung gerät, ist verständlich. Aber was wäre in gewissen Augenblicken das Leben der Menschen, wenn sie nicht, wie Tityre, mit „liebenswerter Blindheit" geschlagen wären. Unser Dasein hier im Lager ist beispielsweise dem dieses Einzelgängers vollkommen ähnlich. Auch wir leben in einem Morast. Zunächst einmal materiell gesehen, denn das Lager befindet sich in einem Sumpfgebiet. In moralischer Hinsicht betrifft es den Persönlichkeitszerfall der Lagerinsassen. Und dieses Leben befriedigt mich täglich, weil alles relativ ist und ich mich inzwischen auf der niedrigsten Vergleichsstufe bewege.
Natürlich gibt es einen Unterschied von großer Bedeutung zwischen Tityre und mir: er besteht darin, daß jener seinen Zustand endgültig akzeptiert, während ich meinen nur in der Gewißheit annehme - oder besser gesagt, *ertrage* -, daß er zeitlich begrenzt ist.

9. März 1944
Ich mußte meine Aufzeichnungen über Tityre unterbrechen und finde nun den Faden nicht mehr. In der Zwischenzeit unerquickliche Zusammenkunft auf Stube 4. Neuigkeiten von Philipp, er lebt. Bombardierung des Lagers. Neue Gefahren. Die Sache mit den Priestern.
Was die Beobachtung meiner Mitgefangenen betrifft, bediene ich mich erneut eines altbewährten Mittels: dem sexuellen Instinkt. Die gute Ernährung zeigt beunruhigende Auswirkungen. Das sexuelle Bedürfnis erwacht, und da es nicht abreagiert werden kann, wird es in andere Bahnen gelenkt. Es kommt vor, daß mich bestimmte Gesten, Haltungen oder der Klang der Stimmen junger Männer ebenso bewegen wie früher der junger Frauen. Ich träume von Spielen zwischen jungen Männern, die weder verboten noch völlig harmlos sind. In der Praxis befürchte ich nichts. So etwas stößt mich ab. Aber ich halte es für nützlich, darüber zu berichten, um ein Bild meiner Umgebung zu liefern. Es bereitete mir heute nacht im Traum viel mehr Vergnügen, die Wange von Li zu streicheln, in die ich immer ein wenig vernarrt war.

19. März 1944
Ich habe soeben eine seelische Krise durchgemacht. (Ich hoffe, darüber hinweg zu sein.) Das ist mir lange nicht mehr passiert. Grund: keine Nachrichten von zu Hause. Unvorhergesehene Schwierigkeiten? Nachlässigkeit? Gleichgültigkeit? Wer weiß. Was man in solchen Augenblicken durchmacht, ist nicht normal. Zum erstenmal vielleicht habe ich erfahren, was Eifersucht ist und zwar in dem Sinne, daß man sich gegen die Ernüchterung wehrt, die einen gegenüber den Vorzügen eines geliebten Wesens befällt. Ich träume von fürchterlichen Dingen, heftigen Streitigkeiten mit Louise auf der Grundlage dieses tragischen gegenseitigen Unbefriedigtseins, das wir so gut kennengelernt haben. Selbst die ermüdende Betreuung der Verwundeten der letzten Tage hat mir in den Nächten keine Ruhe gebracht. Ich fühle mich von vielen Dingen be-

drängt: dem sexuellen Verlangen, dem Bedürfnis zu schreiben - aber vor allem der Sorge, was dort zu Hause in Belgien vor sich geht.
Unerbittlich und ausführlich stelle ich mir meine Rückkehr vor: das Heim zerstört, mein neues Leben allein, irgendwo, und dieses Gör, mein Kind, dessen Bild augenblicklich das einzige ist, was mir von meiner so teuren Vergangenheit bleibt, zwischen uns hin- und hergerissen. Ich sehe mich vor ihm stehen, zum Schweigen verurteilt, dazu verpflichtet, es nicht an seine Mutter zu erinnern, damit es bei meinem Fortgehen nicht wegen meiner Tränen oder meines Vorhabens traurig werden könnte. Aber wie die Wirklichkeit ausfallen mag, ich bin sicher, daß ich gegen Dich, meine Geliebte, keinen Haß, keinen Groll empfinden würde. Nichts als einen angemessenen Schmerz, der einzig diesem blinden Monster, unserer Zeit, in deren Mitte wir unser Leben verloren haben, anzulasten ist.

21. März 1944
Ein Paket! Das bedeutet, ein Lebenszeichen. Aber wieder die gleiche Enttäuschung: keine Nachricht. Ich gäbe alle Pakete für 10 Zeilen von Deiner Hand. Aber wie soll ich Dir das begreiflich machen.
Franz ist heute nachmittag von H. verlegt worden. Eine Gemeinheit. Ein guter Kamerad weniger hier.
Inzwischen dreht sich die Welt weiter. Wir verbringen unser Leben damit, Postkarten zu betrachten.

22. März 1944
Las nochmals „Les jeunes filles". Die Theorie Montherlants über das Glück interessiert mich. Aber wenn er recht hat, so bin ich die Ausnahme von der Regel: ich wußte immer, was das Glück bedeutet. Ich konnte immer sagen, wann und in welchem Ausmaß ich glücklich war. Das erlaubte es mir, dem Tod ruhig ins Gesicht zu sehen, denn ich wußte, ich hatte das Glück kennengelernt. Aber die meisten meiner Kameraden entsprechen dem Bild, das Montherlant von den Menschen zeichnet: Sie bedauern im Nachhinein, das Leben nicht ausgekostet zu haben, sich ihres Glückes nicht *bewußt* gewesen zu sein. Und wie deutlich ist vorauszusehen, daß sie, kaum in ihr altes Leben zurückgekehrt, ihr gegenwärtiges Unglück und die daraus erwachsenen Erkenntnisse schnell vergessen werden! Sie bereiten sich schon auf das, was der Schriftsteller die „Glück-Eitelkeit" nennt, vor: sie werden die Helden sein, die außergewöhnlichen Wesen, die dem Terror entkamen, und sie werden, damit jeder das auch erfährt, Erkennungszeichen und Ränge einführen und Bruderschaften bilden, in denen sie ganz aufgehen und die sie wiederum vor dem eigentlichen Leben abschirmen. Komisch und bemitleidenswert zugleich.

24. März 1944
Joseph erhielt einen Brief folgenden Inhalts:
„Wir waren sehr beunruhigt wegen Deines Schweigens, als Marguerite uns die

guten Nachrichten überbrachte. Dein kleiner Neffe Robert besucht uns täglich und amüsiert sich köstlich mit Fredou, die ihm, wie ein großes Mädchen, alle möglichen Ratschläge gibt. Letzten Sonntag ging ich mit ihnen Schlitten fahren, denn wir haben außergewöhnlich viel Schnee. Sie waren überaus glücklich. Ist es bei Dir dort nicht zu kalt? Bist Du gesund? Hier warten wir auf die schönen Tage mit ihren Verheißungen. Das Leben ist oft sehr kompliziert: Lebensmittelversorgung, Reisen etc. Bist Du mit dem Inhalt der Pakete zufrieden? Vielleicht möchtest Du Sachen, an die ich nicht denke. Was die Lebensmittel angeht, so tue ich mein Bestes, aber vielleicht brauchst Du ein Buch, ein Bild oder Hefte? Gib mir darüber Bescheid. Alles Gute, vor allem Gesundheit!" Eine ausgezeichnete Wiedergabe.

27. März 1944

Welche Freude! Eine Nachricht, eine echte, von ihrer Hand! So kurz und dennoch so inhaltsschwer. Fredou, mein großes Mädchen, bereitet sich auf die nächsten Prüfungen vor. Louise hat sich nun ganz der Musik verschrieben. Welcher Trost für sie; und auch mich beruhigt es zu wissen, daß sie ihre Unentschlossenheit überwunden hat und nun auf jenem Gebiet viel weniger unglücklich ist. Vielleicht bedauere ich, daß nicht *ich* ihr das habe ermöglichen können. Aber was spielt das für eine Rolle. Wichtig ist, daß ihr Wunsch verwirklicht *wurde*. So viele Male habe ich mit dem Gedanken gespielt, mich aus ihrem Leben zurückzuziehen, wenn das dazu beitragen könnte, ihr eine Chance zu geben.

Nach dem Inhalt des Briefes zu urteilen, scheint sie die „Dialogues" nicht erhalten zu haben.

31. März 1944

Erhielt gestern das Paket vom 26. Februar, diesmal ohne Nebenüberraschung.

Eine neue Erscheinung in unserem Leben: ein junger Russe, der Französisch spricht und intelligent, einfach, ein ausgezeichneter Kamerad ist. Im Moment dreht sich ein großer Teil meiner - völlig harmlosen - Gedanken um ihn. Ich habe immer das Spiel geliebt, bei dem man den Gegner spöttisch beobachtet, um seine Züge zu beurteilen und aufzuzeichnen. Diesmal bemerke ich, daß sich eine Art liebender Freundschaft von seltener Güte entwickelt, eine Beziehung, die ich als „unantastbare Freundschaft" bezeichnen würde.

Das Lager stellt ein sehr seltsames soziales Gefüge dar, und das Institut Solvay täte gut daran, mich nach dem Krieg damit zu beauftragen, Kurse über seinen soziologischen Mechanismus, zum Nutzen zukünftiger Generationen, abzuhalten. Als Verband von Menschen, gegen den Willen dieser Menschen, geplant und nur durch die aktive und - relativ gesehen - freiwillige Mitarbeit dieser Menschen funktionsfähig, weist er die wesentlichen Merkmale jeder spontan und frei organisierten Gesellschaft auf. Die Bildung von Klassen, Kasten, diversen Hierarchien, das Vorhandensein von Gesetzen, Gewohnheits-

rechten, Vorurteilen bewirkt, daß es dem Ganzen gelingt, in einem Vakuum die Illusion eines fast normal funktionierenden sozialen Gemeinwesens zu schaffen. Es ist im Grunde die Krönung des Ersatzreiches mit menschlichem Material. Das KZ ist eine Ersatzgesellschaft und das Leben darin ein Ersatz für das menschliche Leben. Auf das Thema komme ich noch zurück.[18]

25. April 1944

Fand folgenden Ausspruch bewundernswert: „Ich bin nicht traurig, da ich dein Kamerad bleibe". Welche Freude und welcher Stolz, einen solchen Satz zu lesen! Aber vor allem, wie wunderbar, einen solchen Begleiter zu haben! Diese Zuneigung, dieses Leben zu zweit, das wir uns im Lichte, in der Freude errichteten, die Zeit kann darüber hinwegstreichen, ohne ihm etwas anzuhaben.

Las „Une nichée de gentilshommes" [Das adelige Nest] von Turgenjew. Was meine Bewunderung erregt, ist nicht nur seine Kunst des Portraitierens, sondern seine Fähigkeit, trotz der Abschweifungen der Figuren den roten Faden nicht zu verlieren.

Gestern abend sah ich ein ungeheures Zauberstück am Himmel.[19]

Lerne deutsche Grammatik.

27. April 1944

Drei Pakete: eins vom Roten Kreuz, zwei von Louise (21.3. und 5.4.). Bild von Louise. Vor zwei Jahren habe ich dieses Gesicht zuletzt gesehen. Ich bin tief gerührt. Das ist die Louise der schlechten Tage, der trüben Stunden, der traurigen Gedanken. Natürlich, sie lächelt trotz allem. Aber die zwei Jahre haben sie gezeichnet. Das Photo, bei grellem Licht aufgenommen, läßt die Züge hervortreten und das Gesicht älter erscheinen. Aber selbst ohne das spüre ich, was für eine Last diese Zeit des Unglücks für sie gewesen sein muß. Meine geliebte Frau, ich liebe Dich stärker und inniger als jemals zuvor. Und ich träume von einer Zukunft, in der das Leben zu zweit nochmals diese bereits erlebten Wunder für uns bereithält und ich Dir durch die Freude die Jugend unserer ersten Tage zurückgeben kann. Was immer auch geschieht, Du bist *meine* Frau. Und das ist mein größter Reichtum.

1. Mai 1944

Dieses so brutal die Wahrheit enthüllende Photo hat mich tief beunruhigt. Gestern war ich im Konzert; aber jedes musikalische Thema, ob traurig oder fröhlich, führte mich zu denselben quälenden Fragen. Mein Herz klopfte wie das eines erschreckten Kaninchens, und ich hatte alle Mühe, es zu beruhigen. Warum fühle ich mich selbst so jung, so stark und vital, so voller Lebenshun-

---

[18] Ich nahm das Thema in einem in der Zeitschrift „Synthèse" (Herausgeber: Maurice Lambillotte) erschienenen Artikel wieder auf.

[19] Es handelte sich um eine massive Bombardierung Münchens durch die Alliierten.

ger, während meine Gefährtin in einem solchen Ausmaß von der Zeit eingeholt wurde. Oh, das harte Gesetz der Natur, dem die Frauen unterworfen sind, das ihren Charme und ihre Schönheit zerstört in dem Augenblick, in dem sie sich am stärksten daran erfreuen könnten.
Ein schmerzlicher Zufall: Bei dem Versuch, meinen Sorgen, die mir nicht aus dem Kopf gehen wollen, durch die Lektüre eines Romans zu entkommen, stoße ich auf eine Person - die einzige weibliche des Buches: Louise, schlank, groß, aschblond, die den Wind liebt. Am Ende meiner Nervenkraft, fange ich an zu weinen.
Aber das Weinen hilft gar nichts. Man muß dem Leben, der Realität ins Gesicht sehen. Wie würde ich morgen handeln? Niemals wird sich die Zärtlichkeit, die völlige Zuneigung, die ich für meine Frau empfinde, ändern. Aber ich weiß ebenso gut, daß ich mich, morgen noch weniger als gestern, mit einem sexuell öden, erstarrten Leben nicht zufrieden geben würde. Niemals zuvor war ich physisch so stark wie heute. Den fremden Versuchungen, neulich allein beim Gedanken an das geliebte Gesicht abgeblockt, würde leicht nachgegeben werden, wenn dieses verhärmte Gesicht nicht mehr reagieren würde.

12. Mai 1944
Am 10. Mai hätte ich gerne einen Jahrestag notiert.[20] 4 Jahre! Aber abgesehen von meiner Faulheit, empfinde ich oft eine Abneigung gegen das Schreiben, selbst gegen das Denken. Alles Einbildung, dieses künstliche Leben in der Gefangenschaft, diese wahnsinnige Welt. Ich betäube mich mit Lektüre, mit Arbeit. Um nicht dasselbe Schicksal wie François zu erleiden, verbringe ich einige Tage mit Machenschaften und Manipulationen. Aber bereits heute habe ich genug davon. 4 Jahre zuvor ... Ich träume. In Gedanken beschäftige ich mich nochmals mit dem früher Erlebten. Ich klammere mich besonders an Gesichter, an Stimmen. Louise. Ich höre noch, wie sie bei Sozia zu mir sagt: „Wir hatten ein gutes Leben, wir beide. Danke, mein Großer". Und das besitzt für mich immer noch den gleichen Geschmack bitterer Freude! Denn wie wahr war das doch und wie falsch zugleich. Wie wird es morgen sein? In ihrem verhärmten Gesicht und in meinem traurigen Herzen, das sich ängstigt wie das eines Tieres, suche ich vergeblich nach einer Antwort. Was haben diese vier Jahre aus uns gemacht? Und wieviel Zeit wird noch vergehen, bis wir aus dieser Sackgasse heraus sind?
Las „Landstreicher" von Hamsun. Ein Buch, das traurig stimmt.

9. Juni 1944
Es gab Schwierigkeiten. Mein Tagebuch befand sich in einem seltsamen Durcheinander.[21] Dann drehte sich der Wind. Photos von Papa und Mama. Beide bewundernswert. Voller Mut und Stolz. Anscheinend guter Gesundheit.

---

[20] Es handelt sich um den Jahrestag der Invasion in Belgien.
[21] Siehe Einführung.

Überraschung aus Rom. Dann der 6.![22] Mir gelingt es nur mit großer Mühe, zu schlafen.
Las „Jean Barois" von Martin du Gard. Die ewige Frage: Glauben oder nicht glauben? Was mich betrifft, so habe ich alle Argumente und Thesen durchleuchtet, mein geheimstes Inneres befragt und bin zu dem Ergebnis gekommen: ich glaube nicht. Dieser persönliche, allmächtige Gott ist hassenswert und abstoßend. Es ist zu einfach, alles damit zu rechtfertigen, daß die Wege Gottes unerforschlich sind. Ein makabrer Scherz, wenn man z. B. das gegenwärtige Massaker damit zudecken will. Das Mysterium der Seele? Ja, vielleicht. Die materialistischen Antworten lösen nicht jedes Problem. Sie haben aber wenigstens das Verdienst, den Geist von den früheren Schrecken zu befreien, und stellen für später - für wann weiß man nicht - eine wahre Antwort in Aussicht.

18. Januar 1945
Erleben wir die letzten Augenblicke dieses schrecklichen Krieges? Wir glaubten uns schon so oft dem Ende nahe, daß wir heute sogar an der Gewißheit zweifeln. Also, auch wenn das Ende noch nicht ganz offensichtlich unmittelbar bevorsteht, so ist es zumindest unbestreitbar, daß die Ereignisse es möglich erscheinen lassen. Aber für uns, die wir schon seit langem vom normalen Leben abgeschnitten sind, ist es absolut unmöglich, uns das Ende vorzustellen, d. h. daran zu glauben, daß wir eines schönen Tages unseren Häftlingsstatus aufgeben, wieder das Aussehen gewöhnlicher Menschen annehmen und als Individuen zu leben beginnen werden. Einbildungsschwäche? Mitnichten. Aber es scheint, als ob dieser Mangel an Vorstellungskraft Teil der Selbstverteidigung des Organismus ist und uns daran hindert, bestimmte Details der Gefangenschaft in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu empfinden. Es ist ganz offensichtlich, daß wir, begegneten wir den erwähnten Einzelheiten mit einer normalen Sensibilität, einer „weltlichen" Erregbarkeit, vor Entsetzen sterben würden. Der Respekt vor dem Leben und dem Tod, das Teilnehmen am Leid der anderen, die Angst vor Schlägen und physischen Schmerzen, erfahren in unserer Lebenssituation andere Dimensionen. Genauso verhält es sich mit der Hoffnung. Jedem sich anbietenden optimistischen Element gegenüber empfänglich sein, hieße, sich so vielen Desillusionen aussetzen, daß man schnell ins andere Extrem verfallen würde, nämlich in einen unheilbaren Pessimismus, einen vollständigen Vertrauensverlust. Der Organismus wehrt sich gegen das eine und das andere durch einen, zumindest teilweisen, Funktionsverlust der Sensibilität. Angesichts der Leiden, unserer eigenen oder der anderer, im Angesicht des Todes, den man für sich fürchtet oder bei anderen eintreten sieht, bewahren wir eine christliche, zivilisierte Grundhaltung, die jedoch nach außen hin durch Gleichgültigkeit oder Ironie gekennzeichnet ist. Gegenüber der Hoffnung bewahren wir dieses starke, unerschütterliche Vertrauen in ei-

[22] Offensichtlich der Tag der Invasion in der Normandie.

nen gnädigen Ausgang, aber wir weigern uns, uns die Freuden des Gelobten Landes vorzustellen oder genau einzuschätzen. Es spielt sich ähnlich ab wie bei einem Schlafwandler, der im Schlaf, ohne zu fallen, auf dem Dach herumspaziert.

19. Januar 1945

In welchem Grad werden wir, wenn wir hier herauskommen, noch wir selbst sein? Vor einem Jahr noch konnte ich diese Frage günstig beantworten. Ich hatte das Gefühl einer Reifung, einer menschlichen Bereicherung. Heute hat sich da etwas geändert. Ich entdecke, daß ich roh und äußerst reizbar geworden bin. Die Bestie im Menschen gewinnt die Oberhand. Man lebt nicht ungestraft so lange Zeit außerhalb der Norm. Einer meiner Freunde berichtete mir gestern abend von folgendem Experiment: Einige hatten entschieden, sich einen Tag lang wie Gentlemen zu benehmen, so als lebten sie eine normale Existenz. Als der Abend kam, hatte keiner von ihnen durchgehalten. Obwohl sie sich alle Mühe gaben, behielten die gemeinen Gepflogenheiten, die ‚Erpressungen' innerhalb des Lagers die Oberhand. Ich persönlich verrohe bei bestimmten Gelegenheiten von mal zu mal mehr. Eine Reaktion, die zum großen Teil auf das niemals befriedigte Bedürfnis nach Isolierung zurückzuführen ist. In der Gemeinschaft zu leben, von abends bis morgens und vom Vormittag bis zum Abend, ohne jemals die Möglichkeit zu haben, eine Viertelstunde allein zu sein, ist eine harte Prüfung. Unmöglich, dabei zu denken, seine Gedanken festzuhalten, zu schreiben und, viel einfacher und prosaischer, sich zu pflegen. Selbst die Kameradschaft kann zu einem störenden Faktor werden. Unmengen von Leuten in meiner Umgebung nehmen die Tatsache, daß ich ihnen bei irgendeiner Gelegenheit einmal einen Dienst erwiesen habe, zum Vorwand, um sich mir aufzudrängen, sich bei mir einzunisten, zu schwatzen, ohne Rücksicht auf mein Ruhebedürfnis, davon überzeugt, daß mir ihre Gegenwart immer angenehm und ihr Geschwätz die beste Entspannung sei.

19. Januar 1945, abends

Die Neuigkeiten des Tages sind solcherart, daß selbst die Zurückhaltendsten unter uns von einer Auflösung des Lagers in zwei oder drei Wochen reden! Würde es diesmal wahr werden? Noch immer erhitzen sich die Gemüter und jeder entwirft Zukunftspläne.

Für mich scheinen die Fragen, die ich mir noch vor kurzem stellte – politisches oder privates Leben –, irrelevant zu werden. Die Entscheidung drängt sich von selbst auf, denn man entkommt der Wirklichkeit nicht. Ich identifiziere mich mit den Ambitionen, die Jules Romains manchen seiner 30jährigen Helden andichtet; aber um sie zu verwirklichen, muß ich viel älter als 30 sein. Aufgrund meiner Begeisterungsfähigkeit und meines Lebenshungers noch zur Jugend gehörend und doch von einer Reife, die aus der Reflexion und dem Kontakt mit fremden Schicksalen erwachsen ist, wird es sich zeigen, wo und wie diese Kombination in der Zukunft einzusetzen ist.

24. Januar 1945
Die Dampfwalze rollt weiter. Wo wird sie stehenbleiben? Es hilft nichts, sich dagegen zu wehren, das ist es, was uns im Augenblick am stärksten bewegt. Aber es gibt Möglichkeiten, sich abzulenken.
Seit einer Woche Entwicklung einer noch tragischeren Situation als vor zwei Jahren. Das nimmt erschreckende Ausmaße an. Georges, ein alter Kumpel aus dem Krankenbau, starb heute morgen nach nur vier Tagen Krankheit. Dutzende von Freunden sind betroffen. Angst. Am Pfahl krepieren? Ich sehe, wie sich die bekannten Spektakel von Mauthausen wiederholen. Ich hoffte so sehr, nie wieder etwas derartiges erleben zu müssen. Kurz, es heißt nochmals „durchhalten".

27. Januar 1945
Das erwähnte Spektakel bewog mich, ein Gedicht zu verfassen. Ein weiterer Anlaß dazu war die Lektüre von Baudelaire-Gedichten, unter anderem des berühmten „Charogne" [Aas].
Was die Ereignisse draußen betrifft, so rasen sie nur so dahin. Sind wir zu enthusiastisch? Kaum. Natürlich, jeder frohlockt, aber, wenn ich es so ausdrükken darf, auf ruhige Art. Man überschlägt Daten, berechnet Fristen. Und man erschrickt ein wenig, sich so nahe am Ziel zu sehen. Die tägliche Arbeit ist nach wie vor zu verrichten und ist in meiner Ecke härter und schwieriger denn je. Den Kranken helfen, den Tod noch einmal zu besiegen. In wie vielen Fällen hat man noch Erfolg?

Contraste
Les poètes, jadis, fatigués des chansons
d'une vie trop riche et prodigue de fêtes,
aimaient à ciseler, en une pirouette,
des vers désenchantés, morbides oraisons.

Mon coeur à moi s'en va sur ces chemins wallons
escaladant le ciel comme un vol d'alouettes
Il répond à l'appel joyeux des girouettes
saluant au matin, le vent frais des vallons.

Cependant qu'agrippés en grotesques grimaces
les morts jaunes verts bleus entassés sur la glace
font des gestes cassés de leurs maigres poignets
aux vivants décharnés chancelant sur leurs traces.
Or je rêve de vivre, en regardant ta face
d'ardente louve, o Mort, joueuse d'osselets.

Kontrast
Die Dichter von damals,
erschöpft vom Gesang und dem verschwenderischen Leben,
reich an Festen,
liebten es, plötzlich,
an entzauberten Versen, morbiden Gebeten
zu feilen.

Mein Herz wandelt auf wallonischen Pfaden
zum Himmel hinauf, dem Flug einer Lerche folgend.
Es antwortet dem fröhlichen Gruß
der Wetterhähne,
die des morgens der frische wallonische Wind
umschmeichelt.

Jedoch in grotesken Grimassen verharrend,
aufgestapelt auf dem Eis,
winken gelbe, grüne, blaue Tote
mit ihren mageren Fäusten
schwach den hageren Lebenden zu,
die schwankend ihren Spuren folgen:
Nun, ich will leben,
wenn ich dein Gesicht einer feurigen Löwin sehe,
o Tod, der du mit Knöchelchen spielst!

31. Januar 1945

Am Sonntag Entkleiden von Toten, die größte Anhäufung von Leichen, die ich je erlebt habe. Gestern wurde mein Zimmer praktisch in eine Typhussektion umgewandelt.

Der Wettlauf zwischen Krankheit und Krieg geht weiter. Für viele ist er bereits entschieden.

6. Februar 1945

Die Tage fließen schneller dahin als das Wasser unserer Flüsse. Und man wartet immer auf das Ende. Ich ertrinke in Arbeit. Der Tanz ist tödlich. Meine Helfer sind krank. Jeden Tag erwartet man mindestens 80 Neuzugänge in der Totenkammer.[23]

Heute gibt es noch einen Geburtstag zu feiern: den Deinen, meine Geliebte. Wird es hier wenigstens der letzte sein? Es wäre so schön gewesen, diesen Tag zusammen zu verbringen, nach soviel erlittenem Unglück! Ich spüre von hier aus Deine Traurigkeit, nicht so sehr darüber, daß die Jahre vergangen sind, sondern daß die Jugend, die wir hätten so sehr genießen sollen, für immer dahin ist. Mehr als jemals zuvor wird mir bewußt, was ich Dir verdanke und wie sehr mein Leben mit dem Deinen verbunden ist.

Ich möchte Dir morgen große Werke bringen, schöne Dinge, um mich Deiner würdig zu erweisen. Du bist mir seelisch so überlegen! Ich habe, um diese Distanz ein wenig zu verringern, den sehr starken Wunsch nach geistigen Errungenschaften, die ich Dir anbieten möchte, mich angstvoll fragend, ob Du sie gutheißen würdest. Oh, ich weiß sehr genau – und nun ist es die Freude, die mein Herz springen läßt –, daß Du gleichzeitig das kleine Mädchen bist, begierig nach Küssen, nach Zärtlichkeit, das keinen anderen Wunsch hat, als sich morgens in meine Arme zu stürzen, um darin zu versinken. Nun, heute mor-

[23] Das Fleckfieber verbreitete sich im ganzen Lager. Dr. Hintermayer weigerte sich, über das Lager die Quarantäne zu verhängen. Die Toten stapelten sich in den Straßen zwischen den Blöcken. Die Revierbaracken waren von Kranken überschwemmt.

gen, als ich stundenlang ganz allein die schweren Kranken beförderte, war ich stolz auf meine Kraft und mußte bei dem Gedanken lächeln, wie leicht Du für mich sein würdest. Gleichzeitig Demut und Stolz empfindend, macht es mich glücklich zu wissen, daß ich der Mann bin, von dem Du, schweigend und melancholisch, träumst.

6. Februar 1945

Heute abend gab sich Paul alle Mühe, ein ‚Festmahl' auf die Beine zu stellen. Und Joseph schrieb mir dieses wunderbare Gedicht, das ich, orthographisch unverändert, wiedergebe. Aber mein Herz war nicht bei der Sache, ich hatte Heimweh. Das ist vielleicht zu einem gewissen Teil auf die hohe Sterblichkeit im Lager und die tragische Atmosphäre, in der ich lebe, zurückzuführen.
Wir nahmen heute Bluttransfusionen bei den Rekonvaleszenten vor. Während einer dieser Operationen hatte der Patient plötzlich Tränen in den Augen und sagte: „Ich möchte so gerne weiterleben!" Ein anderer starb eine halbe Stunde nachdem ich ihn wieder zurück in sein Bett getragen hatte. Ein junger Russe, der gestern abend in sehr schlechtem Zustand eingeliefert wurde, sagte zu dem Arzt, der ihn untersuchte: „Ich *muß* leben, Doktor, denn ich bin russischer Soldat!" Ein anderer, der zusah, wie bei einem Patienten eine Injektion vorgenommen wurde, verlangte: „Doktor, machen Sie mir auch einen Einstich". Die Jungen spüren, wie der Tod umherstreift, zuschlägt. Und sie sind verängstigt. Ich fürchte nicht für mich. Ich habe Vertrauen in das Leben. Aber bei gewissen Anblicken erschauere ich manchmal.
Es folgt das Gedicht von Joseph Masetkine.

Elle vieillit, t'offerte
Par'qu'le temps court et court
Ce n'est pas une perte
La vieillesse d'amour

Tu as pris une femme
Et dans les alentours
Ne cherches plus la flamme
Du premier amour

Et vous êtes transquilles
Vous occupes plus pour
Recouvrir dans la ville
De nouveaux amours

Et c'est beau, et qu'importe
Que l' temps passe toujours
Si devient plus forte
L'ambiance d'amour

Tu reviendras la voire!
J'en suis tellement sûr
Que j'commence à boire
A ton amour ...

Elle vieillit, t'offerte
Mon ami, mais toujours
Crois que c'est pas une perte
D'amour

Sie wird alt, deine Geliebte
weil die Zeit dahineilt.
Das Altern der Liebe
ist kein Verlust.

Du hast eine Frau genommen
und suchst in deiner Umgebung
nicht mehr das Feuer
der ersten Liebe.

Und du bist still.
Du siehst dich nur in der Stadt
nach neuen Lieben um.

Und das ist schön. Und was soll's,
daß die Zeit vergeht,
wenn die Sehnsucht nach Liebe
immer stärker wird.

Du siehst sie wieder!
Daran glaube ich sosehr,
daß ich darauf trinke,
auf deine Liebe ...

Sie wird alt, deine Geliebte,
aber glaube nicht, mein Freund,
daß dies ein Liebesverlust ist.

6.2.45 - Dachau - Joseph
Lieber alter Joseph! Was für ein Herz besitzt Du, das das meine so genau kennt.

10. Februar 1945
Es scheint wieder einmal so zu sein, daß unsere Hoffnungen die Tatsachen überflügelten. Gewiß, die Nachrichten sind weiterhin günstig. Aber sie haben den Charakter des Sensationellen, das noch vor einem Monat auf ein nahes Ende hoffen ließ, verloren. Man muß sich eine neue Frist setzen. Und all diese Aufschübe werden nach und nach zu so vielen Jahren! Es gibt dunkle Augenblicke der Verzweiflung. Sehr kurze bei mir, jedoch viel längere bei anderen, wie z. B. dem tapferen Arzt Dr. Mis.[24] Der Tod selber gewährt keinen Aufschub. Die Zahl der Opfer nimmt täglich zu. Gestern starb der alte Charles Jay. Als ich Declercq, den Vertreter des Belgischen Roten Kreuzes, besuchen will, wickelt man seinen Leichnam gerade in ein Tuch. Der Capo Vastel, ein sehr guter Freund, liegt im Sterben. Crédit, dem alten holländischen Arzt, geht es kaum besser.

[24] Dr. Mis aus Ljubljana.

18. Februar 1945
Am Sonntag sehr interessanter Besuch beim Schutzhaftlagerführer. Einige ziemlich pikante persönliche Details. Gegenstand des Besuchs: die Regelung des Problems der Rotkreuzpakete. Seither funktioniert alles normal. Eine beträchtliche Anzahl von Landsleuten trifft ein, dann die Pakete. Im übrigen hat sich nichts verändert. Enten, so viel man will. Absolut sicher ist jedoch, daß der Krieg fortdauert und wir immer noch hier sind. Was die Epidemie angeht, so nimmt sie ihren Lauf. Vastel geht es besser. Jakob hat es erwischt.

6. März 1945
Beinahe wäre ich wieder dem Schutzhaftlagerführer vorgeführt worden, aber diesmal als Beschuldigter wegen des Ausfalls auf Block 25, im Lager und während des Transportes. Aber die Sache geht gut aus. (Klopfen wir auf Holz!) Treffe Renée, den ich in Thiange kennengelernt habe, wieder. Ebenfalls Jean Allard.
Neues von einigen Freunden ... und Feinden. Libert wurde während einer Reportage niedergeschlagen! Gaston wurde verhaftet, Rahier freigelassen. Usw. Heute Ende einer Komödie in der Person des Herrn Baron Scheidel, die mich an den Rand einer Nervenkrise geführt hatte. Mit großem Getöse setze ich durch, daß er hinausgeworfen wird. Eine Stunde später werde ich zum Oberpfleger in Block 17 ernannt. „Typhusrekonvaleszenten".

1. April 1945
Es ist nicht angebracht, ständig Tagebuch zu führen (es könnte in fremde Hände gelangen). Daher die große Lücke von drei Wochen. Zu diesen Sicherheitsproblemen kommt noch hinzu, daß mich sehr harte Arbeit vom Schreiben abhielt. Die Einrichtung eines neuen Blocks erfordert unter den gegebenen Umständen eine beachtliche Anstrengung. Ich tat es mit Freude und, wie ich selbst sagen kann, mit Erfolg. Jetzt bin ich also an der Spitze eines Bereichs von einigen 500 Kranken, zur Hälfte Typhuskranken, zur Hälfte „internen Fällen". Gute Krankenpfleger, gute Ärzte. (Die faulen habe ich hinausgeworfen.) Alles läuft prächtig.
Am 25. erhielt ich, nach persönlicher Vorsprache beim Schutzhaftlagerführer, die Erlaubnis, meine Haare lang zu tragen! Seien wir auf der Hut, Roche Tarpenne ...

5. April 1945
Ich denke an die Zukunft, die nahe Freiheit. Josef M., mein bester und liebster Freund, hilft mir dabei, wunderbare Pläne zu schmieden, die von Brüssel bis Gorki reichen. Aber ich konstatiere ein doppeltes Phänomen: einerseits die Möglichkeit, mir mit Hilfe des Gedächtnisses viele Einzelheiten des früheren Lebens wieder in Erinnerung zu bringen, z. B. Augenblicke, die viel Freude bereiteten; andererseits ein allgemeines Gefühl der Verfügbarkeit im Gideschen Sinne. Ich fühle mich bereit, wenn die Umstände es erfordern sollten, sowohl

in vollkommen fremder Umgebung neu zu beginnen, als auch morgen wieder in den Rahmen meiner früheren Existenz zurückzukehren. Ich bin dieser Vergangenheit gleichzeitig sehr nahe und sehr fern. Ist das von Vorteil? Zweifellos ist das Gefühl, die Zukunft frei wählen zu können, die Fähigkeit zu spüren, das Leben ganz von vorn anzupacken, ein Beweis von Kraft und Stärke. Aber vielleicht ebenso Zeugnis einer inneren Leere. Früher besaß ich ein reiches Innenleben. Alle Ereignisse, privater oder allgemeiner Natur, setzten sich mir in Bilder und Gedichte um. Wenn ich heute zu schreiben versuche, erfülle ich ein Pensum. Ich bin innerlich nicht mehr daran beteiligt, finde nur noch im Handeln Erfüllung. Ich habe das Gefühl, daß mein Herz zugefroren ist. Es scheint, als sei eine ganze Lebensform dahin. Verlust oder Gewinn? Ich weiß es nicht. Vielleicht verlangt die Zukunft von uns tatsächlich andere Dinge als Sensibilität; es ist sogar mehr als wahrscheinlich.

6. April 1945

Die Ereignisse überstürzen sich so sehr, daß man ihnen kaum folgen kann. Dieses umso mehr, als wir keine Zeitungen zur Verfügung haben. Wie dem auch sei, man fühlt das Ende so nahe, daß man es jede Minute erwartet. Es besteht ein erschütternder und obendrein doppelter Kontrast zwischen dem relativen Frieden des Lagers und dem schrecklichen, wüsten Getöse draußen, und dem Ausmaß des Schlamassels, in das uns die Befreiung entläßt. Das Schauspiel ist beeindruckend. Was werden wir morgen tun? Zunächst hier, und später anderswo? Ich fühle mich persönlich verantwortlich. Denen gegenüber, die heute noch meine Gefährten sind, die das Recht haben zu hoffen, in ihr Land zurückkehren zu können. Von unserer Entscheidung einigen gegenüber, von unserer Kaltblütigkeit, unserem Willen, hängt es vielleicht ab, ob diese Hoffnung Wirklichkeit wird. Und morgen, zu Hause, werden wir für die Witwen und die Kinder der verschwundenen Freunde sowie für die existentielle Orientierung unseres Landes verantwortlich sein. Man hat viel von der heiligen Aufgabe der ehemaligen Kämpfer gesprochen. Sie haben sie so schlecht erfüllt! Werden wir mehr Glück haben?

Ich habe schon zu lange gelebt, hohe Ideale ... und Desillusionen zu sehr kennengelernt, um mich in rosarote Träume einzuhüllen. Die Wirklichkeit von morgen wird sehr hart werden. Und man muß selbst stark sein, um ihr begegnen zu können. Mögen alle diejenigen, die durch die Schule des Lagerlebens gegangen sind, auch im zukünftigen Kampf nicht vergessen, daß das Kernstück des Lebens die Freiheit ist.

15. April 1945

Leidenschaftliche Diskussionen mit Jacques und Josef. Jeder zieht die gleichen Schlußfolgerungen: wir haben unsere Sensibilität verloren; unsere Ansicht von der Welt und vom Menschen hat sich grundlegend gewandelt; für die Nachkommenden kann sich das Drama jederzeit wiederholen. Wie tief ist der Graben zwischen „denen da draußen" und uns?

21. April 1945
Das Blatt wendet sich. Und auch seine Betrachtungsweise. Die Armeen nähern sich uns mit einer Geschwindigkeit, die sich nur mit ihrer ... Schwerfälligkeit vergleichen läßt. (Sowohl subjektiv als auch objektiv gesehen.)
Hinsichtlich folgender Themen wechselt die Lageratmosphäre von Stunde zu Stunde von äußerstem Optimismus bis zu schwärzestem Pessimismus:

1. Nahrung: Die Pakete werden seit zwei Wochen nicht mehr ausgeliefert. Ein Grund dafür wird nicht genannt. Man vermutet, daß es sich darum handelt, eine Lebensmittelreserve für das Lager anzulegen für den Fall, daß es, sich selbst überlassen, über keine Nahrungsmittel mehr verfügen würde. Es wird in der Tat von allen beweglichen Dingen geräumt. Ein Waggon mit nicht an die Post ausgelieferten Paketen wurde ... von den Posten geplündert. In der Zwischenzeit reduzierte man die tägliche Essensration auf ein Minimum, ½ Brot pro Kopf. Wassersuppe. Keine Extras mehr für die Kranken.
   Heute gelang es mir endlich, ein Paket pro Mann zu verteilen. Aber in den Strafblöcken krepiert man buchstäblich vor Hunger. Trotzdem trifft man jeden Tag auf gut informierte Leute, die verkünden, daß sich das Rote Kreuz um die Lebensmittelversorgung in Dachau kümmern wird!
2. Evakuierung: Die verschiedensten falschen Gerüchte sind in Umlauf. Massendeportation nach Tirol. Oder in die Schweiz. Eine weitere Version: nur die Deutschen werden verlegt. Dagegen steht die Meinung derjenigen, die annehmen, daß Dachau dort bleibt, wo es ist und offiziell den Alliierten übergeben wird. Die allgemeine Erregung wird duch bizarre Anordnungen, von denen man nicht weiß, wo sie herkommen, noch geschürt. An einem Tag wird ein Verzeichnis der eventuell zu deportierenden Franzosen angefertigt, am nächsten Tag die Anzahl der zu transportierenden Juden festgelegt. Heute großer Aufruhr: am Abend Antreten aller Reichsdeutschen auf dem Appellplatz. Abreise? Nein: Bildung eines Ordnungsdienstes von 60 Leuten.
3. Liquidierung? Die größten Pessimisten sprechen natürlich von einer Liquidierung Dachaus nach dem klassischen Muster: Massenexekution oder Gaskammer. Unterdessen hat man den Lagerältesten und den Polizeikapo, zur großen Erleichterung aller, in den Bunker geschickt. Auch der Vernehmungsführer ist verschwunden.
   Dagegen: vor 3 Tagen Exekution des französischen Generals Delestraint und Dutzender anderer Häftlinge, darunter mehrerer Kranker aus dem Krankenbau. Existenz einer von der N. N. sehr begrenzten Liste (auf der auch mein Name erscheint). Drei der dort aufgeführten Personen wurden bereits am Abend vor der erwähnten Hinrichtung erschossen. Gestern abend Liquidierung eines weiteren Kontingents auf dieselbe Art. Heute Anfertigung eines Verzeichnisses von 150 „Persönlichkeiten" verschiedener Nationalitäten, die, so scheint es, als Geiseln dienen sollen. Abreise in Richtung Tirol von einigen Ehrengefangenen wie Blum, Daladier, Pétain,

Schuschnigg, Antonescu usw. ...[25] Ich weiß nicht, wer bis jetzt das Lager verlassen hat.

Kurz, es herrscht das, was man als „Atmosphäre" bezeichnen könnte. Jeder reagiert, wie er kann, je nach seiner nervlichen Disposition.

Ich persönlich bin immer noch unerschütterlich in einen Flirt verwickelt, der keine Konsequenzen nach sich ziehen wird, aber letzten Endes prickelnd ist und zum Zweck hat, mein seelisches Gleichgewicht zu bewahren, indem er mich von der allgemeinen Besessenheit ablenkt.

Ich kämpfe verbissen darum, so viele Pakete wie möglich von der Post für meine Kameraden im Block zu erhalten, leite meine Baracke und ziehe Erkundigungen ein. Laut neuester Nachrichten von heute morgen kann es sein, daß ich mit Tom und einigen Engländern bei einer der nächsten Fuhren, die für das, an das Krematorium angrenzende, „Wäldchen" bestimmt sind, dabei sein werde. Ich nehme das ruhig und ohne Erregung zur Kenntnis. Schade, vielleicht 10 km von der Freiheit entfernt abzukratzen. Aber was dagegen unternehmen? Ich wußte, daß ich, als ich mich am 21. Juli 1940 dazu entschloß, nach Brüssel zurückzukehren, dort nicht die Hände in den Schoß legen würde, und daß ich eines Tages mehr oder weniger teuer dafür werde bezahlen müssen. Ich habe gespielt, gut gespielt, und vielleicht werde ich verlieren! Aber nicht gänzlich. Ich wäre vielleicht nur nicht da, um den Erfolg zu kosten. Was soll's. Was zählt, ist nicht *nach* der Schlägerei dazusein, sondern sie geführt oder zumindest begonnen zu haben. Das Danach geht die Nachfolgenden etwas an. Wichtig ist, daß wir zumindest glauben können, daß unsere Kinder das, was wir gesehen haben, nicht kennenlernen werden. Und vielleicht ist es auch besser, die Enttäuschungen, die diesem Krieg ebenso wie dem vorherigen folgen werden, nicht zu erfahren. Der Friede ist ein schrecklicher Totengräber der Illusionen! ...

Ich möchte hinzufügen, daß ich in keiner Weise das körperliche Gefühl einer bevorstehenden Gefahr habe. Aber wer kann den nächsten Augenblick voraussehen. Wie dem auch sei, heute abend bringe ich mein Tagebuch in Ordnung. Ich schreibe an Louise, an meine Eltern. Und niemals zuvor erscheint mir diese Welt, die mir vielleicht in einigen Tagen mit Mühe und Not zurückgegeben sein wird, so weit entfernt, so gleichgültig. Deutlicher denn je wird mir der Sinn eines Ausspruchs meines Chefs von Block 25 vor 2 ½ Jahren bewußt: „Sie wissen noch nichts. Wenn Sie 2, 3 Jahre Lagerleben hinter sich haben, werden Sie ebenso verrückt sein wie wir „alten Hasen". Ein Verrückter mit klarem Verstand oder einfach ein seiner unbelasteten und empfänglichsten Seele Beraubter? Was soll's. Fürs Sterben ist es besser so. Und auch für das Leben von morgen. Denn meiner Ansicht nach wird der Frieden für Europa nicht schön ausfallen!

---

[25] Antonescu, Daladier und Pétain befanden sich nicht auf diesem Transport, es handelte sich um Gerüchte. Die Genannten waren auch nicht in Dachau inhaftiert.

23. April 1945
Die Aufregung wächst. Auf beiden Seiten der Barrikaden. Im Lager wird ein „Ordnungsdienst" von 600 Leuten, darunter 60 für den Krankenbau, eingeführt. Kurze Verfügung: Vertrauensleute, die bei Transporten für Ordnung sorgen sollen. Sie haben Zivilkleidung ohne Zeichen und Nummer, mit weißer Armbinde zu tragen und sollen ... lange Haare haben!
Das Krematorium und die Besoldungsstelle sind vermint. Wird beides heute nacht oder morgen in die Luft gehen? - Die Verrückten sind liquidiert. Die Juden zum Transport versammelt. Die Abfahrt wird aufgrund der Häufigkeit und Heftigkeit der Sturzbomberangriffe beschleunigt vorangetrieben. Morgen früh werden 6 Leute aus dem Krankenbau herausgeholt werden, um ... eine Erklärung abzugeben. Welche? Der Wettlauf mit der Uhr geht weiter! ... Vielleicht kommt heute nacht der Befehl zur Evakuierung. Der Befehl. Aber die praktische Ausführung? Mehr als problematisch. Warten ...

26. April 1945
Die erwartete Bombenexplosion hat stattgefunden: die Deutschen und die Russen verlassen das Lager. Schlimmer Tag! Josef muß uns verlassen. Ich liebte ihn wie einen Bruder, und er erwiderte meine Zuneigung. Unter den Deutschen und Österreichern habe ich noch viele andere Freunde. 7500 sollen heute nacht das Lager verlassen. Der Rest morgen. Aber wer weiß, was morgen sein wird. Eine ungewöhnliche Sache macht uns rasend: seit zwei oder drei Tagen keine alliierten Luftangriffe mehr. Auch der Kanonendonner, den wir seit einigen Tagen deutlich vernahmen, hat aufgehört.

27. April 1945
Ich beobachte, wie die Leute abfahren. Aber nicht alle gehen heute nacht durch die Tür. Josef ist einer davon, der bleibt. Dieses Mal werden wir versuchen, daß er überhaupt nicht geht. Aber der Chefarzt legt Wert darauf wie auf ein persönliches Maskottchen. Josef mimt den Kranken ...
Der Abtransport der Juden hat immer noch nicht begonnen. Die Waggons stehen noch jenseits der Umzäunung. Plötzlich, gegen 10 Uhr, Fallschirmalarm. Dürfte das wahr sein? Nun würde die Sache ins Rollen kommen. - Andererseits hörte man aus sicherer Quelle von einer Revolte in München unter der Leitung von Ritter von Epp. Am Nachmittag erfährt man, daß der Fallschirmalarm in Dachau von einem, von Häftlingen unterstützten, Aufstand des Volkssturms hervorgerufen worden war. Der Putsch wird niedergeschlagen. Aber dieses Opfer wird vielleicht die Evakuierung verhindern. Seit dem Alarm sind in der Tat jegliche Transportaktivitäten unterbrochen. Das Lager ist ruhig, von einer beängstigenden Stille. - Der Aufstand in München ist niedergeschlagen.
Gegen abend werde ich ins Jourhaus gerufen, um M. Mauren, dem schweizerischen Delegierten des Roten Kreuzes, vorgestellt zu werden. Er bringt 5 Lastwagen Pakete für die Westvölker. Unterhaltung, Austausch von Ratschlägen. Man rechnet mit der Abreise von Schleus.

28. April 1945
Die Franzosen werden plötzlich zur Entlausung ins Bad geschickt. Nichts geschieht. Der lautlose Himmel macht einen rasend. Man fühlt das Ende so nahe, so nahe ...
Die Juden sind abtransportiert. Wohin werden sie gebracht?

29. April 1945
In der Nacht konstituierte sich heimlich ein Internationales Häftlingskomitee, das damit beauftragt ist, in den Stunden, die folgen werden, für Ruhe im Lager zu sorgen und das nach der Befreiung die Leitung übernehmen soll.
Wie soll man erzählen, was dann passierte. Am Morgen stellten wir fest, daß die Lager-SS abgereist war. An ihren Platz treten zwei Kampftruppen, die die Wache übernehmen. Ich nehme zu Müller, dem Lagerältesten, Kontakt auf. Wir erhalten die Erlaubnis, so schnell wie möglich Brot zu beschaffen und zu verteilen. Wir selbst nehmen Wernicke fest. Das Komitee tagt offiziell.
Am Nachmittag beginnen die Kampfhandlungen. Die Angehörigen der Wachtruppe schießen nach draußen. Gewehrfeuer. Geschützfeuer. Ein Posten nach dem anderen schwenkt die weiße Fahne. Vom Komitee aus, das in der Bücherei installiert wurde, beobachten wir atemlos die Endphase. Die Soldaten des letzten Wachturms ergeben sich. Und einige Augenblicke später hält ein Auto: die Amerikaner! Wir sind schon draußen, Patrick und ich vorneweg. Zwei Soldaten übersteigen das Gitter. Einer fällt mir in die Arme. Ich küsse ihn, er küßt mich ... und ich bemerke, daß er eine Frau ist![26] Amerikanische Kriegsberichterstatterin, der erste amerikanische Staatsbürger, der in das befreite Lager eindringt. Was dann folgt, ist Wahnsinn. Das gesamte Lager drängt sich gegen die Gitter. Die auf der anderen Seite zusammengetriebenen SS-Leute werden öffentlich verhöhnt. Wenn sie uns in die Hände fielen, würden wir sie zerreißen. Die Masse brüllt ihre Freude hinaus. Unmöglich, sie zu beruhigen. Erst einige Stunden später, beim Einfall der Dunkelheit, ist es möglich, den Lagereingang frei zu machen. Aber welche Überraschung, welche Freude für mich! In der Gruppe um den amerikanischen General entdecke ich Paul Lévy! Er kam um mich zu suchen, und ihm ist es zu verdanken, daß die Kolonne den Umweg über Dachau machte, obwohl man annahm, daß dort alle Gefangenen ausgerottet wären.
Am selben Nachmittag werden die SS-Offiziere hingerichtet. In der Nacht erleiden die Soldaten das gleiche Schicksal. Die Amerikaner sagen: „Seit wir das erste Lager gesehen hatten, wußten wir Bescheid. Wir begriffen, daß wir nicht Krieg gegen Soldaten und Offiziere führten, sondern gegen Verbrecher. Wir behandeln sie wie Verbrecher". Am selben Abend richtete sich das Komitee im Jourhaus ein. Und das Leben geht weiter.

---

[26] Marguerite Higgins von der New York Times

30. April 1945
Paul schlägt vor, mich zu repatriieren. Der General ist einverstanden. Aber ich kann nicht akzeptieren. In Gedanken sehe ich Camille und all die anderen Bekannten und Unbekannten, wie sie im Verlauf der drei Jahre um mich herum sterben. Ich kann das Lager nicht verlassen. Ich muß mich um die Überlebenden kümmern, sie ihrem Land und ihrer Familie entgegenführen. Lou, verzeih mir! Aber ich wäre nicht der Mann, den Du Dir vorstellst, wenn ich anders handeln würde. Geliebte, Du bist heute wieder in meinem Herzen, leidenschaftlich und sanft. Aber ich kann nicht abreisen.

1. Mai 1945
Unser Erster Mai war wunderbar, grandios. Die auf dem Platz versammelten nationalen Gruppen, das Komitee auf einem in Rot ausgeschlagenen, von den Frauen umrahmten Podium, der amerikanische Oberst, die Fahnen, die Musik, die Lieder. General Michailow sagte zu mir: „Wie auf dem Roten Platz ..." Und ich sehe, wie dort drüben in allen befreiten Ländern und Städten die gleichen leidenschaftlich erregten oder andächtigen Mengen ihre weit offenen Seelen der Freiheit entgegenstrecken.

2. Mai 1945
Besichtigte das Krematorium: an die 2000 Leichen, übereinandergestapelt, stinkend. Das eisige Entsetzen der Gaskammer. Der Zug, in dem die Juden transportiert wurden, ist mit Toten überladen. Man versteht, warum die Befreier gnadenlos jeden niederschossen, der eine SS-Uniform trug.

4. Mai 1945
Sehe Bötcher, den Rapportführer. - Ein Sturm der Freude im Lager. - Enorme Schwierigkeiten auf unserem Weg. In den Blöcken zusammengepfercht, sterben die Leute massenweise. Nun heißt es, Platz schaffen, um jeden Preis. Eine Besprechung nach der anderen mit den Amerikanern. Guter Wille, aber praktische Schwierigkeiten. Jedoch reichliche und ausgezeichnete Verpflegung. Patrick wird vielleicht mit den englischen Offizieren abreisen müssen. In diesem Fall werde ich das Lager, das er momentan alleine leitet, übernehmen.[27]
Ich habe sehr abgenommen. Aber ich halte durch. - Am 3. fand eine große polnische Nationalfeier statt. Zur selben Zeit besuchte eine französische Delegation das Lager. General Revers gibt mir das Versprechen, sich um die Repatriierung der Belgier zu kümmern. Am selben Abend eine Verfügung Eisenhowers: Typhusquarantäne. Noch einige Wochen? ...
Die belgische Gruppe arbeitet und hält sich bewundernswert. Eine ausgezeichnete Mannschaft.

---

[27] Pat O'Leary und die alliierten Offiziere verließen Dachau am 8. Mai. An diesem Tag übernahm ich seine Funktion.

15. Mai 1945

Unmöglich, in diesem ständigen Durcheinander mein Tagebuch zu führen. Es wäre jedoch sehr interessant, die Weiterentwicklung der Situation festzuhalten. Das ist vom technischen und psychologischen Standpunkt aus sehr aufregend.

Patrick ist mit seinen Kameraden abgereist. Offiziell ist die Lagerleitung in den Händen des amerikanischen Kommandanten Rosenblom. In der Praxis entscheidet er über Dinge, die die Armee und deren Hilfe für das Lager betreffen. Über die Angelegenheiten der Häftlinge und des Internationalen Gefangenenkomitees entscheide ich. Was bedeutet das? Daß ich alle praktischen und grundsätzlichen Fragen regeln muß, die, weiß Gott wann, anfallen werden: Gerichtsbarkeit, Organisation, Gesundheitswesen, Evakuierung, nationale Probleme usw. ... Ermüdend! Aber ich bekomme Übung darin. Glücklicherweise gibt es in meinem Umkreis einige tatkräftige Männer: den Polen Leo, Generalsekretär; den Deutschen Oskar Müller, Lagerältester; den Österreicher Korthbauer, Baukommando; den Ungarn Palavicini, Einkleidung; den Albanier Ali Kuci, Presse und Kultur. Und beherzt wird die Sache in Angriff genommen.

Größte Schwierigkeiten kommen von der französischen Seite: Undiszipliniertheit, eingefleischter Stolz, Unfähigkeit der Führung, äußerster Nationalismus usw. ... Viele Franzosen sind geflüchtet, besonders Ärzte. Die zu schwache und schlecht funktionierende amerikanische Führung hat diese Gefahren noch gesteigert. Als die Leute sahen, daß nichts geschah und die Projekte durcheinander gerieten und sich widersprachen, beschlossen sie, sich selbst zu befreien.

Mehr als 2000 sind auf diese Weise verschwunden. Daraufhin habe ich mich mit Oberst Joyce und Oberst Bradford (Arzt) sehr eindringlich unterhalten und folgendes erreicht:

1. die Zurverfügungstellung von SS-Gebäuden außerhalb des Lagerbereichs, wo wir 5000 Leute unterbringen konnten;
2. die Abreise von 457 Belgiern (darunter 7 Frauen) und von 25 Franzosen.

Das war eine wenig alltägliche Kraftprobe.

Raymond Lemaire, der die Kolonne Van Zeeland anführte, ist am Mittag desselben Tages, an dem diese harte Auseinandersetzung stattfand, eingetroffen. Sobald er und ich alle Sperren, Anweisungen und Befehle abgeschafft hatten, konnten wir die Quarantäne für die Waggons und Ambulanzen aufheben. Und am nächsten Tag um 8 ½ Uhr setzte sich, nach unwahrscheinlichen Schwierigkeiten, die Kolonne, als erste von all denen, die in den nächsten Tagen Dachau verlassen sollten, in Bewegung.

Das öffentliche Interesse am Lager nimmt unaufhörlich zu. Der amerikanische Botschafter in Paris kommt, um sich zu informieren. Ein aufrührender Besuch, besonders für ihn. Auch in diesem Fall bleibe ich hart. Ihm wird alles gezeigt. Beim Abschied sage ich: „Helfen Sie uns, Herr Botschafter, lebende Menschen nach Hause zu bringen und nicht die Nachricht ihres Todes".

Die sanitäre Lage ist schrecklich. Von 120 Menschen sterben täglich immer noch 100. Ruhr, Typhus, Schwäche. Ein wesentliches Problem: der Platz, die Anhäufung der Leichen. Die Verlegung der 5000 bringt ein wenig Erleichterung.
Gestern hat wieder ein General das Problem von Dachau in die Hand genommen und die Evakuierung von durchschnittlich 1000 Leuten nach München angeordnet. Der erste Schub reiste heute ab. Aber für die beiden folgenden Tage ist alles schon wieder wegen Mangel an Betten, Wasser und Material zum Stillstand gekommen.
In der Zwischenzeit bin ich ein wenig umhergereist. Zuerst nach München, wo ich auf 60 sich selbst überlassene Frauen aus Dachau stieß. In Wolfratshausen spürte ich Simone, Renée und einen jungen Flamen gerade noch rechtzeitig auf, um sie dem Schutz der Kolonne Lemaire zu übergeben. Ich reiste nach Garmisch, wo Carl nach sechs Jahren seine Frau wiedersah. Die Majestät der Alpen, die Freude, frei zu sein, aber das Gewicht des Todes, das uns die Herzen zusammendrückt. Ich sage uns, weil wir drei waren, die dasselbe empfanden: John, der, glaube ich, zu einem wertvollen Freund werden könnte, Mady, eine Frau, über die alles gesagt ist, wenn ich andeute, daß sie zu einem belgischen Fallschirmspringerteam gehörte, das mit der Befreiung von Dachau beauftragt war, und ich. Wenn ich Muße habe, werde ich ausführlich über Mady berichten. Eine tapfere Kameradin, die ich sehr schätze.
Aber ich möchte auf das wirkliche Problem zu sprechen kommen, das mich heute bewegt: das meines Heimatlandes. Von Lévy, Lemaire, Mady und anderen habe ich übereinstimmend folgendes erfahren: Belgien ist in der Händen von Schiebern, von Londoner Kriegsgewinnlern, Leuten des alten Regimes. Wenn die Résistance auch auf militärischem Gebiet Siege verzeichnen konnte, so hat sie doch politisch völlig versagt. Das Land bietet heute mit seiner schlechten Führung, seiner durch 5 Jahre „heroischen" Schwarzmarktes verdorbenen Jugend, seinen Frauen, die verrückt nach Luxus sind, seiner Bourgeoisie, begierig danach, sich zu amüsieren, ein abstoßendes Bild. Wie viele unter uns werden das ertragen können? Diejenigen, die von dort kommen und nun hier sind, sind davongelaufen: Missionen, Arbeit, Engagements, alles ist besser für sie als ein Leben in jenem lärmenden Haufen. Werde ich mehr Mut besitzen? Ja und nein. Nicht, wenn ich mich allein und machtlos, etwas zu tun, fühle. Ja, wenn ich mir klarmache, daß dort noch gesunde Kräfte existieren, die auf der Suche nach Führung und Anleitung sind, und es hier in den Lagern diese Führung und Leitung gibt. Mein Plan, den ich mir lange überlegt habe, besitzt nun eine klare Linie: zuerst hier meine menschliche Pflicht erfüllen und das Lager auflösen. Dann nach Hause zurückkehren. Heimkehren, um Louise und Frédérique zu sehen, von denen ich einen bewundernswerten Brief erhalten habe; beobachten; Leute um mich sammeln; die Positionen festlegen; die Chancen abwägen. Daraus folgt, ich werde zwischen zwei Richtungen zu wählen haben: Wenn die Möglichkeit besteht: kämpfen, also bleiben. Wenn nicht, abreisen. Aus Feigheit? Nein. Aber niemals so stark wie heute, nach bestande-

ner Prüfung, habe ich begriffen, wie hoch der Preis für meine Menschenwürde ist. Um sie mir zu bewahren, habe ich mehr erlitten als den Tod. Ich lasse nicht zu, daß sie in der Energielosigkeit, Leichtfertigkeit, dem Feilschen und der Heuchelei der Welt, die mich erwartet, untergeht.

18. Mai 1945

Paul Lévy ist mit seinem Freund Algoed zurückgekehrt. Welche wunderbaren Dinge erzählt er mir von seinem Besuch bei Louise und Fredou. Algoed, ein guter Flame, sagt zu mir: „Sie besitzen in Ihrer Frau und Ihrer Tochter zwei Kleinode, mein Alter. Was für wunderbare Wesen sie sind". Ich genieße diese Worte. Und gleichzeitig macht es mich traurig, daß mich so viele Dinge von ihnen fernhalten.

Paul bestätigt mich in meiner feindseligen Haltung denen „dort unten" gegenüber. Ich, der ich mich hart anstrenge, um Menschenleben zu retten und schreckliche Zustände so gut es geht zu verbessern, ich hasse diejenigen, die alles in der Hand haben und mein Land verkommen lassen.

Ich nahm in den letzten Tagen Kontakt zum C.I.C (Counter Intelligence Corps) auf. Ein junger, gebildeter, feiner und sensibler Oberst. Vielleicht werden sich Möglichkeiten für mich ergeben. Sollte mir Brüssel wirklich zu viel Kummer bereiten, kehre ich unter Umständen nach Deutschland zurück. Große und harte, aber so notwendige Arbeit würde mich hier erwarten. Für mich zählt nur eines: nützlich sein, nicht in die Mittelmäßigkeit zurückfallen. Wie mußte ich lachen, als Paul mir verkündete, daß mir bei der Reorganisation in meinem Ministerium ein Direktorsessel reserviert worden sei! Ich bitte die Kameraden, die mich nicht vergessen haben, darum um Verzeihung. Aber das ist es nicht, was ich mir wünsche. Entweder Alles oder Nichts. Nicht, weil ich persönlichen Luxus anstrebe, sondern aus dem Bedürfnis heraus, handeln zu müssen. Ich bin reif. Um Minister zu sein. Oder um Soldat zu sein. Aber nicht, um ein Ministerium zu leiten!

Begann heute abend mit meiner Reportage über Mauthausen und Dachau.

20. Mai 1945

Pfingsten. Ich konnte gerade eine in Eile hingekritzelte Nachricht an Louise abfassen, die mit dem Transport der Luxemburger mitgeht.

Ein halb freiwilliges, halb erzwungenes Fest. Man ist nicht mehr gefangen und noch nicht frei. Und dort unten, zu Hause, was geschieht da? Streiks, Revolten. Gegen was? Man erfährt nicht zu viel. Man müßte dort sein, um zu helfen und zu kämpfen. Aber auch hier leiden und sterben die Menschen. Ach, dieses zerrüttete, schmerzbewegte, aufgerissene Europa!

Auch an diesem Abend, während eines herrlichen Empfangs bei Emmet, konnte ich den Gedanken daran nicht loswerden. Musik und alles vom Besten: Zigaretten, Getränke, hinreißende Plauderei mit Schriftstellern, Dichtern, herausragenden Persönlichkeiten. Ich trete in den Hintergrund und befinde mich plötzlich allein, weit entfernt von all dem, mit meinen Toten auf

den Schultern, die mich nicht loslassen wollen. Wieder lernen zu leben? Das ist nicht einfach. Man möchte fliehen, in der Wildnis hausen, außerhalb der Zivilisation leben. Und doch bedarf man der anderen so sehr. Ewiger Widerspruch.

22. Mai 1945

Heute abend große Neuigkeiten: die Franzosen, Belgier und Holländer reisen am Freitag ab. Lastwagen und Flugzeuge. Man löst auf. Ich sende Louise durch Marchand, der heute abend mit unseren 10 Fallschirmjägern abfährt, ein paar Zeilen. Ich bin bei dem Konvoi nicht dabei, werde jedoch in einigen Tagen nachkommen. Ich muß die begonnene Arbeit, zumindest für die Deutschen und Österreicher, zu Ende führen. Alle Antifaschisten müssen befreit, ihre Teilnahme an den Säuberungsaktionen ermöglicht und ihnen leitende Posten übertragen werden. Ich habe die Angelegenheit gut in Angriff genommen und hoffe, sie in einer Woche geregelt zu haben.

Dann wird es auch für mich endlich Zeit, zurückzukehren, worüber ich mich umso mehr freue, als ich es dann wirklich verdient habe. Ich besitze seit heute ein Auto. Ein schönes Fahrzeug, ein Geschenk für Louise. Ich stelle mir ihr Gesicht vor, wenn ich darin heimkehre!

24. Mai 1945

Ein Glückstag. Ich erhalte von Oberst Joyce die Erlaubnis, mit meinem Wagen heimzufahren, vom Kommandanten Peterson die Zusage der notwendigen Papiere und von Carl Antoon ein herrliches Paar Schuhe. Drei Probleme gelöst.

25. Mai 1945

Meine Kameraden fliegen morgen nach Hause. Zurück bleiben etwa 60 Kranke, die nicht transportfähig sind und erst gesunden müssen. General Michailow fährt nach Paris. Ich trage also die gesamte Verantwortung für die Lagerinsassen.

Traf gestern in Allach Bob Claessens, der dieselbe Position wie ich innehat: auflösen, die Arbeit hier beenden und allein zurückkehren. So ist es richtig.

26. Mai 1945

Die gesunden Belgier sind abgereist. Nicht mit dem Flugzeug, sondern in Lastwagen und dann weiter mit dem Zug. Ich bleibe mit 92 Kranken zurück. Der russische General ist mit einer Sondermaschine nach Paris geflogen.

Nahm heute abend an der Trauung von Breiding teil.

27. Mai 1945

Heute morgen Abschied von den Italienern. Jedes Mal bin ich aufs neue bewegt. Es ist ein gutes Gefühl, diese glücklichen Menschen in ihre Heimat zurückkehren zu sehen, und zu beobachten, wie sich das Lager leert. Die Leute hören auf, sich „Häftlinge" zu nennen, um wieder Menschen zu werden. Rüh-

render Abschied von Gotti, Bachia und Travini. Puecher habe ich nicht wiedergesehen. Schade. Aber ich besitze seine Adresse.
Heute abend große Überraschung: ich erfahre, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die belgischen Kranken plötzlich in die Flugzeuge gebracht worden sind. Die Deutschen beginnen mit der Abreise am Dienstag. Wenn alles gutgeht, wird das Lager am Wochenende aufgelöst sein. Dann ab nach Hause.

29. Mai 1945
Die Kranken sind ohne Zwischenfall mit dem Flugzeug abgeflogen. Zurück bleiben 30 bis 40 Nichttransportfähige und die zusätzlichen 5 aus Allach. Die Situation klärt sich auf.
Traf heute belgische Journalisten. M. d'Idewale schreibt immer noch für „La Nation". Das allein genügt, um eine Vorstellung der politisch-journalistischen Szene bei uns zu geben. Dagegen erfahre ich zu meiner Freude, daß Larock „Le peuple" leitet und die Zeitung eine ausgezeichnete Grundhaltung vertritt. Auf jeden Fall treffe ich morgen Emmet zu einer Besprechung, in deren Verlauf, so hoffe ich, mir die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit ihm in Deutschland geboten wird.
Die ersten Deutschen, die Priester, sind heute abgereist. Morgen früh verlassen die Österreicher das Lager. Ich arbeite ununterbrochen an der Auflösung der kriminellen Fälle. Dieses beenden und dann abfahren. Zurückkehren, beobachten, wenn möglich kämpfen. Wenn nicht ...
Große Schwierigkeiten ergeben sich bei den Russen und den Jugoslawen. Der Grund ist das politische Durcheinander in Europa.
In den belgischen Zeitungen entdecke ich plötzlich folgendes: Der Nationale Kongreß der Sozialistischen Partei findet am 9., 10. und 11. Juni statt! In mir reift ein Plan, den ich versuchen werde, zu realisieren. Wenn ich hier spätestens um 7 Uhr morgens abfahre, kann ich um 8 Uhr abends in Brüssel sein. Ich begrüße Louise und Fredou, suche sofort Delsinne und Larock auf und informiere mich genau über die Situation. Dann erscheine ich auf dem Kongreß. Um wenigstens denjenigen Stimmen Gehör zu verschaffen, die das alles hier erlitten haben, um aus der Trägheit und Apathie wachzurütteln, um Meinungen zu provozieren. Um diese Leute zu beschwören, unsere Friedenschancen nicht ungenutzt vergehen zu lassen.
Dann zurück zum „Peuple", um meine Tätigkeit als Journalist wieder aufzunehmen. Sich unaufhörlich und kompromißlos für seine Sache einsetzen. Es muß sein.

1. Juni 1945
Die restlichen belgischen Kranken werden nächste Woche in Ambulanzen heimgefahren. Die Jugoslawen gehen ebenfalls. Die Kranken vom Krankenbau werden ins amerikanische Hospital verlegt. Meine Aufgabe ist praktisch beendet. Ich kann abreisen.

2. Juni 1945
Gestern nahm ich Abschied von den Deutschen. Kurze Zeremonie, Umarmung von Müller, diesem Tapferen. Ich habe Mitleid mit ihnen. Die Schwierigkeiten, die ich bei meiner Rückkehr haben werde, sind nicht zu vergleichen mit denen, die sie erwarten: Besetzung, schwache Opposition, Elend, Hunger. Und sie, die hier 10 oder 12 Jahre ihres Lebens verbracht haben, sind voller Mut und Glauben an die Zukunft. Neben ihnen bin ich ein feiges Kind.

3. Juni 1945
Mady ist von Wien zurückgekehrt. Man rechnete nicht mehr mit ihr. Sie ist gesund und munter. Aber was für Abenteuer hat sie erlebt. Welche Enttäuschung bezüglich der Russenfrage. Ich war von ihrem Bericht wie gelähmt. Und sie, die als Beinahe-Kommunistin abfuhr, ist wieder bekehrt! Nicht, daß der Kommunismus an sich, bei dem was in Wien passiert, die geringste Rolle spielen würde. Aber daß er ein solches Regime des Terrors und der Verbrechen hervorrufen könnte, ist allein schon ungeheuerlich. Armes, armes Europa.
Persönlicher Ärger: man hat mir meinen Wagen gestohlen. Aber man wird schon sehen. Egal, was es kostet, ich werde am Mittwoch abreisen.

5. Juni 1945
Franz und ich reisen morgen ab. In einem neuen Auto. Alles in Ordnung. Und was das wunderbare an der Sache ist, die Kranken werden auch fahren. Vielleicht sogar morgen, mit dem Flugzeug. Ich bin erleichtert.

5. November 1945
Ich bin nach Dachau zurückgekehrt und quartiere mich in einem Zimmer im Wildhaus ein, das noch vor kurzem von einem der Lagerleiter bewohnt wurde. In 10 Tagen beginnt der Prozeß gegen diese Herren vor dem amerikanischen Militärgericht. Ich nehme gleichzeitig als Zeuge und Berichterstatter daran teil. Unnötig zu erwähnen, daß mir die Teilnahme einige Befriedigung verschafft. Vor 7 Monaten noch war ich in den Händen dieser Verbrecher. Und es ist nicht allein ihre Schuld, wenn ich heute hier darauf warte, sie hängen zu sehen. Dieses Tagebuch bildet schon für sich allein eine schreckliche Anklage. Zusätzlich zu dem, was ich aus meinem Gedächtnis abrufen kann.
Ich möchte kurz darlegen, was sich seit meiner Abreise aus Dachau im Juni zugetragen hat.
Am 9. Ankunft in Brüssel um 2 Uhr mogens nach einer anstrengenden Reise. Dieses „Wiederfinden" mit Louise und Fredou, das übrigens dem mit meinen Eltern in Liège folgte, genügte, um mich für alles zu entschädigen. Niemals mehr werde ich eine so intensive Stunde erleben. Zu allem Überfluß war auch das Wunder geschehen, daß Louise und ich aufgehört hatten, diese unglücklichen Kinder zu sein, die wir so lange waren. Zweifelsohne ist die Harmonie noch nicht vollständig. Aber auch das bedeutet schon das Glück.
Fredou ist ein großes, warmherziges Mädchen mit einer wachen Intelligenz.

Sie ist jedoch faul und besitzt einen, durch die harten Jahre geprägten, abscheulich mürrischen Charakter. Seit meiner Rückkehr wird sie aber immer fröhlicher. Körperlich strotzt sie vor Gesundheit und ist gut gebaut, wie ein schöner Baum, der sich ausdehnen möchte.

Louise hat sich nicht verändert. Immer noch schön, sanft, liebevoll. Alles was ich durch meine Freunde über sie während des Krieges erfahren habe, zeigt mir das Bild einer bewundernswerten Frau mit einem Mut, vor dem man sich mit Respekt verneigen muß. Zu sagen, daß ich sie stärker als zuvor liebe, wäre zu wenig. Sie ist die Gefährtin, in der edelsten und schönsten Bedeutung dieses Wortes.

Mein Bruder, der die Solidaritätsbewegung leitet, hat während des ganzen Krieges tapfer durchgehalten. Am Samstag, kurz vor meiner Abfahrt, nahm ich an seiner Hochzeit teil. Möge er so glücklich werden wie ich.

Nach den erhaltenen und abgestatteten Besuchen begann die Alltäglichkeit des Lebens. Mit einigen Änderungen für mich. Seit dem 9. nahm ich am Kongreß der Sozialistischen Partei teil. Ausgezeichneter Eindruck. Ein neues Leben, ein klarer Geist. De Bronchère empfing mich tief bewegt. „Le Peuple" bot mir eine Stellung als Redakteur an. Aufnahmeschwierigkeiten als Kriegsberichterstatter. Schließlich werde ich es, ohne es zu sein, d.h., ich bin Soldat in meiner Eigenschaft als Verbindungsoffizier für die Repatriierung, und daneben führe ich Recherchen durch und arbeite in meinem Beruf als Journalist.

Rongvaux bestätigte mir, daß mich ein Direktorposten erwartete. Ich akzeptierte, aber für spätere Zeiten. Ich brauche jetzt dringend Bewegung, Raum. Dann, wenn ich mich ausgetobt habe ... Außerdem bin ich sehr daran interessiert, was aus Deutschland werden wird. Das ist das wesentliche Problem für das Europa von morgen. Ich habe bereits Hamburg, Lüneburg (wo ich am Prozeß von Bergen-Belsen teilnahm), Lübeck, Neustadt und Neuengamme besucht.

Mehrere Reportagen gemacht. Bei meiner Rückkehr einige Konferenzen abgehalten. Habe Engagements für Reportagen beim „Vorwärts" in New York und für Vorträge in diesem Winter. Unternahm gute Recherchen in Hamburg und Umgebung. Veröffentlichte ein Buch über Dachau und beendete - zumindest beinahe - die Arbeit an einer Broschüre, die meine Gedichte aus der Gefangenschaft und dem Lager enthält.

Das ist, denke ich, die Bilanz dieser letzten Monate. Sie stimmt nicht ganz mit meinen vorherigen Träumen und Wünschen überein. Aber sie ist davon nicht so weit entfernt, als daß ich nicht mit ihr zufrieden sein könnte. (Ich muß noch hinzufügen, daß mir eine Kandidatur als Abgeordneter angeboten wurde, die ich ablehnte. Politik interessiert mich nur dann leidenschaftlich, wenn sie nicht meine Freiheit beeinträchtigt.) Der Kongreß der Amicale de Dachau [Verein der ehemaligen belgischen Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau] hat mich erneut zu ihrem Präsidenten ernannt.

9. November 1945

Ich mache bei den War Crimes zwei ausführliche Aussagen, die sich auf Fakten meines Tagebuchs stützen. Starkes Interesse. Morgen werde ich nach Brüssel fliegen, wo ich wieder die belgischen Zeugenaussagen vertrete. Ich werde am Mittwoch auf demselben Weg zurückkehren. Ich bin über diesen Luftausflug glücklich wie ein Kind, das jedoch, angesichts der Zeit, in der es lebt, nicht zu ausgelassen sein darf.

Ich traf hier Blaha, Husarck, Breiding, Oskar, Kuci (endlich!) und heute morgen Heini, diesen wunderbaren Kameraden, wieder. Warum sind wir, die wir doch so viel über die SS wußten, noch am Leben? Warum hat man den Befehl, uns auszulöschen, der *gegeben wurde,* nicht ausgeführt? Wir begreifen es nicht.

Zukunftspläne: Veröffentlichung meines Buches in Deutsch. Das wird von allen Kameraden gefordert. Sie meinen alle, daß es ein großer Erfolg wird.

Kuci ist ein eingebildetes Kind. Als ich mich abmühte, dieses Buch zu schreiben, in dem sein Name als Co-Autor erscheint, war er in Paris und hat kein Lebenszeichen von sich gegeben. Er verschleuderte sein Geld, um in amerikanischen und französischen Kreisen eine Rolle zu spielen, aber er hat nichts auf die Beine gestellt. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich die Gelegenheit, mit den USA einen großartigen Vertrag abzuschließen, verlor.

Ich traf hier wieder auf das C. I. P. [Internationales Häftlingskomitee], das ich leite. Es gibt einige materielle Schwierigkeiten zu überwinden. Ich kümmere mich darum. Ich will dieses Komitee im nächsten Jahr in Brüssel tagen lassen. Zweck: Aufrechterhaltung der internationalen Solidarität zwischen den ehemaligen politischen Häftlingen von Dachau. Vielleicht kann man die anderen Lager mit einbeziehen, aber Dachau bleibt die Basis.

20. November 1945

Ich bin wegen schlechten Wetters nicht im Flugzeug, sondern im Lastauto zurückgekehrt. Der Wagen verschwand in Brüssel, und ich erhielt für die restliche Strecke einen des C. B. R. (Centre Belge de Rapatriement).

Louise und Fredou sind von meiner Ankunft überrascht. Solche unerwarteten Überfälle sind für sie unheilvoll. Sie zerren an ihren Nerven.

Ich befinde mich in letzter Zeit in einem Zustand starker nervöser Erregung. Die Tage im Lager haben nichts Beruhigendes gehabt. Ich erreichte Dachau am Mittwochabend. Am Donnerstag Prozeßbeginn. Blaha macht eine beachtliche Aussage.

Ich habe Schwierigkeiten, eine Verbindung mit Brüssel herzustellen. Das Wochenende in Garmisch. Den ganzen Sonntag im Schnee, unter der heißesten Sonne, die man sich vorstellen kann. Am Montagabend interessantes Zusammentreffen mit dem Prinzen von Preußen, dem Baron Cerrini, Oskar Müller, Heinrich Stöhr, Helmuth Brüding und Reimund Schnabel.

Heute morgen Kontaktaufnahme mit einem Verleger wegen der deutschen Ausgabe meines Buches. Nachmittags mache ich meine Zeugenaussage. We-

niger ausführlich, als ich es gewünscht hätte. Aber es scheint, als seien sich Verteidigung und Anklage darüber einig, den Prozeß schnell abzuwickeln. Alle Welt regte sich über den von Bergen-Belsen auf, der 9 Wochen dauerte und ... 11 Hinrichtungen brachte.

20. Dezember 1945

Ich werde über diesen letzten Monat noch viele Dinge zu berichten haben. Ich hoffe, dafür Zeit zu finden. Ich bin heute morgen nach einer ermüdenden Reise nach Hause zurückgekehrt. Neue Schwierigkeiten tauchen auf, obwohl mich D. N. schon demobilisiert hat. Man wird sehen ...

Eli A. Bohnen

Als sich das Blatt gewendet hatte

Erinnerung eines amerikanischen Militär-Rabbiners an die Befreiung Dachaus

Ich weiß noch, daß ich nach dem ersten Tag in Dachau an meine Frau schrieb. Und ich weiß noch, daß ich ihr versicherte, ich hätte nun genügend Stoff für die Alpträume eines ganzen Lebens. Es war keine Übertreibung.

Die 3. Infanteriedivision hatte, zusammen mit meiner, der 42. Infanterie-Division, Dachau eingenommen.

Es ist schwierig zu schildern, mit welchen Gefühlen mein Mitarbeiter, Corporal Heimberg, und ich uns im Jeep dem Konzentrationslager näherten. Das ganze Gebiet war sofort nach Feuereinstellung abgesperrt worden, vermutlich um dessen Verseuchung und Infektion durch kranke Lagerinsassen zu verhindern. Ein Wachtposten verwies uns an einen verstörten Colonel, der Passierscheine ins Lager ausgab.

„Chaplain, geben Sie an, warum Sie ins Lager wollen. Das hier eignet sich nicht für die Öffentlichkeit, wissen Sie."

Wenn ich später an meine Antwort zurückdachte, genierte ich mich etwas. Ich platzte mit dem ersten heraus, was mir durch den Kopf ging, nämlich Josephs Worten aus der Bibel: „Ich suche meine Brüder." So melodramatisch hatte ich nicht werden wollen. Aber nach allem, was ich über Dachau gehört hatte, gingen meine Gefühle mit mir durch.

Beim ersten Eindruck des Lagers wünschte ich fast, der Colonel hätte uns nicht hereingelassen. Dort, auf dem Nebengleis, standen die Güterwagen mit ihrer grausigen Fracht. Es sah aus, als seien tausende von jüdischen Leichen zu grotesken Haufen übereinandergestapelt. Jede der Leichen war in etwas gekleidet, was uns bald als Standardtracht des Konzentrationslagers geläufig werden sollte: den schmalgestreiften, pyjamaähnlichen Häftlingsanzug.

Nicht weit davon lagen ein paar tote SS-Wachen, die im Kampf um das Lager gefallen waren. Noch heute habe ich die ausgemergelte Gestalt eines Gefangenen vor Augen, wie er einem dieser Wachtposten, der todesstarr dalag, ins Gesicht urinierte.

Wir hatten zu einer Kampfeinheit gehört. Wir hatten den Tod monatelang fast

---

Dieser Bericht wurde ursprünglich in englisch in dem Buch: Rabbis in Uniform, New York (Jonathan David Publisher) 1962, p. 82–86, publiziert. Wir danken Rabbi Bohnen, Providence R. J., USA, und dem Verlag für die freundliche Erlaubnis der Publikation des Berichts in deutscher Sprache.

täglich aus nächster Nähe gesehen. Dies aber war etwas anderes. Aus einem Grunde, der sich schwer beschreiben läßt, dachte ich im Augenblick weniger an die Opfer dieses unaufhörlichen Massenmordes, der für die Nazis zur Routine geworden war. Ich dachte an die Henker. Ich weiß noch, daß ich mich zu meinem Mitarbeiter wandte und sagte, mir sei, als müsse ich mich bei unserem Hund, der neben uns herlief, dafür entschuldigen, daß wir der menschlichen Rasse angehörten. Und als wir weiter ins Lager hineinkamen und die mit Haut überzogenen Skelette seiner Gefangenen und die Einrichtungen sahen, die es zu einem Vernichtungslager machten, fühlte ich mich dem Hund immer stärker unterlegen, denn als Mensch gehörte ich mit zur Spezies derer, die für Dachau verantwortlich waren.

Mein Glaube an den Menschen wurde ein paar Tage später teilweise wiederhergestellt. Ich hielt eine Andacht für unsere Einheit auf freiem Feld, ein paar Kilometer östlich von Dachau. Während des Gottesdienstes fielen mir drei junge Zivilisten hinter der letzten Reihe Soldaten auf, die in den hebräischen Teil der Liturgie miteinstimmten. Jüdische Zivilisten in Deutschland während des Krieges waren etwas so Ungewöhnliches, daß ich stutzte.

Als ich mich ihnen vorstellte, merkte ich, daß es Teenager oder ungefähr Zwanzigjährige waren. Sie erzählten mir, auch sie seien Gefangene in Dachau gewesen. Bei der Befreiung des Lagers hätten sie sich einem Gefangenentrupp angeschlossen, der durchs Land streifte, Lebensmittel und Kleidung bei den Bauern stahl, wo immer er sie fand. Er stieß auf keinen Widerstand. Die verängstigten Deutschen wagten keinen Widerspruch gegen die ehemaligen Insassen des Lagers, über das so schreckliche Gerüchte umliefen.

Etwa eine Stunde, bevor sie in unseren Feldgottesdienst gerieten, hatten die Jungen mit ihren Gefährten einen nahegelegenen Hof geplündert. Die Bande von Marodeuren bestand, wie sie mir erzählten, aus Polen, Russen, Ungarn, Tschechen und ihnen. Bei der Suche nach Beute schrie plötzlich einer der Männer von der Scheune aus die ganze Rotte herbei. Im Halbdunkel sahen sie einen Mann in der für die Gegend charakteristischen Bauerntracht, der in deutlicher Todesangst in einem Verschlag hockte.

„Es ist Müller! Es ist Müller!" brüllten die Männer wie aus einem Mund. Und sofort begannen die ihm nächststehenden ihn mit Faustschlägen zu traktieren und an den Haaren zu reißen. In Dachau, wo Rohheiten an der Tagesordnung waren, hatte Müller zu den Sadisten unter den SS-Wachmannschaften gehört. Offenbar hatte er es genossen, über diese hilflosen, todgeweihten Gefangenen zu herrschen. Er hatte unzählige Grausamkeiten begangen, aber für eine besondere war er im ganzen Lager bekannt. Einem Gefangenen, der ihm unliebsam auffiel - und es gehörte nicht viel dazu, sein Mißfallen zu erregen - ließ er ein Seil umbinden, dessen anderes Ende an einem riesigen Amboß befestigt war. Eine Peitsche in der Hand, befahl er dem Opfer, den Amboß über den Lagerhof zu zerren. Natürlich war es dem verhungerten und entkräfteten Unglücklichen unmöglich, den Amboß von der Stelle zu rücken. Dann pfiff die Peitsche wieder und wieder durch die Luft und Schreie hallten zwischen den

Baracken. Niemand wußte zu sagen, wieviele von Müllers Opfern unter seiner Peitsche gestorben waren.

Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich die Szene zu vergegenwärtigen, die einer der Jungen beschrieb. Sein lebhaftes Jiddisch machte die schon an und für sich entsetzliche Schilderung noch entsetzlicher. Seine Gefährten nickten zustimmend, als er mir von den Folterungen erzählte, die Müller seinen unglücklichen Schutzbefohlenen angetan hatte.

„Als wir Müller in der Scheune entdeckten, hatten wir alle den gleichen Gedanken, nämlich: Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Jetzt waren wir obenauf und Müller in unserer Gewalt."

Es hätte mich nicht gewundert, einen Ausdruck hämischer Befriedigung in den Gesichtern der Jungen zu sehen, als sie von der Möglichkeit sprachen, Rache zu nehmen an diesem Aufseher, für alles, was er getan hatte. Bald sollte ich erfahren, warum dieser Ausdruck fehlte.

„Wir hatten alle den gleichen Gedanken", wiederholte der Junge. Sein Jiddisch war durchsetzt mit neudeutschen Ausdrücken, die er vermutlich von den Lagerwachen übernommen hatte. Ich weiß noch, wie sonderbar ich es fand, daß die verhaßten Wachen die Sprechweise dieser jungen Juden so beeinflußt hatten.

„An einem Haken in der Scheune fanden wir ein Seil, das banden wir Müller um den Leib. Weil nichts in der Scheune war, was dem Amboß entsprach, zerrten wir Müller ins Freie. Er war halb verrückt vor Angst, bettelte um Gnade, Schaum stand ihm vor dem Mund."

Der Junge verstummte einen Augenblick und der abwesende Ausdruck in seinen Augen sagte mir, daß er sich die grausige Szene wieder ins Gedächtnis rief. Einer der anderen erzählte weiter. „Wir fanden nichts, was schwer genug war, nur einen Steinblock, der vor der Scheune lag. Wir schafften es, das freie Ende des Seils daran zu befestigen. Dann griff sich jeder, was als Prügel dienen konnte: Axtstiele, Viehketten und was sich sonst eignete. Wir drei waren die einzigen Juden in der Gruppe und immer zusammengewesen. Wie die anderen packten wir irgendwas zum Prügeln und wie die anderen konnten wir es nicht abwarten, Müller das heimzuzahlen, was er so vielen von unseren Freunden angetan hatte."

Dies alles wurde vollkommen sachlich vorgebracht und wieder staunte ich, kein Anzeichen von Genugtuung auf den Gesichtern der Jungen zu entdecken, keine Erregung in ihren Stimmen bei der Schilderung, wie sie es diesem Nazi heimzuzahlen gedachten. „Die Müller am nächsten standen, fingen an auf ihn einzuschlagen, und die anderen drängten heran und umringten ihn. Wir hörten sein grausiges Gebrüll. Wir drei warteten, bis wir dran waren, auf ihn einzuschlagen. Plötzlich sahen wir uns an, warfen wortlos unsere Prügel weg und liefen davon. Wir sind immer weiter gerannt, bis wir die Schreie des geschundenen Mannes nicht mehr hören konnten. Und dann sind wir hier in den Feldgottesdienst geraten, haben die vertrauten hebräischen Worte gehört und sind geblieben."

David Max Eichhorn

Sabbath-Gottesdienst im Lager Dachau

Bericht des US-Militärrabbiners über die erste Maiwoche 1945

Am 20. April eroberte das XV. Armeecorps Nürnberg und am 30. April das etwa 180 km weiter südöstlich gelegene München. Damit hatte unser Corps die Ehre, die beiden Schwerpunkte des Nazismus einzunehmen.
Zwischen Nürnberg und München, in der Stadt Treuchtlingen, wurde mir eine große Sefer Thora ausgehändigt. Einer der dortigen Beamten hatte sie im Rathaus versteckt in jener Novembernacht 1938, als die Treuchtlinger Synagoge niedergebrannt und alle jüdischen Bürger Treuchtlingens umgebracht oder in die Wälder getrieben wurden.
Das Konzentrationslager Dachau, 18 km nordwestlich von München gelegen, war am 29. April erobert worden. Ich traf am Nachmittag des 30. April dort ein. Die Greuel dieses Lagers sind von so vielen in allen Einzelheiten geschildert worden, daß ich mich auf meine Reaktionen und die meiner Kameraden beschränken möchte. Auf dem Bahnhof Dachau sahen wir die 39 Güterwagen stehen, beladen mit Leichen von Juden, 39 Güterwagen voll kleiner, verschrumpelter Mumien, die buchstäblich verhungert waren. Wir sahen die Gaskammern und die Krematorien, noch gefüllt mit verkohlten Knochen und Asche. Und wir weinten nicht nur Tränen der Betroffenheit, wir weinten Tränen des Hasses. Kampfgewohnte Soldaten, Juden und Nichtjuden, Schwarze und Weiße weinten diese Tränen des Hasses. Dann traten wir beiseite und sahen zu, wie die Lagerinsassen ihre früheren Bewacher aufstöberten und zusammentrieben, von denen sich viele an den verschiedensten Stellen des Lagers zu verstecken suchten. Wir standen daneben, als diese Wachen totgeschlagen wurden, so fürchterlich zerschlagen, daß ihre Körper aufplatzten und die Eingeweide herausquollen. Wir sahen mit weniger Teilnahme zu, als wenn ein Hund verprügelt worden wäre. Wir waren wahrhaftig vollkommen ungerührt. Wut und Haß hatten unsere Gemüter abgestumpft. Diese Bestien bekamen, so meinten wir, genau das, was sie verdient hatten. So tief sinkt die menschliche Natur angesichts menschlicher Entartung.

Zuerst erschienen in: Rabbis in Uniform. The Story of the American Jewish Military Chaptain. Edited by Chaptain Louis Barish, New York 1962, S. 63–70. Die erstmalige Veröffentlichung in deutscher Sprache geschieht mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags Jonathan David Publisher.

Bald nach meiner Ankunft in Dachau begegnete ich Meyer Levin, dem Schriftsteller und Journalisten. Am nächsten Morgen fuhren wir gemeinsam nach Allach, einem Nebenlager von Dachau, das etwa 7 km entfernt lag. Das Lager Allach war nach Juden und Nichtjuden unterteilt, auf etwa 6000 Nichtjuden kamen 3300 Juden.[1] Die Bedingungen innerhalb der einzelnen Abteilungen werden durch einen simplen statistischen Vergleich deutlich. Am ersten Tag, an dem ich dort war, starben 40 Juden und 5 Nichtjuden. Mit anderen Worten, die Todesrate bei Juden lag etwa fünfzehn Mal so hoch wie für Nichtjuden. Als Todesursache registrierte man Unterernährung und allgemeine Entkräftung.

Sowohl in Allach wie in Dachau war der Tod etwas Alltägliches. Die nackten Leichen, die zum Abtransport vor den Baracken lagen, waren ein vertrauter Anblick. Sie rochen nicht. Es war kein Fleisch mehr an ihnen, das hätte faulen können, nur mehr Haut und Knochen. Während ich im „Lazarett" von Allach auf einer Bettecke saß und mich mit Professor Schwartz unterhielt, der sechs Jahre lang der einzige unkonvertierte jüdische Professor der Universität Warschau gewesen war, starb der Mann, auf dessen Bett ich saß. Ein Arzt kam vorbei, sah, daß er tot war, und zog ihm die Decke über den Kopf. Professor Schwartz und ich unterhielten uns ruhig weiter. Einfach nur so. Ich stand nicht einmal von dem Bett auf. „Armer Kerl", sagte Professor Schwartz, „jetzt tut ihm nichts mehr weh." Es war ein durchaus passender Nachruf.

Den Juden von Allach schenkte ich die Thora aus Treuchtlingen. Die Schenkungsfeier und den damit verbundenen Gottesdienst werde ich nie vergessen. Es waren eine ganze Menge Rabbiner und Kantoren in Allach, darunter ein tschechoslowakischer Rabbiner, Dr. Klein, der ungefähr zwölf Sprachen beherrschte. Während des Gottesdienstes dankte mir Dr. Klein fließend in englisch, deutsch und ungarisch für die Thora.

Ein weiterer bewegender Augenblick kam, als ein Kantor aus Warschau mit sehr schöner Stimme das ‚El Male Rachamim'[2] sang. Nach der Feier drängten buchstäblich hunderte von Menschen an mich heran, küßten mir die Hand und baten um ein ‚Autogramm'. Es war recht peinlich. Ich fand, daß ich derjenige war, der sich vor ihnen demütigen müßte wegen allem, was sie erlitten und überlebt hatten. Immer wieder mußte ich mir vor Augen halten, daß sie nicht mich ehrten, sondern die wundervolle amerikanische Armee, die sie vor dem sicheren Tod und vor körperlichen und seelischen Foltern bewahrt hatte, die vielleicht noch schlimmer gewesen wären. Durch eine Kugel sterben, sagten viele, ist so leicht und schnell. Aber langsam zugrundgehen, seelisch und körperlich, durch Folterungen, Demütigungen und Hunger, ist schlimmer.

---

[1] Tatsächlich handelte es sich beim Komplex Allach um mehrere Außenkommandos des KL Dachau, die zum Teil Zaun an Zaun nebeneinander lagen: Die Juden waren im OT-Lager Karlsfeld. Daneben lag das Lager München-Allach.

[2] „Gott voll Gnade"; Gebet zum Totengedächtnis.

Die Verwaltung des Allacher Lagers oblag einem nichtjüdischen amerikanischen Offizier, Leutnant Schreiber, und einer kleinen Gruppe amerikanischer Soldaten, die Himmel und Erde in Bewegung setzten, um so rasch als möglich Nahrungs- und Arzneimittel für die Verhungernden und Kranken herbeizuschaffen. Eine wertvolle Hilfe war ihnen eine besondere, gut durchorganisierte, disziplinierte Gruppe von Lagerinsassen, die ein Komitee bildeten. Leutnant Schreiber, Anfang zwanzig, ein abgehärteter Frontoffizier, stellte sich der Situation mit dem Hirn eines hervorragenden Organisators und dem Herzen eines Heiligen.

Er machte die Tragödie dieser unglücklichen Menschen zu seiner eigenen Sache. Mit einem solchen Mann zusammenzuarbeiten, hat auch inmitten von Elend und Sterben etwas Erhebendes.

In den ersten Zeilen habe ich unsere Wut, unseren Haß geschildert. Wer solche Gedanken hegt, muß völlig sicher sein, daß sie sich auf die wirklich Schuldigen richten und nicht auf jemanden, den er für schuldig hält. So oft ich jemanden Gedankenloses sagen höre, der einzig gute Deutsche sei ein toter Deutscher, denke ich an die hunderte von Deutschen und Österreichern, mit denen ich in den Konzentrationslagern zusammentraf: Geistliche und Minister, Anwälte und Ärzte, Sozialisten und Pazifisten, Arbeiter und Bauern, lebende Skelette, in deren Augen das unzerstörbare prophetische Feuer und eine grenzenlose Liebe zum Mitmenschen loderte. Ich denke an die vielen Deutschen, die ich kenne, die unter eigener Lebensgefahr Juden das Leben gerettet haben. Ich denke besonders an den SS-Mann Gerhardt Schmidt. Schmidt war der Typ, dessen die Nazis sich am liebsten rühmten, der perfekte, typische Arier, groß, blond und gut aussehend. Er war Pilot bei der Luftwaffe. Er wurde abgeschossen und verwundet und dann in die SS gepreßt. Er war ein deutscher Patriot, der sein Vaterland liebte, aber Hitler und die Nazis und alles, wofür sie eintraten, aus tiefster Seele haßte. Im Frühjahr 1944 wurde er als Blockführer nach Allach geschickt, in die jüdische Sektion.

Er beschützte seine jüdische Herde auf jede Weise, die in seiner Macht stand. Jeden Abend hörte er heimlich die Sendungen des BBC und gab den Hoffnungen der Allacher Juden neue Nahrung, indem er ihnen vom Vormarsch der Alliierten berichtete. Als er erfuhr, daß gewisse Juden zur Vernichtung bestimmt waren, versteckte er sie, bis die Gefahr vorüber war. Es heißt sogar, daß er, wenn einer der jüdischen Häftlinge an Typhus erkrankte - was einer Fahrkarte in die Gaskammern gleichkam - ihn in einer Fuhre Stroh hinausschmuggelte, bei sich zuhause von seiner Frau gesundpflegen ließ und wieder ins Lager zurückschmuggelte. Drei Tage vor dem Eintreffen der amerikanischen Befreier soll er zwei MGs und zwei Gurt Munition in seinem Streuwagen ins Lager gebracht und im Jüdischen Sektor vergraben haben. Er ließ seine jüdischen Mitbrüder (dank ihm kann ich dieses Wort in seiner vollen Bedeutung gebrauchen) wissen, er werde mit ihnen bis zum bitteren Ende gegen die übrige SS kämpfen, falls diese den Versuch mache, die Juden vor ihrem Rückzug niederzumetzeln. Zum Glück machte sich die SS so rasch davon, daß es gar nicht da-

zu kam. SS-Mann Schmidt lief nicht weg. Er zog seine Uniform aus, zog Zivilkleidung an und ging nach Hause. Drei Tage später beschloß er, zu den Juden des Allacher Lagers zurückzukehren. Er ging mit seiner Frau bis zum Tor, wo sie von einem amerikanischen Wachsoldaten angehalten und verhört wurden. Als Schmidt bereitwillig zugab, deutscher Soldat gewesen zu sein, nahm man ihn naheliegenderweise fest und wollte ihn umgehend ins nächste Kriegsgefangenenlager bringen. Seine Frau ging ins Büro der Lagerverwaltung und bat Leutnant Schreiber flehentlich, ihren Mann freizulassen. Einige der jüdischen Blockältesten wurden gerufen und bestätigten die Wahrheit dessen, was ich hier niedergeschrieben habe. Sie sagten weiter aus, daß die Juden von Allach dankbar und glücklich wären, ihren deutschen Kameraden in „Schutzhaft" zu nehmen, damit er weiter mit ihnen arbeiten könne. Leutnant Schreiber holte sich die Erlaubnis des Armeehauptquartiers, und Schmidt durfte als Arbeiter im Lager verbleiben. Er wurde von der Militärbehörde entlassen und der Obhut des Jüdischen Lagerkomitees unterstellt. Ich begleitete Herrn und Frau Schmidt aus dem Büro bis ins Jüdische Lager. Es wurde die Heimkehr eines Helden. Die Juden umringten ihren geliebten „Führer", umarmten ihn, küßten ihm Gesicht, Hände und Füße. Der große Mann brach in Tränen aus. Danach seine Frau. Und schließlich ich.

Als ich Allach verließ, wohnten Herr und Frau Schmidt im Hauptbüro des Jüdischen Komitees und Herr Schmidt war eine Schlüsselfigur in den vielen verschiedenen Hilfsprogrammen, die von dort ausgingen. Einige Wochen später erfuhr ich, daß die Schmidts das Lager in aller Stille verlassen hatten, niemand wußte, wo sie hingekommen waren. Anscheinend hatten sie davon gehört, daß einige „schlechte" Deutsche in der nahegelegenen Gemeinde Dachau sich geschworen hatten, die „Verräter" bei der ersten sich bietenden Gelegenheit umzubringen. Es gab und gibt immer noch viele üble Deutsche, genauso viele wie gute. Aber das kann man von jeder Menschenart auf dieser Erde sagen.

Nach zwei Tagen Allach kehrte ich am 3. Mai nach Dachau zurück und tat dort vorübergehend Dienst beim Lagerstab. Ich blieb vier Tage. Ich schlief in einem Militärlazarettzelt, das man unmittelbar vor dem Lagereingang errichtet hatte, verbrachte aber praktisch die ganze Zeit innerhalb der Umzäunung. Da Typhus umging, bekam ich eine Antityphusspritze. Jedes Mal, wenn ich das Lager verlassen mußte, wurde ich mit Entlausungsmittel eingesprüht. Gegen Abend war ich so damit bedeckt, daß meine Kleider und mein Körper lilienweiß aussahen.

Ich hatte das Zeug durchaus nötig. Ob es sich um den Sohn des Gerer Rebbe, den Melamed aus Palästina,[3] den Kaufmann aus Prag oder den gewöhnlichen Juden aus Lodz handelte: alle Lagerinsassen waren ausgemergelt, völlig verdreckt und verlaust. Nur die jüdischen Ärzte waren sauber. Auf irgendeine

[3] Gerer Rebbe: In Ger (Polen) residierte vor dem Zweiten Weltkrieg einer der berühmtesten Rabbiner, bei dem sich die Juden Rat holten. Melamed: Elementarlehrer für Hebräisch.

Weise, die an ein Wunder grenzte, hatten die Mediziner die für ihren Beruf unerläßliche Sauberkeit aufrechterhalten können.

Eine weitere Ausnahme vom Zustand der Krankheit und des Schmutzes waren die Baracken der ungarischen, griechischen und italienischen Jüdinnen, 160 an der Zahl, die erst eine Woche vorher nach Dachau eingeliefert worden waren. Einige der Mädchen hatten in Fabriken und beim Bauern gearbeitet, einige kamen aus deutschen Heeresbordellen. Sie waren von den Deutschen ohne jede Achtung behandelt worden und die meisten hatten jedes angeborene weibliche Schamgefühl verloren. Wenn mich meine Pflichten von Zeit zu Zeit in ihre Baracken führten, zogen sie sich weiter an oder aus, als sei ich gar nicht da. Ich benutzte einen Raum in diesen Baracken als eine Art Büro, nicht wegen der eben geschilderten Situation, sondern weil es der einzige halbwegs freundliche Ort in ganz Dachau war. Die Mädchen waren nicht lange genug in Dachau gewesen, um sich Typhus oder Läuse zu holen, und manchmal lächelten einige von ihnen. Leider stellte sich heraus, als man sie in den folgenden Wochen gründlicher ärztlich untersuchte, daß viele von ihnen, die äußerlich gesund aussahen, tuberkulös waren. Ich tat in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand, was ich nur konnte, um die annähernd 2600 jüdischen Männer und 225 jüdischen Frauen, die unter den 34000 Häftlingen[4] Dachaus zurückgeblieben waren, aufzuheitern und zu trösten. Ich trat in jede Baracke, in der sich Juden befanden, sprach mit den bettlägrigen, elenden Unglücklichen und suchte ihre Stimmung zu heben. Ich bemühte mich auch, als Verbindungsperson zwischen den Juden, dem Internationalen Häftlingskomitee und den amerikanischen Militärstellen zu fungieren. Sowohl in Allach wie auch in Dachau überwachte ich die Erstellung einer Liste von Namen und Adressen aller Juden. Die überwiegende Mehrheit der Juden beider Lager waren Ungarn oder Polen. Ich traf auf nur einen deutschen Juden und einige wenige Franzosen und Belgier.

Bald nachdem ich zum Lagerstab von Dachau überstellt worden war, hatte ich ein sehr unerfreuliches Erlebnis. Die Insassen verließen nach ihrer Befreiung das Lager, strömten in die Stadt Dachau, nahmen den verängstigten Deutschen alles Eßbare weg, was sie finden konnten, und fingen an, sich hemmungslos vollzustopfen. Ihre ausgemergelten Körper waren dieser Belastung nicht gewachsen. Viele von ihnen fraßen sich buchstäblich zu Tode. Deshalb beschlossen die amerikanischen Militärärzte, die Insassen zu ihrem eigenen Besten gewaltsam innerhalb des Lagers festzuhalten, damit sie ärztlich betreut und in entsprechender Dosierung mit Diät ernährt werden konnten.

Man kann sich unschwer vorstellen, was das für einen Eindruck auf die ehemaligen Häftlinge machte. Viele unter ihnen waren einfach psychisch nicht in der Lage, die Notwendigkeit einer solchen Maßnahme einzusehen. Sie glaubten, ihre Befreier seien plötzlich zu Unterdrückern geworden. Da man die wi-

---

[4] Nach dem letzten Zählappell befanden sich am 29. April 1945 32335 Häftlinge im KL Dachau.

derwärtigen äußeren Umstände der Lagerhaft unmöglich so rasch ändern konnte, daß die Häftlinge zufriedengestellt wurden, entstand im Lager eine äußerst gespannte Stimmung.
Die Ärzte befahlen mir nun, dafür zu sorgen, daß kein Häftling den Teil des Lagers verließ, in dem die meisten Juden untergebracht waren. Rings um den Stacheldraht wurden bewaffnete Wachtposten aufgestellt, um die Einhaltung dieser Anordnung zu erzwingen. Per Rad, Schubkarren, Eselwagen oder mit sonstigen Fahrzeugen, die sie sich hatten verschaffen können, brachten einige Häftlinge noch immer Lebensmittel ins Lager. Als sie die Tore verschlossen fanden, rannten sie an den Stacheldrahtzaun, warfen die Lebensmittel über den Zaun den Wartenden auf der anderen Seite zu und rannten wieder zurück.
Die Ärzte wiesen mich an, dies zu unterbinden. Ich instruierte die Wachtposten, die Essensbringer durch Schüsse hoch über ihre Köpfe einzuschüchtern. Das klappte auch so lange, bis die Essensbringer merkten, daß die Soldaten nicht direkt auf sie zielten. Dann nahmen sie ihre gut gemeinte, aber unheilvolle Taktik wieder auf. Wider Willen sah ich mich gezwungen, die Wachtposten anzuweisen, einen der Missetäter an nicht lebensgefährlicher Stelle seiner Anatomie zu treffen, um die Gesundheit der Lagerinsassen zu schützen. Dies geschah auch. Der Nächste, der versuchte, Essen über den Zaun zu werfen, bekam einen wohlgezielten Schuß ins Bein und mußte in die Krankenbaracke. Er genas später von seiner Wunde. Die drastische Maßnahme beendete weitere Versuche, Lebensmittel über den Zaun hereinzuschaffen.
(Ein ebenso peinliches Erlebnis hatte ich ungefähr einen Monat später im Konzentrationslager Ebensee[5] in Österreich. Das Jüdische Hilfskomitee hatte 12 Tonnen Lebensmittel in der Schweiz eingekauft und ließ diese via Internationales Rotes Kreuz an das Hauptquartier des XV. Armeecorps in Salzburg liefern. Hier lud man sie auf Militärlastwagen um, die sie unter meiner Aufsicht ins Lager Ebensee bringen sollten. Die Sendung bestand aus Rindfleisch, Mehl, Kakao und dergleichen, Dinge, die normalerweise nicht roh genossen werden.
Als die Häftlinge die Lastwagen durch das Tor hereinfahren sahen, stürzten sie sich in ihrem Heißhunger auf den Convoy. Ich saß im ersten der zwölf Laster auf dem Beifahrersitz. Auch auf jedem anderen Laster befand sich außer dem Fahrer noch ein Wachtposten.
Ich war überzeugt, daß der näherkommende Mob uns bei seinem Ansturm auf die Lebensmittelwagen tottrampeln würde, und befahl sämtlichen Fahrern und Posten, abzusteigen und mit aufgepflanztem Bajonett eine Reihe zu bilden. Dadurch hoffte ich die rasende Attacke der Näherrückenden aufzuhalten.
Zum Glück für alle Beteiligten führte es zum gewünschten Ergebnis. Die Menschenmenge näherte sich uns bis auf circa 25 bis 30 Meter, wurde dann unsi-

[5] In Ebensee (Oberösterreich) bestand ab November 1943 ein großes Nebenlager des Konzentrationslagers Mauthausen.

cher, blieb stehen und zog sich langsam zurück. Wir konnten die Lebensmittel ohne weiteren Zwischenfall in der Küche von Ebensee abliefern.

Etwa sieben, acht Jahre später besuchte mich ein gutaussehender junger amerikanischer G.I. in meinem Büro beim „National Jewish Welfare Board" in New York.

„Kennen Sie mich noch?" fragte er. „Nein", antwortete ich. „Das sollten Sie aber", sagte er. „Ich habe nämlich mal versucht, Sie umzubringen."

„Ja, daran müßte ich mich eigentlich erinnern", sagte ich, „tu es aber nicht."

Er lachte. „Natürlich nicht", sagte er. „Ich war einer der halbverhungerten Wahnsinnigen, die versuchten, Sie in Ebensee über den Haufen zu rennen."

Seine Augen leuchteten auf. „Während die Laster abgeladen wurden", erzählte er weiter, „habe ich mir ein Stück rohes Fleisch geklaut und auf meinem Zimmer ganz allein aufgegessen. Es war das beste Fleisch, das ich in meinem ganzen Leben bekommen habe.")

Am Freitag, dem 4. Mai, hielt ich eine Nachmittagsandacht in den Frauenbaracken. Natürlich war das ein sehr bewegendes Erlebnis, wie alle Gottesdienste, die ich in den folgenden Monaten in manchem DP-Lager[6] in Deutschland und Österreich abhalten sollte. Als die Andacht vorüber war, kam ein Oberstleutnant mit tränenüberströmtem Gesicht zu mir und stellte sich vor.

„Mein Name ist George Stevens. Mir untersteht die Nachrichtentruppe, die die offiziellen Fotos von Dachau fürs Militär macht. Wann halten Sie wieder Gottesdienst? Ich würde ihn gern für die historische Überlieferung filmen."

Ich sagte ihm, daß am nächsten Tag, also Sonnabend morgen, eine Sabbathfeier für das ganze Lager geplant sei und er selbstverständlich filmen dürfe, wenn er wolle.

Der Gottesdienst sollte um 10 Uhr stattfinden und zwar auf dem Hauptappellplatz des Dachauer Lagers. Das Internationale Komitee hatte versprochen, das Podium auf dem Platz mit den Fahnen aller in Dachau vertretenen Nationen zu schmücken (ich glaube, es waren 28). Darüber hinaus wollte jede Nation eine Abordnung zum Gottesdienst entsenden, als Zeichen ihrer brüderlichen Sympathie für das jüdische Volk.

Ich kam schon um 9 Uhr auf den Platz, um dafür zu sorgen, daß alles für den Gottesdienst bereit war. Zu meinem Erstaunen war nichts vorbereitet. Ich schickte nach Charles Baum, einem jungen Belgier, dem jüdischen Vertreter des Internationalen Komitees und bat um eine Erklärung. Sehr verlegen teilte er mir mit, der Gottesdienst würde nicht auf dem Hauptplatz stattfinden. Die nichtjüdischen Polen unter den Häftlingen hatten gedroht, die Sabbathfeier gewaltsam zu sprengen, wenn sie auf dem Hauptplatz abgehalten würde.

Es war dies nicht die einzige Gelegenheit, bei der die Polen sich feindlich gegenüber ihren jüdischen Leidensgenossen zeigten. Ich erfuhr, daß auch bei der Verteilung von Lebensmittelpäckchen an die Polen in Dachau durch das Pol-

---

[6] Die „Displaced Persons" (DPs), nach Deutschland verschleppte Zwangsarbeiter vieler Nationalitäten, warteten nach dem Krieg in DP-Lagern auf ihre Repatriierung.

nische Rote Kreuz jeder christliche Pole, aber nur jeder zweite polnische Jude eines erhielt. Um keinen Aufruhr auszulösen, hatten die Juden beschlossen, den Gottesdienst auf dem Hauptplatz abzusagen und ihn statt dessen in der Lagerwäscherei abzuhalten, die nur etwa 80 Personen Platz bot, also nur einem Bruchteil der Juden, die teilzunehmen wünschten.

Mir gefiel dieser Beschluß zwar nicht, aber ich erhob keinen energischen Einspruch, weil ich fand, daß die jüdischen Häftlinge eine solche Situation besser beurteilen konnten als ich und man sie tun lassen müsse, was sie für richtig hielten.

Also errichtete ich in der Wäscherei einen Altar und machte mich bereit, den Gottesdienst in kleinerem Rahmen abzuhalten. Während des Gottesdienstes, in einem überfüllten Raum, zu dem sich draußen noch hunderte vor den geöffneten Türen und Fenstern drängten, erschien Colonel Stevens, bahnte sich einen Weg bis zu mir und wollte wissen, warum die Andacht nicht auf dem Appellplatz abgehalten werde. Seine Kameras und sein Aufnahmeteam seien bereit und er wollte, daß alles wie geplant abliefe. Ich unterbrach das Gebet eben lange genug, um ihm zu sagen, ich würde ihm nach der Feier über das Vorgefallene berichten. So wartete er draußen bis zum Schluß. Als er dann die „Inside story" erfuhr, bekam er einen Wutanfall.

„Ich habe nicht einen prima Job im Filmgeschäft in Hollywood aufgegeben", brüllte er, „und monatelang dafür gekämpft, die Welt von der faschistischen Pest zu befreien, um jetzt untätig dabeizustehen, wenn ausgerechnet die Opfer des Faschismus die gleichen Sauereien weitermachen! Ich lasse es nicht zu."

Er ließ es tatsächlich nicht zu, führte mich zum Lagerkommandanten, einem echten Gentleman irischer Herkunft, früherem Polizeichef von Boston. Vor ihm wiederholte George Stevens mit erhobener Stimme, mehrfach mit der Faust auf den Tisch hauend, seine antifaschistischen Ansichten, die der Lagerkommandant voll und ganz teilte. Man beschloß, daß die Andacht am nächsten Morgen, Sonntag dem 6. Mai, um 10 Uhr vormittags unter militärischem Schutz einer amerikanischen „Ehrengarde" stattfinden sollte. Als zusätzliches „photogenes Element" verlangte Colonel Stevens, ich solle einigen der Mädchen aus der Frauenbaracke beibringen, beim Gottesdienst „God bless America" zu singen. Ich tat ihm den Gefallen und lehrte an jenem Sonnabendabend zwei Stunden lang einen Chor von fünfzehn jungen ungarischen Jüdinnen die Melodie von Irving Berlin zu singen, und sie lernten es recht gut, obwohl sie kein einziges Wort englisch konnten.

So kam es dank des Anstandsgefühls eines amerikanischen Filmregisseurs doch noch zu einem Gottesdienst für alle ehemaligen jüdischen Häftlinge auf dem Hauptplatz. Alle, ob männlich oder weiblich, deren Gesundheitszustand es zuließ, nahmen daran teil. Wie ausgemacht, war jede Nationalität durch eine Fahne und eine Abordnung vertreten. Schätzungsweise 2000 Juden und Nichtjuden nahmen teil. Rings um die Kanzel, die Gesichter nach außen gekehrt, stand mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett die amerikanische „Ehrengarde", bereit, mit einer Situation fertigzuwerden, zu der es aber

nicht kam. Kein wie immer gearteter Zwischenfall störte die heilige Handlung. (Meyer Levin, der ebenfalls teilnahm, schilderte den Gottesdienst in einem Artikel in der amerikanischen Presse. Sehr wahrscheinlich basiert die Szene, mit der Irwin Shaw seinen Roman „Die jungen Löwen" schließen läßt, auf Levins Bericht über das Ereignis in Dachau.)

Das Programm sah so aus: erst sprach Herr Kuci - früherer albanischer Propagandaminister und Präsident des Internationalen Häftlingskomitees[7] - einleitende Worte darüber, daß alle Häftlinge Dachaus sich bewußt seien, welch besondere Last des Leidens den Juden sowohl in Dachau wie auch anderswo unter dem Nazijoch auferlegt gewesen sei und daß alle freien Menschen sich freuten, daß die Juden Dachaus endlich ihr religiöses Leben ohne Einschränkung wieder aufnehmen könnten. Dann wurde die Bundeslade geöffnet, ich rezitierte *Schehechianu* und *benschte Gomel*[8] und hielt eine kurze Thora-Andacht. Nachdem mich Mr. Charles Baum offiziell vorgestellt hatte, hielt ich eine Ansprache. Als ich geendet hatte, überreichte mir eines der hübschesten Mädchen von Dachau im Namen der Dachauer Judenschaft einen Blumenstrauß.

Dann betrat ein *„Chalutz"*[9] aus Palästina das Podium. Er trug eine zionistische Fahne und hielt mir und den Versammelten eine improvisierte kurze Rede in schönstem sephardischem Hebräisch. Kleine amerikanische und zionistische Fähnchen, hergestellt aus den wenigen kostbaren Stoffresten der Frauenbaracke, wurden mir als unschätzbares Andenken an diese beispiellose Veranstaltung überreicht. Anschließend wurde meine Rede, die ich auf englisch gehalten hatte, von einem Häftling ins Deutsche übersetzt. Er mußte meine Worte sehr gut zur Geltung gebracht haben, denn es wurde heftig applaudiert. Dann sang mein Mädchenchor sehr schön und mit Begeisterung das „God bless America". Dr. Baum dankte auf französisch und deutsch allen nichtjüdischen Abordnungen dafür, daß sie zu diesem Gottesdienst gekommen seien, und sprach auch von den Hoffnungen und Plänen der Juden des Dachauer Lagers. Dieser letzte Teil seiner Ansprache war besonders ergreifend und ein Anlaß für jeden, sich einmal richtig auszuweinen. Mit dem gemeinsam gesungenen *„Hatikwa"*[10] beendete ich das Programm mit einem Segen.

Der ganze Gottesdienst - er dauerte etwa 45 Minuten - wurde von Colonel Stevens und seinem Team in Bild und Ton festgehalten. Noch während er stattfand, fuhr ein Wagen voll nackter Leichen auf dem Weg zum Krematorium an den Versammelten vorüber. Colonel Stevens ließ die Kameras schwenken und auch diese gespenstische, wenn auch nur zeitweilige Vergrößerung der Zuhörerschaft filmen.

(Ein paar Jahre danach wurde ich ins Army Pictorial Center in Astoria, L.I. zu

---

[7] Dr. Ali Kuci stand nicht an der Spitze des Internationalen Häftlingskomitees, er war dort für Kultur und Presse zuständig.

[8] „Nach überstandenem Unglück".

[9] Zionistischer Pionier.

[10] „Die Hoffnung", zionistische Hymne, die dann Nationalhymne Israels wurde.

einer Vorführung des Films über den Dachauer Gottesdienst eingeladen. Das „gestellte" Absingen von ‚God bless America' war im Film festgehalten. Die Szene mit dem Leichenwagen war herausgeschnitten. „Wir mußten sie herausnehmen", erklärten mir die Filmleute. „Den Zuschauern wäre der Verdacht gekommen, die Szene sei getürkt.")

Noch eine volle Stunde nach der Feier umdrängte man mich, küßte mich, photographierte mich und ich mußte so viele „Autogramme" geben, daß ich mir schwor, jedwede Chance, ein Filmstar zu werden, sofort und für immer aufzugeben. Es war eine anstrengende und, wie schon erwähnt, auch sehr peinliche Begebenheit. Am nächsten Morgen nahm ich an zwei polnischen katholischen Messen teil, die ebenfalls auf dem Hauptplatz zum Gedenken an die polnischen Toten Dachaus abgehalten wurden. Ich tat es aus zwei Gründen: um damit der kleinen Gruppe christlicher Polen zu danken, die zum jüdischen Gottesdienst gekommen war, und um ihren weniger brüderlich gesinnten Glaubensgenossen zu demonstrieren, daß wir größeren Respekt vor ihrem Bekenntnis haben als sie vor unserem.

Am Montag, dem 7. Mai, kehrte ich nachmittags ins Hauptquartier des XV. Corps zurück, das in meiner Abwesenheit mit der Front etwa 75 km ostwärts von München weitergerückt war, nach Salzburg. Hier ging, am 8. Mai, der Krieg in Europa offiziell zu Ende, obwohl einige unentwegte Nazis bis 11. Mai weiter gegen unsere Einheiten kämpften. Von diesem Datum an wurde das XV. Corps verantwortlich für die österreichische Besatzungszone, eine Mission, die es bis 1. September erfüllte. Während dieser Zeit reiste ich ständig zwischen Innsbruck im Westen und Linz im Osten hin und her, hielt Gottesdienste für die weitverstreuten Truppenteile und versuchte, den DPs in vielen Lagern ganz Österreichs beizustehen.

Der Text der Rede, die ich am 6. Mai in Dachau gehalten habe, lautet folgendermaßen:

Meine jüdischen Brüder von Dachau,

im gestrigen Abschnitt unserer heiligen Thora finden wir folgende Worte: „UKRATEM ḌROR BAAREZ LACHEM ULEKOI JOSCHWEHA; JOWEL JIHJE LACHEM WE SCHAFTEM ISCH EL ACHUZATO WEISCH EL MISCHPACHTO TASCHUWU" was soviel bedeutet wie: „Verkündet die Freiheit der ganzen Welt und all ihren Bewohnern, es sei dies euch ein Feiertag, ein Tag, an dem jedermann zu den Seinen und zu dem ihm gebührenden Platz in der Gesellschaft heimkehrt."

In den Vereinigten Staaten von Amerika, in der Stadt Philadelphia, an eben der Stelle, wo vor 169 Jahren eine Gruppe tapferer Amerikaner zusammenkam und beschloß, für die amerikanische Unabhängigkeit zu kämpfen, stehen auf einer Tafel die gleichen Worte, nämlich: „Verkündet die Freiheit der ganzen Welt und all ihren Bewohnern." Die Amerikaner, ein freiheitsliebendes, unabhängiges Volk von Anbeginn, haben begriffen, daß ihnen innerer Friede und Glück nur beschieden sind, wenn alle Völker der Welt frei sind. Daher haben wir Amerikaner im Verlauf unserer gesamten Geschichte - wann und wo im-

mer Diktatoren sich anschickten, Demokratie, Gerechtigkeit und Wahrheit zu zerstören - nicht geruht, eh diese Despoten nicht gestürzt waren.
Ich komme heute in zweifacher Eigenschaft zu Euch: als Soldat der amerikanischen Armee und als Vertreter der Jüdischen Gemeinden Amerikas. Als amerikanischer Soldat sage ich euch, daß wir stolz sind, sehr stolz, als Waffenbrüder bei euch zu sein, und euch ehrfürchtig begrüßen als die Tapfersten der Tapferen. Wir kennen eure Tragödie. Wir kennen eure Leiden. Wir wissen, daß sich der giftige Haß machtgieriger Wahnsinniger auf euch konzentriert hat, daß eure Vernichtung verfügt und systematisch und skrupellos geplant war. Wir wissen auch, daß ihr es nicht hingenommen habt, euch zerstören zu lassen, daß ihr zurückgeschlagen habt mit allen euch zur Verfügung stehenden Waffen, daß ihr gekämpft habt, mit Körper, Geist und Seele. Euer Glaube und unser Glaube an Gott und die Menschlichkeit ist bestätigt: unsere Feinde liegen am Boden. Die Lebensform, die wir gemeinsam verteidigt haben, lebt und wird weiter leben, bis alle Menschen überall Frieden, Glück und Freiheit genießen.
Aber ich spreche zu euch auch als Jude, als Rabbi in Israel, als Lehrer jener Religionsphilosophie, die uns teurer ist als das Leben. Welche Botschaft zu eurem Trost und eurer Stärkung kann ich euch von euren jüdischen Brüdern bringen? Was kann ich sagen, das an Tiefe und Intensität dem gleichkommt, was ihr erduldet und überstanden habt? Bloße Worte sind in dieser Stunde, in der sich Trauer und Freude mischen, ganz und gar nichtig, ich bekenne es demütig. Worte machen die Toten nicht wieder lebendig, machen das zehn Jahre lang geschehene Unrecht nicht wieder gut. Mit Recht werdet ihr sagen, dies sei nicht der Augenblick für Worte, sondern für Taten, für Taten ausgleichender Gerechtigkeit, für Taten der Liebe ...
Der Gerechtigkeit wird Genüge geschehen. Unsere Augen haben gesehen, unsere Ohren haben gehört. So lange es Juden auf der Welt gibt, wird „Dachau" ein Wort für Grauen und Schande bleiben. Diejenigen, die hier für ihren verbrecherischen Herrn am Werk waren, müssen zu Tode gehetzt und vernichtet werden, genauso systematisch und erbarmungslos, wie sie eure Vernichtung betrieben.
Doch es werden auch Taten der Liebe geschehen. Es ist die selbstverständliche Pflicht aller wahrhaft religiösen Menschen, euch ab sofort zu helfen, eure Gesundheit, euer Wohlbefinden und ein gewisses Maß an Zufriedenheit wiederzuerlangen. Das muß geschehen, das kann geschehen und das wird geschehen. Ihr seid nicht vergessen, meine Brüder, und werdet auch nie vergessen sein. In jedem Land der Welt, in dem die Lampen des Glaubens, des Anstandes und der Menschenfreundlichkeit noch brennen, werden Juden wie Nichtjuden alles an Zeit, Kraft und Geld aufwenden, was nötig ist, um das Gelöbnis zu erfüllen, das in unserer heiligen Thora enthalten ist und auf der Gedenktafel in Philadelphia steht, der Stadt der Bruderliebe.
Wir wissen, daß Proklamationen und Feiern etwas Abstraktes sind, dem konkretere, hilfreichere Leistungen folgen müssen. Wir gedenken nicht, den zwei-

ten Teil der göttlichen Verheißung außer acht zu lassen, der da lautet: „WE SCHAFTEM ISCH ACHUZATO WEISCH EL MISCHPACHTO TA-SCHUWU ..."[11]

Jeder Mensch, der unterdrückt wurde, muß und wird den Seinen zurückgegeben werden und den ihm gebührenden Platz in der Gesellschaft wiederbekommen. Es ist dies ein Versprechen, ein Gelöbnis, das ich euch überbringe von euren amerikanischen Waffengefährten und jüdischen Brüdern jenseits des Meeres.

„Ihr werdet ausgehen mit Freuden und dahingeführt werden in Frieden
Berge und Hügel werden vor euch Gesang anstimmen
Und alle Bäume des Feldes in die Hände klatschen
Statt des Dornstrauchs wird die Zypresse sprießen
Statt des Stachelgestrüpps die grünende Myrthe
Man wird den Namen des Herrn rühmen
Des wollen wir eingedenk bleiben
Und es niemals vergessen.

Amen"

[11] Ihr werdet auf Euer Land zurückkehren und in den Schoß Eurer Familie.

Stanislav Zámečník

Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen

Zur Existenz des Himmler-Befehls vom 14./18. April 1945

„Die Übergabe kommt nicht in Frage. Das Lager ist sofort zu evakuieren. Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen. Die Häftlinge haben sich grauenhaft gegen die Zivilbevölkerung in Buchenwald benommen.

Gezeichnet: Heinrich Himmler, Reichsführer SS".

Es ist ein bekannter Befehl. Sein Text ist in Erinnerungsliteratur, in historischen Monographien und in Dokumentsammlungen zu finden. Er wird als Fernschreiben oder Telegramm vom 14. April 1945 bezeichnet. In den einzelnen Publikationen ist die Fassung im grundsätzlichen gleich, nur manchmal wird der „kompromittierende" Satz über die Grausamkeiten in Buchenwald weggelassen. Es differieren jedoch die Angaben, wem der Befehl galt und wie er an die Öffentlichkeit geriet.

Gewöhnlich ist er an den Kommandanten des Konzentrationslager Dachau adressiert, manchmal an die Kommandanten von Dachau und Flossenbürg und manchmal, wie im Sammelband „So ging es zu Ende", ist der Kreis der Adressaten noch größer: „An die Lagerkommandanten der Konzentrationslager".[1]

Über die Art und Weise der Beschaffung des Dokuments gibt es eine Reihe von Versionen. Wir suchen nur einige davon heraus:

Im Tagebuch von Kupfer-Koberwitz lesen wir unter dem Datum 1.5. 1945: „Es gibt eine Nachricht, daß ein Kanadier ein zerrissenes Papier in der Kommandantur fand und es zusammensetzte. Es entpuppte sich als eine Order Himmlers, die besagte, daß kein Häftling Dachau lebend verlassen darf."[2]

Die Mitglieder des internationalen Gefangenenkomitees, Arthur Haulot und Ali Kuči haben geschrieben: „Eine der SS nahestehende Frau, von uns in geeigneter Weise bearbeitet, hat für uns vom Tische des Kommandanten einige Dokumente entwendet und aus einem Befehl Himmlers den wichtigsten Abschnitt abgeschrieben ... eine an den SS-[Ober-]-Gruppenführer Pohl gerichtete Anweisung lautet wörtlich: „Die Übergabe kommt nicht in Frage ...", usw.[3]

---

[1] So ging es zu Ende, Neuengamme. Dokumente und Berichte, Hamburg 1966, Seite 46.

[2] Edgar Kupfer-Koberwitz, Die Mächtigen und die Hilflosen, 2. Band, Stuttgart 1960, S. 260–261.

[3] Haulot Arthur, Kuči Ali, Dachau, Bruxelles 1945, zitiert nach der nicht publizierten deutschen Übersetzung von Gustav Gorsch, die im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau aufbewahrt wird.

Teodor Musiol geht von den Angaben des früheren Blockschreibers Walter Hnaupek aus und schreibt, daß Hauptsturmführer Schwarz, der Pohl das Telegramm am 24. April überreichte, dessen Abschrift den Gefangenen für 10 Tausend Mark verkauft hat.[4]

Nach H. Carls wurden auf der Kommandantur nach der Befreiung des Lagers zwei Telegramme gefunden. Dem bekannten Telegramm vom 14. April folgte am 17. April ein weiteres, das anscheinend eine kategorische Antwort auf irgendeine Frage zum vorherigen Telegramm war:

„Lager evakuieren, Revier bleibt, alles liquidieren, Himmler."[5]

Das alles zusammengefaßt erweckt den Eindruck, daß der Befehl an mehrere Stellen versandt wurde und in mehreren Exemplaren gefunden wurde. In keiner der zahlreichen Publikationen finden wir jedoch den Hinweis, wo das Original aufbewahrt ist. Auch die Archivforschung brachte bisher kein Ergebnis.

Kein Wunder, daß die Mehrzahl der Historiker unter diesen Umständen den Himmler-Befehl für nicht nachweisbar hält, und deshalb erscheint sein Text auch nicht in der Ausstellung des Museums in Dachau.

Gegenüber den meisten Historikern habe ich den Vorteil, daß ich gewissermaßen ein Augenzeuge bin, und das half mir sehr, mich bei der Forschung zu orientieren.[6]

Leider habe ich lange Zeit nicht geahnt, wie schwierig es sein wird, die Existenz so eines bekannten Dokumentes zu beweisen, und so habe ich nicht rechtzeitig die Zeugenaussagen der Personen sichergestellt, die es auf der Plantage fanden oder mit ihm zu tun hatten. Als ich mich schließlich im Jahre 1980 darum bemühte, war es bereits zu spät. Von den sechs wichtigsten Augenzeugen lebten nur noch zwei, und der Inhalt aus ihrem Gedächtnis - so wie auch aus dem Gedächtnis der indirekten Zeugen, an die ich mich wandte - war durch den Abstand von 35 Jahren stark deformiert. Denn ihre Erinnerungen sind nicht nur verblaßt, sondern auch durch spätere Überlieferungen und Literatur verzerrt. Glücklicherweise sind wir nicht nur auf sie angewiesen. Es gibt eine wertvolle Quelle, die von Forschern bisher außer Acht gelassen wurde. Es sind etliche Nachrichten aus hektographierten Mitteilungsblättern, die nach der Befreiung von Nationalausschüssen der befreiten Häftlinge von Dachau herausgegeben worden sind.

---

[4] Teodor Musiol, Dachau 1933-1945, Kattowitz 1968, S. 271, Verm. 2

[5] Hans Carls, Dachau, Erinnerungen eines katholischen Geistlichen aus der Zeit seiner Gefangenschaft 1941-1945, Köln 1946. Zitiert nach dem Manuskript, das in der Bibliothek der KZ-Gedenkstätte Dachau aufbewahrt ist, S. 200.
Der gleiche Text unter dem Datum 17. April 1945 in den repatriierten Akten der tschechischen Gefangenen von Dachau im Historischen Militärarchiv in Prag, ist nur mit der Schreibmaschine auf ein Stück Papier, ohne jegliche weitere Angaben, geschrieben.

[6] Dieser Aufsatz ist aufgrund von Quellen geschrieben, die ich zitiere. Nur in einem Fall ergänze ich die faktographische Angabe durch eigene Erinnerung in der Anmerkung, deutlich abweichend von den Angaben der anderen.

Bei der Forschung nach Quellen hat mir sehr Stane Šinkovec aus Kranj in Jugoslawien geholfen, der auch in seiner Monographie aus dem Jahre 1981 die bis dahin umfangreichste Dokumentation zu dieser Problematik veröffentlichte.[7] Wesentliche Angaben über den Erwerb des Dokuments und über sein weiteres Schicksal beinhaltet der Aufsatz „Was uns erwartete", veröffentlicht am 5. Mai 1945 im hektographierten Blatt „V nový život."[8] Wir lesen darin, daß im Gebäude des „Labors" auf der Plantage, wo Ende April 1945 die Kanzlei des Obergruppenführers Pohl gewesen ist, die tschechischen Häftlinge Major, Valášek und Brlica am 25. April 1945[9] herumliegende Papierfetzen irgendeines Schriftstückes fanden. Als sie von dem tschechischen Chemiker Jiří Hell wieder zusammengestellt und auf Cellophan geklebt worden waren, zeigte sich, daß es eine Meldung des Hauptsturmführers Koegel vom 24. April 1945 mit der Überschrift „Bericht über meine Reise nach Flossenbürg" war. Dieses Dokument beinhaltete Informationen über die Evakuierung des Flossenbürger Lagers sowie den Text von Himmlers Telegramm vom 18. April 1945, das SS-Sturmbannführer Grothmann entgegengenommen hatte. Der Text des Telegramms (das wir mit dem Datum 14. 4. 45 kennen), beginnend mit den Worten „Die Übergabe kommt nicht in Frage ...", ist im Aufsatz in tschechischer Übersetzung zitiert.

Zur Illustration der Greuel des Todestransportes wird ein Fragment der Meldung Koegels zitiert: „In den Straßengräben nach Straubing lagen sehr viele Leichen der Häftlinge. Ich befahl den Gemeinden dieses Gebietes das Wegräumen der Leichen." Am Ende teilt der Verfasser des tschechischen Berichtes mit, daß das Dokument dem amerikanischen Lagerkommandanten übergeben wurde.

Der Befehl betraf also nicht Dachau, sondern Flossenbürg und kam nicht im Original in die Hände der Häftlinge, sondern als Zitat im Rahmen einer umfassenderen Nachricht. Dessen Autor ist nicht, wie wir noch zeigen werden, der Kommandant des KZ Flossenbürg, Koegel, sondern der SS-Hauptsturmführer Schwarz, der in der Meldung Informationen weitergibt, die er von Koegel erhalten hatte. Wir finden hier noch andere, unwesentliche Ungenauigkeiten, aus denen wir schließen, daß der Verfasser nach Übergabe des Dokuments an die Amerikaner keine komplette Abschrift besaß und, mit Ausnahme des Telegramms, den Aufsatz nach dem Gedächtnis schrieb.

Von den vier hier genannten Häftlingen lebte 1980 nur noch Jiří Hell. Im Aufsatz kommt nicht der Name Jaroslav Ficner vor, der am Fund beteiligt gewesen ist und noch lebt. Beide schrieben mir in Form eines Briefes im Jahre 1980

---

[7] Stane Šinkovec, Monographie des Konzentrationslagers Dachau, Sammelbuch Dachau, Ljubljana 1981, S. 7–252.

[8] V nový život, Mitteilungsblatt des tschechischen Nationalausschusses in Dachau Nr. 3 vom 5. Mai 1945, S. 5. Die Kopie befindet sich im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau, wo für die Dokumentation von Himmlers Befehl ein eigener Ordner vorhanden ist. Wird in nachfolgenden Quellenangaben als „Dokumentation" bezeichnet.

[9] Die Nachricht ist vom 24. April und wurde bereits „einen Tag später" gefunden.

ihre Erinnerungen. Karel Kašák stellte mir den Text seiner Rundfunkansprache, die er im Jahre 1965 nach Informationen von Jan Brlica hielt, zur Verfügung. Aus den Erinnerungen der indirekten Zeugen ist ein Brief von Josef Matoušek interessant, ebenfalls aus dem Jahre 1980. Mit Hilfe dieser vier Zeugenaussagen versuchen wir einige im Aufsatz enthaltene Angaben zu präzisieren und zu erweitern.[10]

Auch aus anderen Quellen wissen wir, daß ein Teil des sog. „Wirtschafts-Verwaltungs-Hauptamtes", dem die Konzentrationslager unterstanden, mit dem Chef dieser Institution, SS-Obergruppenführer Oswald Pohl[11], vor dem Kriegsende nach Dachau evakuiert worden ist. Im sog. „Wissenschaftlichen Gebäude" auf der Plantage ist eine Wohnung gewesen, die von Pohl bereits früher, bei seinen Reisen nach Dachau, genutzt worden war. Im Klubraum dieses Gebäudes war vor dem Kriegsende eine Gruppe von etwa 12 Offizieren tätig, die von Kašak als Pohls Stab charakterisiert wurden. Die Tätigkeit eines „Hausl" übte dort Jan Brlica aus. In diesem Gebäude hat Jaroslav Ficner geputzt.

Zusammen mit Brlica hielt er sich oft im sog. „Spülraum" auf, wo sie das Laborgeschirr und das Geschirr aus dem Klubraum gespült haben. Ihre Aufmerksamkeit wurde durch Abschnitte eines Schriftstückes geweckt, die sie in einer benutzten Kaffeetasse[12] fanden und auf die sie die im Labor arbeitenden Mithäftlinge aufmerksam machten. Jiří Hell hat aus diesen Papierfetzen jenes Dokument zusammengesetzt, von dem in dem tschechischen Aufsatz die Rede ist. Die Erinnerungen ermöglichen uns, den Kreis der Leute im Labor zu erweitern, die eingeweiht waren. Außer den im Aufsatz genannten und Ficner, ist es auch noch Josef Brym gewesen. Aber es ist wahrscheinlich, daß noch andere eingeweiht waren. Hell schreibt, daß sie die zusammengeklebten Abschnitte einer „Reihe von Leuten" gezeigt haben, die im Labor arbeiteten, Matoušek, Brym, Major, Valášek und höchstwahrscheinlich noch vielen anderen.[13] Zu letzteren gehörte der Kommandokapo, der Österreicher Hilbert, und mindestens noch ein polnischer Chemiker, der mit Hell[14] im Labor arbeitete.

---

[10] Die Briefe von Hell, Ficner und Matoušek sind zusammen mit dem Auszug aus dem Manuskript von Kašák in der Dokumentation hinterlegt. Karel Kašák ist ein Journalist aus Prag. In Dachau arbeitete er im privilegierten Kommando der Maler, die im Auftrag der SS Zeichnungen und Gemälde von Pflanzen anfertigten. Sie hatten auf der Plantage relativ viel Bewegungsfreiheit, deshalb ist er ein guter Kenner damaliger Verhältnisse. Kašák hat die Erinnerungen von Brlica in seiner Ansprache sehr frei verwendet, eben belletristisch. Man muß deshalb manche Angaben reserviert betrachten. Wertvoll sind Passagen, die aus seiner Kenntnis der Plantage resultieren.

[11] Protokolle des 4. Nürnberger Prozesses, Tschenschers Verhör, S. 2331 und Pohls Verhör, S. 1505-1506. Staatliches Zentralarchiv Prag, fond Nor/4

[12] Über den Fund in einer Kaffeetasse schreibt Ficner und auch Kašák, der von Brlica informiert war. Hell nimmt an, daß die Abschnitte im Aschenbecher gewesen sind.

[13] Hells Brief, Dokumentation.

[14] Vom eingeweihten Hilbert schreiben Ficner und Kašák. Den polnischen Chemiker erwähnt Ficner beim Nennen der Kommandomitglieder.

Das Dokument wurde auf der Plantage sorgfältig versteckt. Nach der Rückkehr ins Lager wurden noch Dr. med. František Bláha, Mitglied des sich damals formierenden illegalen internationalen Komitees, und die kommunistischen Abgeordneten Ladislav Kopřiva und Gustav Kliment, die mit der illegalen Leitung des Lagers in Verbindung waren, informiert. Von diesen lebt keiner mehr, Bláha und Kopřiva jedoch haben ihre Memoiren geschrieben, in denen sie das Dokument erwähnen, das in der kritischen Zeit vor der Befreiung von tschechischen Häftlingen auf der Plantage gefunden wurde.[15]
Nach den Informationen des verstorbenen Majors Josef Brym, Militärreferent des Tschechoslowakischen Nationalausschusses in Dachau, beschreibt Josef Matoušek in einem Brief, unter welchen Umständen das Dokument den Amerikanern übergeben wurde.
Häftlinge, die in Dachau befreit worden sind, können sich erinnern, daß es in der Nacht nach der Befreiung des Lagers in unmittelbarer Nähe zu heftigem Feuer von Handwaffen kam und anschließend zu Artilleriefeuer. Brym erzählte dann Matoušek, daß der Kommandant der amerikanischen Division, die das Lager befreite, vor den Häftlingen erklärt hat, wenn es nicht gelungen wäre, den nächtlichen Gegenangriff abzuwehren, und wenn es zum Massaker der Häftlinge gekommen wäre, hätte er sich erschießen müssen, da er nicht nach Plan vorgegangen war. Als er die Ergebnisse der Todesmärsche gesehen hatte, beschleunigte er die Befreiung um drei Tage, obwohl er im Rücken nicht ausreichend gedeckt war. Deshalb übergaben ihm die tschechischen Häftlinge das Dokument, damit er einen Beweis für die Richtigkeit seiner Entscheidung hatte.[16]
Wahrscheinlich wurde das Dokument den Amerikanern zusammen mit einer englischen Übersetzung übergeben. Ende April 1985 hat mir, ganz zufällig, der Mitgefangene Jaroslav Vele aus Prag mitgeteilt, daß er einen Durchschlag der englischen Übersetzung der Nachricht von Schwarz besitzt. Diesen Durchschlag bekam er in Dachau von Václav Vyšohlíd nach der Befreiung, der damals als Dolmetscher für Dr. Bláha tätig gewesen ist, bei dessen Kontakten mit den amerikanischen Behörden und den Vertretern des Militärgesundheitsdienstes.[17] Aus der Übersetzung ist ersichtlich, daß diese von jemandem stammen muß, für den Englisch nicht die Muttersprache war.[18]
Wie aus dem Genannten ersichtlich ist, ergänzen und präzisieren die Erinne-

---

[15] František Bláha, Medicína na sĭkmej ploche, Preßburg, Osvěta, 1964, S. 223. Kopřivas Memoiren, Ende der sechziger Jahre verfaßt, wurden nicht publiziert. Das Manuskript ist im Archiv FUV SPB in Prag, S. 28.

[16] Der Brief befindet sich in der Dokumentation. Matoušek, der gleichfalls Offizier der Tschechischen Armee gewesen ist, teilte mit Brym über Jahre hinweg einen gemeinsamen Schrank. Sog. „Spindkollegen" waren auch die vertrautesten Freunde.

[17] Bláha, als Mitglied des Internationalen Komitees, verantwortlich für Gesundheitswesen, arbeitete eng mit amerikanischen Ärzten zusammen.

[18] Zusammen mit J. Vele trafen wir am 13. Mai 1985 Dozent Vyšohlíd. Der konnte sich an die Übersetzung leider nicht mehr erinnern. Er erklärte uns, daß er am 5. Mai 1945 schwer erkrankt war und seitdem Gedächtnislücken habe. Die Kopie der Übersetzung ist in der Dokumentation aufbewahrt.

rungen der Augenzeugen die Angaben des Aufsatzes „Was uns erwartete" im Hinblick auf die Art der Beschaffung und das Schicksal des Dokuments. Ganz anders ist es mit der Schilderung des Inhaltes des gefundenen Dokumentes. Mit Ausnahme von Ficner sprechen alle über ein gefundenes Telegramm, das entweder für den Kommandanten des KZ Dachau oder für Pohl bestimmt war.

Aus diesen Erinnerungen und aus Dokumenten ist nämlich ersichtlich, daß der Teil des Himmler-Befehls, der für die Häftlinge in Dachau eine aktuelle Warnung war, am meisten Aufmerksamkeit erfuhr. Den übrigen Passagen der Nachricht von Schwarz widmete niemand große Aufmerksamkeit. Die mündlichen Überlieferungen, daß es ein Befehl gewesen sei, der auch Dachau betraf, wurden sehr bald so vereinfacht, als ob der Befehl nur für Dachau bestimmt war.[19]

Nur Ficner kann sich noch erinnern, daß es kein Telegramm, sondern ein Brief gewesen ist. Auch wenn er seinen Inhalt unklar darstellt, was nach so langer Zeit verständlich ist, so ist doch klar, daß er die Nachricht von Schwarz gelesen hat.[20]

Das Original der Meldung ist bisher unerreichbar. So bleibt nichts anderes übrig, als die englische Version zu verwenden. Um Entstellungen vorzubeugen, die beim wiederholten Übersetzen entstehen, sehen wir von der Rückübersetzung ins Deutsche ab. Mit Ausnahme der umstrittenen Passagen schildere ich nur kurzgefaßt den Inhalt. Der forschungsinteressierte Leser kann sich mit dem im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau liegenden Gesamttext der englischen Version vertraut machen.

Schwarz wurde höchstwahrscheinlich im Zusammenhang mit der Evakuierung des Lagers von Dachau nach Flossenbürg delegiert. In seinem Bericht gibt er an, daß, als er sich am 22. April gegen Mittag Flossenbürg näherte, das Lager bereits evakuiert und von amerikanischen Soldaten besetzt war. Bei der Bemühung, die Kolonnen der Häftlinge, die zu Fuß in Richtung Dachau gingen, einzuholen, wurde er mehrmals durch feindliches Feuer angegriffen. Am nächsten Tag erreichte er hinter Cham eine Kolonne von ca. 3000 Häftlingen, und später auf dem Weg von Cham nach Straubing begegnete er dem Kommandanten des Lagers, SS-Obersturmbannführer Koegel, und überreichte ihm ein Schreiben von Pohl. Daraufhin erhielt Schwarz von Koegel folgen-

---

[19] Als Dr. Major in das Revier kam, um Dr. Bláha und L. Kopřiva zu informieren, zeigte er auch mir und F. B. Dohalsky (dem früheren tschechischen Botschafter in Wien, der als Patient in meiner Abteilung lag) eine Abschrift von Himmlers Nachricht. Ich kann mich nicht an seine Äußerung erinnern, ob der Text der Nachricht in einer umfangreicheren Meldung nur zitiert worden ist.

[20] Manche seiner Angaben stimmen mit dem Inhalt des Aufsatzes „Was uns erwartete" überein. Aber z. B. die Passage „... 3 Kolonnen marschieren nach Dachau ... eine Kolonne wurde eingeholt und von englischen Panzereinheiten gefangengenommen" – entspricht, zwar etwas ungenau, nur dem Inhalt der Schwarzschen Nachricht. Ficners Brief und Dokumentation.

de Informationen: Auf die Anfrage Koegels bei der Amtsgruppe „D“[21], ob er das Lager persönlich dem Feind übergeben solle, antwortete ihm SS-Gruppenführer Glücks, der Inspekteur der Konzentrationslager, Koegel möge das Lager durch die deutschen Gefangenen übergeben lassen, er selbst mit seiner Gruppe solle sich einer der kämpfenden SS-Truppen anschließen. Am 17. April brachte jedoch SS-Standartenführer Becher Himmlers Befehl, daß sich die Häftlinge unverzüglich auf den Marsch nach Dachau begeben sollten, nach Flossenbürg. Nach der Inspektion des Lagers fragte Becher über Funk bei Himmler an, ob das Lager nicht doch übergeben werden sollte, da er es in „sehr repräsentativem Zustand“ (very representable conditions) vorgefunden hatte. Am 19. April bekam er die Antwort aus Fürstenberg vom 18. April, die der SS-Sturmbannführer Grothmann entgegennahm. Sie beinhaltet den bekannten Text von Himmlers Befehl, der mit den Worten „Die Übergabe ...“ beginnt, (ebenfalls ins Englische übersetzt). Danach, wie Schwarz schilderte, wurden die Häftlinge in Marschkolonnen formiert, von denen die letzte am 20. April um etwa 18 Uhr Flossenbürg verlassen hat. In der Nähe von Roding bei Cham kamen die Kolonnen mit feindlichen Panzerkräften in Kontakt. Schwarz nahm an, daß es diesen Kolonnen nicht gelingen würde, durch das vom Feind besetzte Gebiet durchzudringen. Eine Gruppe von ca. 3000 Häftlingen marschierte in Richtung Straubing. Obersturmbannführer Koegel stand, wie Schwarz berichtete, mit ihr in Verbindung.

Abschließend berichtete Schwarz, daß die Mehrzahl der Häftlinge nicht in der Lage gewesen sei, den Weg fortzusetzen, es war deshalb klar, daß nur deren geringster Teil bis nach Dachau kommen würde. „An Straßenrändern liegen eine Menge totgeschossener Häftlinge“ (shot prisoners) setzte Schwarz fort, und fügte hinzu, daß Koegel den Bürgermeistern der jeweiligen Gemeinden befahl, die Leichen zu begraben. In der Depesche fehlt der Satz: „Das Lager ist sofort zu evakuieren“. Er ist jedoch in der tschechischen Nachricht enthalten, und wie wir zeigen werden, auch in der polnischen Nachricht, die auf dem deutschen Original fußt. Es wäre unlogisch vorauszusetzen, daß die Autoren dieser Nachrichten einen Satz erfunden hätten, der die Brutalität des Befehls abschwächt und daß dieser zudem noch von beiden übereinstimmend erfunden worden wäre. Es bleibt nur noch die zweite Alternative, daß dieser Satz entweder versehentlich oder, im Bemühen nach Dramatisierung, bei der Übersetzung weggelassen worden ist.

In der englischen Übersetzung ist die Formulierung undeutlich, auf welche Weise Becher Himmlers Befehl bekam. Hier ist aufgeführt:

„Following this came as answer a radio message from Fürstenberg 9757 from April 19. to the Staf. Becher, arrived at Flossenbürg 19,06“.

„F.S./propably Fern-Schreiben/from April 18. to SS-Stubaf. Grothmann received“.

---

[21] Abteilung des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamts, Berlin, zuständig für Konzentrationslager.

Das erweckt den Eindruck, daß zwei Antworten kamen. Eine per Funk, die zweite per Fernschreiben. Die Aufklärung dieser Frage ist wichtig, weil die Möglichkeiten der Fernschreibverbindung zwischen Nord- und Süddeutschland zu dieser Zeit in Frage gestellt werden. Die Unverständlichkeit könnte durch falsche Interpunktion in der Übersetzung verursacht werden. Wenn wir den Punkt am Ende des ersten Satzes durch einen Doppelpunkt ersetzen, ergibt sich daraus, daß Himmlers Depesche vom 18. April der Fürstenberger Funkstation per Fernschreiber übermittelt wurde und von hier aus am 19.4. gesendet wurde. In diesem Fall wäre nur noch eine lokale Fernschreibverbindung in Frage gekommen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Buchstaben „F.S." eine Abkürzung für „Funk-Stelle" (auch gängig) ist und der Übersetzer diese Abkürzung für „Fern-Schreiben" gehalten hat und in diesem Sinne auch den Satz stilisiert hat. In jedem Falle müssen wir den Umstand berücksichtigen, daß das deutsche Original aus kleinen Abschnitten zusammengeklebt, vermutlich nicht gut leserlich war.

Neben den tschechischen Informationen über den Fund des Dokumentes im Aufsatz „Was uns erwartete", haben auch andere Volksgruppen ihre Nachrichten veröffentlicht. Die erste druckte eine jugoslawische Zeitschrift am 3. Mai unter der Überschrift „Uns allen haben sie den Tod vorbereitet". Hier ist aufgeführt, daß polnische Genossen, die nach Ankunft der amerikanischen Truppen Gelegenheit hatten, ausführlich die Wohnung des SS-Generals Pohl zu durchsuchen, „auf ein kostbares Dokument stießen, das bezeugt, daß Himmler und seine Henker, in den letzten Tagen ihrer Macht, uns allen einen gewaltsamen Tod vorbereitet haben. Himmlers Befehl vom 14. April 1945, an die Kommandanten der Lager Dachau und Flossenbürg in Beantwortung ihres Vorschlages, diese zwei Lager an Amerikaner zu übergeben, ist ein offizielles Dokument. Das Dokument, das Himmlers Unterschrift trägt, lautet:"[22] ...
(Es folgt die slowenische Übersetzung von Himmlers Befehl).

Grundlage für diesen Artikel lieferte wahrscheinlich irgendeine mündliche Information; die Polen haben diese Nachricht später abgedruckt. Sie ist sehr kurzgefaßt:

„Himmlers Befehl: Auszug (Wyjatek) aus dem Himmler-Befehl für Dachau und Flossenbürg als Antwort auf den Vorschlag des Lagerkommandanten zur Übergabe der Häftlinge an die Verbündeten.
14.4.45
„Die Übergabe kommt nicht in Frage. Das Lager ist sofort zu evakuieren. Kein Häftling darf lebendig in die Hände des Feindes kommen. Die Häftlinge haben sich grauenhaft gegen die Zivilbevölkerung in Buchenwald benommen. - H. Himmler."
Es folgt die polnische Übersetzung dieses Befehls und dann nur noch der Nachtrag „Auszug aus der Nachricht des SS-Hauptsturmführers Schwarz, die am 24.4. dem SS-Obergruppenführer Pohl vorgelegt wurde. br."[23]

---

[22] Dahavski Poročevalec, glasilo Jugoslavskega narodnoosvob. odbora v Dahavu, Nr. 2, vom 3.5.1945, S. 6

[23] Glos Polski, Organ Komitetu Polskiego. Ich habe nur eine Kopie der Seite 6, auf der die Nachricht ist. Aus einem zusätzlichen Vermerk geht hervor, daß es Nr. 2 sein könn-

Im Gegensatz zu der jugoslawischen Nachricht gibt es hier keine Angaben darüber, wie das Dokument sichergestellt wurde.

Am 10. Mai veröffentlichte der Dahavski Poročevalec den ganzen Text des tschechischen Artikels „Was uns erwartete" und dementierte seine ursprüngliche Nachricht: „Es ist das Verdienst der tschechischen Genossen (nicht der Polen, wie wir letztens in unserem Blatt irrtümlicherweise berichteten), daß das genannte wertvolle Dokument der nazistischen Bestialität für die Öffentlichkeit gerettet wurde". In einer Anmerkung fügte die Redaktion D. P. hinzu, daß man bereits in der „Weltpresse" Nachrichten über den Erwerb dieses Dokumentes gefunden hatte.[24]

Siebzehn Tage später erscheint im Dahavski Poročevalec als Nachtrag zu diesem Aufsatz der vollständige Text von Schwarz' Nachricht, aus dem Englischen ins Slowenische übersetzt.[25] Im Hinblick auf die vorhergehende Information über die Entdeckung des Dokumentes in der „Weltpresse" könnten wir annehmen, daß die Übersetzung aus irgendeiner Zeitung stammt. Dem scheint aber nicht so zu sein. Durch den Vergleich können wir leicht feststellen, daß als Grundlage der uns bereits bekannte Text in der englischen Übersetzung diente[26], den ich jedoch in den amerikanischen und britischen Journalen aus dieser Zeit nicht finden konnte. Auch wenn ich nicht die Möglichkeit hatte, alle bedeutenden Zeitschriften durchzuschauen, kann man voraussetzen, daß sich das Dokument einer beachtlichen Publizität erfreut hätte, und so wäre es sicher nicht schwierig gewesen, dieses zu finden. Außerdem hat das Kommando der 6. Armeegruppe der Alliierten am 6. Mai ein Kommuniqué veröffentlicht, welches die Unkenntnis von Schwarz' Dokument beweist. In der Associated Press Nachricht vom 6. Mai 1945 wird zitiert: „Der Gestapochef Heinrich Himmler befahl am 14. April die Evakuierung des berüchtigten Konzentrationslagers Dachau und die Vernichtung aller Gefangenen, damit keine Zeugen der deutschen Grausamkeit in die Hände der Verbündeten fallen".[27]

Aus dem Genannten ist ersichtlich, daß sowohl die authentischen schriftlichen Quellen als auch die Erinnerungen voller Widersprüche sind, die nicht ganz eindeutige Schlußfolgerungen ermöglichen. Nichtsdestoweniger ermöglichen sie die Beantwortung der grundsätzlichen Frage: Himmlers Befehl kann als nachgewiesen gelten. Die englische Übersetzung des Dokumentes ist derma-

---

te, aber das Datum ist nicht aufgeführt. Auf der gleichen Seite ist eine Nachricht über die Ansprache des polnischen Präsidenten vom 3. Mai. Das Mitteilungsblatt mußte deshalb später erschienen sein.

[24] Dahavski Poročevalec Nr. 8 vom 10. 5. 1945, S. 5, Kopie in der Dokumentation.

[25] Dahavski Poročevalec Nr. 23 vom 27. 5. 1945, S. 8, Kopie in der Dokumentation.

[26] Außer den neuen Ungenauigkeiten wiederholen sich die ungenauen Angaben der englischen Übersetzung. Auch hier fehlt der Satz „Das Lager ist sofort zu evakuieren". Es wiederholt sich die Anmerkung des Übersetzers, der die Abkürzung „F.S." erklärt mit den Wörtern „propably Fern-Schreiben". In beiden Übersetzungen sind die gleichen Sätze unterstrichen.

[27] New York Times, 7. 5. 1945.

ßen mit Informationen über nachweisbare Zeit- und Ortsangaben angefüllt, Angaben über konkrete Militärsituationen in diesem Raum und über den Verlauf der Evakuierung sowie auch über Persönlichkeiten und SS-Institutionen, daß die Möglichkeit einer Fälschung, die es dann bereits in den ersten Maitagen 1945 hätte geben müssen, ausgeschlossen ist. Die Nachrichten in den polnischen und tschechoslowakischen Lagerzeitschriften vom Anfang Mai und schließlich die vollständige Übersetzung in der jugoslawischen Zeitschrift beweisen die Existenz von Schwarz' Nachricht in dieser Zeit. Der Text von Himmlers Befehl gehört zum Kontext der Schwarzschen Nachricht, er ist deren unteilbarer Bestandteil. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß das in Stücke zerrissene und auf Cellophan aufgeklebte Original in den USA noch entdeckt wird.

Die dokumentarische Evidenz weist auf unsere Version hin, schließt aber eine andere Version nicht aus. Was die unterschiedlichen Angaben in den Druckschriften vom Mai 1945 betrifft, steht ziemlich fest, daß es nur ungleiche Interpretationen der gleichen Quelle sind.

Das Datum 14. April 1945 kommt zum erstenmal in der polnischen Version vor, die von der Schwarzschen Nachricht ausgeht. Sollte dieses Datum nicht durch weitere Dokumente belegt werden, muß es ein Irrtum sein, denn organisch fällt in den Verlauf der in dieser Nachricht geschilderten Ereignisse der 18. April, keinesfalls der 14. April. Außerdem erscheint der 18. April, unabhängig von der Übersetzung, auch im Aufsatz „Was uns erwartete", der nach dem Original geschrieben wurde.

Zum erstenmal, wenn auch in undeutlicher Formulierung, erscheint in der polnischen Version auch die Bestimmung für Dachau, wörtlich heißt es da „Auszug aus dem Befehl ... für Dachau und Flossenbürg als Antwort auf den Vorschlag des Kommandanten (von welchem KZ, ist nicht aufgeführt) zur Übergabe der Häftlinge an die Verbündeten".

Dies steht im Widerspruch zum Inhalt des Dokuments. Der Befehl betraf direkt Flossenbürg, auch wenn klar gewesen ist, daß dasselbe auch für Dachau gegolten hätte. Der Befehl war nicht die Antwort auf den Vorschlag eines Lagerkommandanten, sondern auf den Vorschlag von Himmlers Bevollmächtigtem, dem SS-Standartenführer Becher.

Es ist vorauszusetzen, daß die Polen - ebenso wie die Tschechen - auf der Plantage nur den Text des Befehls abgeschrieben haben, alle anderen Angaben aber haben sie aus dem Gedächtnis ergänzt. Was jedoch die Interpretation des Befehls als Dachauer Angelegenheit betrifft, so spiegelt sich hier die Tendenz, die wir schon erwähnten und die sich auch in späteren Publikationen findet. Die Anzahl derer, an die das Dokument gerichtet war, wird vergrößert und schließlich ist es von der unklaren polnischen Formulierung nur noch ein kleiner Schritt zur kategorischen Behauptung, die wir im Kommuniqué der 6. Armeegruppe finden, daß der Befehl eine Antwort auf den Vorschlag des Kommandanten von Dachau gewesen ist.

In keiner dieser ersten Druckschriften wird vom direkten Auffangen eines Te-

legramms oder Fernschreibens gesprochen. Die Amerikaner sprechen von „Dokumenten".
Mit Ausnahme der dementierten ersten jugoslawischen Nachricht gibt es keine andere Version darüber, wo und auf welche Weise das Dokument sichergestellt wurde, außer der, die wir als tschechisch bezeichnen können - obwohl es in mündlicher Überlieferung bereits verschiedene Versionen gab, wie z. B. in den Aufzeichnungen von Kupfer-Koberwitz, die wir am Anfang zitiert haben. In der polnischen Nachricht sind darüber keine Angaben zu finden, und im Kommuniqué, spätestens jedoch nach der Interpretation der New York Times, wird ebenfalls die unbestimmte Formulierung verwendet, daß die Dokumente „erworben" wurden. Allerdings ist bereits in der deutschsprachigen, in den USA herausgegebenen Zeitung, „New Yorker Staatszeitung und Herold"[28] die Interpretation wesentlich freier, und die erwähnte Angabe ist bereits so „verbessert", daß es „Dokumente der Lagerverwaltung sind, die von Leuten der Amerikanischen 7. Armee gefunden wurden".
Der hauptsächliche Umstand, der beweist, daß sowohl die Lager- als auch die amerikanischen Presseinformationen von demselben Dokument ausgehen, ist die Tatsache, daß alle grundsätzlichen Differenzen zum erstenmal im polnischen Artikel abgedruckt wurden, in dem Schwarz' Nachricht als Quelle genannt wird.
Das Kommuniqué der 6. Armeegruppe schließt sich ganz deutlich der polnischen Version an. Dies beweist jedoch nicht die Unwahrheit der Information, daß tschechische Häftlinge das Dokument dem amerikanischen Kommandanten übergeben haben. Es wäre erstaunlich, wenn es die einzige Information gewesen sein sollte, die die Amerikaner von den Häftlingen in Dachau bekommen haben. Das Publizieren war offensichtlich von dem Umstand abhängig, wem von dem komplizierten Armeeorganismus die Information überreicht wurde.
Kurz noch zu den verschiedenen Empfängern des Himmler-Befehls und zu den unterschiedlichen Wegen, die er genommen hatte und die in der späteren Literatur beschrieben wurden. Man kann diese Angaben nicht kategorisch ablehnen. Es ist ziemlich sicher, daß auch den Evakuierungen anderer Lager ähnliche Befehle und Direktiven vorausgegangen sind, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch in Dachau ein ähnliches Dokument gefunden worden ist. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß nach Dachau evtl. auch noch an weitere Konzentrationslager gleichzeitig die gleiche Nachricht gesandt worden ist wie nach Flossenbürg.
Himmlers Befehl, so wie er formuliert ist, greift in die Ereignisse von Flossenbürg ein. Sollte er seine Gültigkeit auch für Dachau gehabt haben, evtl. auch noch für weitere Konzentrationslager, entsteht eine Reihe von Widersprüchen, insbesondere dann, wenn er am 14. April 1945 datiert gewesen sein sollte:
a) Der Befehl ist im Singular formuliert. „Das Lager", nicht „Die Lager".

[28] vom 8.5. 1945

b) Die Kommandantur in Dachau hätte Himmlers Befehl zur sofortigen Evakuierung nicht bis zum 26. April ignorieren können.
c) Hätten die Lager Dachau und Flossenbürg gleichzeitig evakuiert werden sollen, oder Dachau sogar schon am 14.4. 1945, ist es unwahrscheinlich, daß die Transporte aus Flossenbürg nach Dachau dirigiert worden wären.
d) Die SS-Führung konnte kein Interesse an der gleichzeitigen Evakuierung aller Lager gehabt haben. Dies hätte als Folge nicht nur die Ausscheidung des wesentlichen Teiles der Rüstungsproduktion gehabt, sondern auch ein Chaos im Verkehr und in den Betrieben, in denen die Fertigung wegen des Abzugs der Gefangenen eingestellt hätte werden müssen, zumal die Masse der „gefährlichen Ausländer" schwer zu beherrschen gewesen wäre.

Die Nachrichten über den Fund des Himmler-Befehls erregten unter den Häftlingen ziemliches Aufsehen. Gross schreibt in seinem Tagebuch unter dem Datum 4.5. 1945, daß im Lager Abschriften im Umlauf seien.[29] Um diese Abschriften herum entstanden Legenden, die zu Quellen von verschiedenen Versionen in Nachkriegspublikationen geworden sind. Aufgrund von Vermutungen wurden dem Text weitere Adressaten hinzugefügt und es entstanden die unterschiedlichsten Versionen über den Fund des Dokumentes.

Himmlers Befehl ist nicht nur als Beweis der nazistischen Willkür bedeutend. In weiteren Zusammenhängen ist er, zusammen mit der Schwarzschen Nachricht, eine wertvolle Quelle zu den Verhältnissen und Tendenzen der Naziführung während der Endphase des Krieges. Der Befehl wurde zu einem Zeitpunkt erteilt, an dem Himmler mehrere Alibi-Maßnahmen unternommen hatte, bei denen das Leben der Häftlinge eine Möglichkeit für einen Ausweg aus seiner katastrophalen Lage gewesen ist.

Zu den Verhandlungen, die der langjährige Vertraute Himmlers, der SS-General Wolf, mit den amerikanischen Organen in der Schweiz führte, kamen Himmlers persönliche Verhandlungen mit Graf Bernadotte über die Rettung der Skandinavier, französischer Frauen und anderer Gruppen von KZ-Häftlingen. Die Verhandlungen erreichten ihren Höhepunkt, als Himmler mit dem Vorschlag für eine separate Kapitulation gegenüber den westlichen Mächten hinter dem Rücken von Hitler kam. Den Verhandlungen mit Bernadotte ging ein Abkommen mit dem Schweizerischen Alt-Bundesrat Musy über den Transport der Juden aus Terezin (Theresienstadt) in die Schweiz voraus. Am 25. April 1945 traf Himmler sogar mit dem Vertreter des Jüdischen Internationalen Kongresses in Stockholm, Masur, zusammen, und bestätigte ihm die bereits gegebenen Versprechen, daß Juden nicht mehr ermordet und auch keine Konzentrationslager evakuiert würden, in denen Juden gefangen gehalten waren.

Himmler kam in Konflikt mit Hitlers Standpunkten, der die brutalsten Maßnahmen verlangte, damit die KZ-Häftlinge das Naziregime nicht überleben. Himmlers Einstellung und auch seine konkreten Maßnahmen unterlagen er-

[29] K. A. Gross, Fünf Minuten vor Zwölf. München o. J. S. 239.

heblichen Schwankungen. Er schwankte zwischen Gehorsamkeit und Angst vor Hitler einerseits und zwischen der Hoffnung, sein Leben zu retten, oder sogar den Ambitionen auf die Stelle des ersten Mannes im nachhitlerischen Deutschland andererseits. Zwischen Treue gegenüber den Naziprinzipien und dem „Führer" und der Angst vor der Zukunft schwankten auch die Standpunkte und Handlungen der Konzentrationslager-Kommandanten. Die Einstellung des Inspekteurs der KL, SS-Gruppenführer Glücks, in Schwarz' Nachricht erwähnt, ergänzt das Bild über die unterschiedlichen Tendenzen und über das Chaos in der Naziführung fünf vor zwölf.

Himmlers mörderischer Befehl ist in allen diesen Zusammenhängen um so kurioser, als er über den SS-Standartenführer Kurt Becher herausgegeben wurde, der sich seit Herbst 1944 an Himmlers Alibi-Maßnahmen beteiligte. Im Nürnberger Prozeß trat Becher in der Rolle des Mannes auf, der bei Himmler das Verbot der Juden-Vernichtung erwirkte und der zum Kriegsende ein Gegner der drastischen Maßnahmen in Konzentrationslagern gewesen ist.

Bayern in der NS-Zeit



Band 1 Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte
Herausgegeben von Martin Broszat, Elke Fröhlich und Falk Wiesemann. 1977. 712 Seiten.

Band 2 Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil A.
Herausgegeben von Martin Broszat und Elke Fröhlich. 1979. XXV, 515 Seiten.

Band 3 Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil B.
Herausgegeben von Martin Broszat, Elke Fröhlich und Anton Grossmann. 1981. 696 Seiten.

Band 4 Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil C.
Herausgegeben von Martin Broszat, Elke Fröhlich und Anton Grossmann. 1981. 760 Seiten.

Band 5 Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand.
Von Hartmut Mehringer, Klaus Schönhoven, Anton Grossmann. 1983. 690 Seiten.

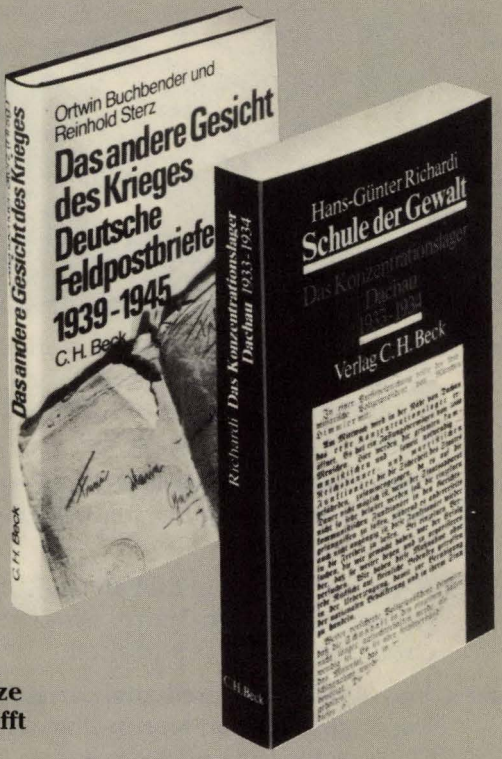
Band 6 Die Herausforderung des Einzelnen. Geschichten über Widerstand und Verfolgung.
Von Elke Fröhlich. 1983. 262 Seiten.

Preis pro Einzelband: DM 48,– Gesamtpreis: DM 248,–

Oldenbourg

Wichtige Bücher zur Aufarbeitung der NS-Zeit

Ortwin Buchbender
Reinhold Sterz (Hrsg.)
Das andere Gesicht des Krieges
Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945. 2., durchgesehene Auflage. 1983. 213 Seiten mit 46 Abbildungen und zahlreichen Dokumenten. Leinen DM 34,–
ISBN 3 406 08677 2



Hans-Günter Richardi
Schule der Gewalt
Die Anfänge des Konzentrationslagers Dachau 1933–1934. Ein dokumentarischer Bericht. Mit einem Vorwort von Hermann Langbein. 1983. XII, 331 Seiten mit 31 Bildern. Broschiert DM 48,–
ISBN 3 406 09142 3

Sibylle Meyer/Eva Schulze
Wie wir das alles geschafft haben
Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945. 3., durchgesehene Auflage. 1985. 239 Seiten mit 67 Abbildungen und Tabellen. Leinen DM 24,–
ISBN 3 406 30330 7

Peter Mertz
Und das wurde nicht ihr Staat
Erfahrungen emigrierter Schriftsteller mit Westdeutschland. 1985. 310 Seiten. Broschiert DM 34,– ISBN 3 406 30537 7

Martin Broszat/Horst Möller (Hrsg.)
Das dritte Reich
Herrschaftsstruktur und Geschichte. 1983. 287 Seiten. Paperback DM 19,80 (BSR 280) ISBN 3 406 09280 2

Verlag C.H. Beck

dtv Deutsche Geschichte der neuesten Zeit

vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart

Herausgegeben von Martin Broszat, Wolfgang Benz und Hermann Graml in Verbindung mit dem Institut für Zeitgeschichte, München. Originalausgaben.

Eine neuartige, 30 Themen umfassende Reihe von Monographien zur Geschichte Deutschlands seit dem Wiener Kongreß – aus der Forschung, für Schule und Studium.

Die ersten 10 Bände sind lieferbar:



4501 / DM 9,80



4502 / DM 12,80



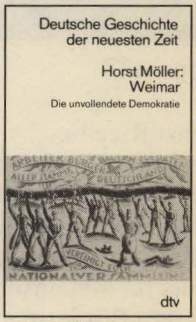
4503 / DM 9,80



4504 / DM 9,80



4507 / DM 9,80



4512 / DM 12,80



4515 / DM 9,80



4516 / DM 9,80



4523 / DM 9,80



4524 / DM 9,80

»Euthanasie« im Nationalsozialismus



Band 4326

Ernst Klee beschreibt erstmals umfassend und detailliert die als Geheime Reichssache bis 1945 durchgeführte Massentötung von alten, kranken oder sonst für »lebensunwert« erklärten Bürgern.
Als Grundlage dienten dem Autor u. a. bisher unbekannte Text- und Bilddokumente aus Archiven der Bundesrepublik, der DDR, aus Österreich, Polen sowie der UdSSR.



Band 4327

Die meisten Materialien werden hier in dieser Form zum erstenmal veröffentlicht oder – sofern sie vor Jahrzehnten schon einmal gedruckt erschienen sind – der Vergessenheit entrissen.
Erschreckend ist nicht allein, was und wie dies geschah. Erschreckend ist, wie viele Menschen freiwillig mitmachten.

Fischer Taschenbuch Verlag

Aus dem Inhalt:

Barbara Distel:
Der 29. April 1945

Hermann Weiss:
Dachau und die internationale Öffentlichkeit – Reaktionen auf die Befreiung des Lagers

Wolfgang Benz:
Zwischen Befreiung und Heimkehr – Das internationale Häftlingskomitee und die Verwaltung des Lagers Dachau im Mai und Juni 1945

Tony Barta:
Antifaschismus und demokratischer Neubeginn – Die Stadt Dachau im ersten Jahr nach dem Nationalsozialismus

Max Mannheimer:
Theresienstadt – Auschwitz – Warschau – Dachau
Erinnerungen

Arthur Haulot:
Lagertagebuch
Januar 1943 – Juni 1945

ISSN 0257-9472